KARL HAUSHOFER

RAUM-ÜBERWINDENDE MÄCHTE



LEIPZIG · B. G. TEUBNER · BERLIN

MACHT UND ERDE

III. BAND

MACHT UND ERDE
HERAUSGEGEBEN VON KARL HAUSHOFER

1. Band: DIE GROSSMÄCHTE VOR UND NACH DEM WELTKRIEGE. 24. Auflage der „Großmächte“ Rudolf Kjelléns. 3. Auflage der Neubearbeitung.
2. Band: JENSEITS DER GROSSMÄCHTE.
3. Band: RAUMÜBERWINDENDE MÄCHTE.

Näheres siehe am Schluß des vorliegenden Bandes.

RAUMÜBERWINDENDE MÄCHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

M. HESCH / R. W. GRAF v. KEYSERLINGK / O. MAULL
E. OBERHUMMER / E. OBST / K. SAPPER / G. SCHMIDT-ROHR
K. WIEDENFELD / W. WÜST

HERAUSGEGEBEN VON

DR. KARL HAUSHOFER
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN

MIT 63 KARTENSKIZZEN UND GRAPHISCHEN DARSTELLUNGEN



1934
LEIPZIG UND BERLIN
VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER

VORWORT

Vor Jahresfrist — als der III. Band von Macht und Erde feste Gestalt gewann, dem aber ein I. und II. so lange vorausgegangen waren, daß sie mit Stolz zu den Bahnbrechern heimat- und weltpolitischer Erneuerung zählen — da hatten Herausgeber und Verlag ein Werbeschreiben geschlossen: „Weder der Weltlauf, noch die Weltwirtschaft und die besondere Lage Mitteleuropas läßt uns noch lange Zeit zum Abschluß des Weltbildes unserer zahlreichen Leser." Zeit-Umstände haben das Erscheinen des III. Bandes verzögert, obwohl wesentliche Teile seit Jahresfrist bereit lagen. Aber der Inhalt — so wertvoll er auch für die Weltpolitik des Tages ist — rechnet mit langen Zeiträumen des Werdens eines Weltbildes aus der Vergangenheit voraus zur Formung von Fernschau und Voraussage auf weite Zukunft.

Daß Geopolitik eine der leistungsfähigsten Dienerinnen unseres Volkes beim Aufbau seines Weltbildes war und sich mit diesem Ruf weltüber durchgesetzt hatte, das wußten die Vorkämpfer der Geopolitik, als 1933 drei erneuerte Großmächte denen alten Stils gegenüberstanden. Gern hätten sie ein rassen- und volksdeutsches Wort für die schnell zunehmende anerkannte gute Sache der Geopolitik gehabt; viele haben sich darüber den Kopf zerbrochen; sie wußten wohl, daß ihr Geheimnis in den beiden Urworten Macht und Erde stecke, vielleicht durch ihre Verbindung zu lösen sei. Aber „Erdmacht" hatte bereits eine andere Prägung des Wortwertes, bezeichnete etwas halb Mystisches, so daß seine Übernahme auf unser Gebiet zu Mißdeutungen geführt hätte, um der Geopolitik mystische Neigungen anzudichten, von denen sie weit entfernt ist. Jenes anmutige Märchenwort von den „Träumereien an französischen Kaminen," auf geopolitische Kamine einmal scherzhaft angewandt, dann aber bis zum Überdruß wiederholt, wäre erst recht weiter mißbraucht worden. Sie will ja doch gerade das Volk in Europas Mitte verhindern, wieder Beute seiner Träumereien zu werden, will es befähigen, „fremde Völker zu sehen, wie sie wirklich sind, nicht wie man sie sich träumt" — um eines unserer Ziele unter dieses gute Leitwort von Drygalski zu stellen.

Noch schärfer als Großmächte, als Mächte, die es einmal waren oder dereinst zu sein hoffen und scharf umrissen in ihren Erdräumen stehen, bedürfen aber alle jene Kräfte sorgfältiger Prüfung, die raumüberwindend auftreten wollen und doch vom Raum nicht loskommen, nicht frei werden von dem Wunsch, ihn sich dienstbar zu machen, oder anderen ihren Raum zur eigenen Verkörperung darin zu entreißen, zu entwinden, abzulisten oder abzutrotzen, zu rauben oder zu stehlen. . . .

Diese Mächte vor allem also sind es, denen die Abhandlungen und Beobachtungen dieses III. Bandes gelten. Ob sie nun von vornherein auftreten mit der edlen Verheißung, ihr Reich sei nicht von dieser Welt, oder ob sie irdische Nahrung für Götter, Helden oder Ahnengeister fordern; ob sie im Namen von Gedanken des Verzichts oder der Herrschsucht auftreten; ob sie Rassen- oder Reichsgedanken vorwärts tragen; ob sie sich in erdbestimmten, bodenhaften Grenzen halten wollen oder bis ans Ende der bewohnten Welten Wunschbildern nachjagen — immer werden sie im Augenblick der Verkörperung erdfest und bodenverhaftet sein und Gegenstand des Wissens von der Erde, der Beschreibung ihrer Oberfläche und der Untersuchung ihrer Bewegungskraft und Wucht (Dynamik) werden müssen. Denn noch mehr, als bei festumrissenen Machtgebilden von Staaten und Reichen liegt die Gefahr des Irrtums bei einer bloßen Betrachtung raumüberwindender Mächte nahe ihres augenblicklichen Wesens (ihrer Statik), wenn man auch nicht ihr Werden und Wollen kennt, sei es aus dem bisher Gewordenen und Gewollten heraus, sei es auch aus dem, was erdhaft in ihren Raumgedanken beschlossen ist, oft, ohne daß sie selbst sich schon klar darüber geworden sind. So erscheinen zuweilen Bewegungen anderen gefährlich, werden als solche von Fremden erkannt, die sich selbst für gesättigt, für harmlos, für zu Unrecht befeindet halten.

Aus solchen Gegensätzen entstehen die größten tragischen Verwicklungen der Menschheit; aus einer Unzahl gegeneinander laufender Irrtümer dieser Art entsprang 1914 der Krieg. Führende Staatsmänner, wie der Leiter der britischen Reichspolitik, haben seither zugegeben, daß die Regierungen und Völker „in den Krieg gestolpert seien". Das ist der Menschheit beinahe noch unwürdiger, als wenn er mit Absicht herbeigeführt worden wäre, um sonst unlösbare Fragen des Kampfes ums Dasein zu entscheiden. Auf daß ein solches Hineinstolpern nicht wieder möglich sei, ein bewußtes Fehltreten aber rechtzeitig erkannt werde, ist die Forderung nach geopolitischer Erziehung der Völker erhoben worden: aller Völker, nicht eines Volkes allein, genau im Sinne jener deutschen Führerrede über das Lebensrecht der andern, das wir achten.

Aber solche Achtung setzt die des eigenen Lebensrechts voraus! So liegt gerade in der Vereinigung von Macht und Erde eine Forderung von höchster sittlicher Leidenschaft. Nichts wäre falscher, als in der Geopolitik als Führerin zu ihr nur eine Auswirkung der alten Milieutheorie zu sehen. Von völliger Verständnislosigkeit zeigt auch der gegen Geopolitik erhobene Vorwurf, daß sie nur einer Seite als fügsames Werkzeug zu dienen vermöge. Geopolitische Einsicht ist keine feile Dienerin, sondern eine strenge Herrin, so streng, wie der kategorische Imperativ der Pflicht, der zuerst als höchste Forderung an seinen Anhänger selbst auftritt.

Wer glaubt, daß sich Einsichten in das Wesen des Verhältnisses von Macht und Erde leichten Kaufs, durch oberflächliches Herumnaschen an den Früchten des Baumes der Erkenntnis erhaschen lassen, verkennt die Eigenart geopolitischer Arbeitsweise von Anfang an und von Grund auf.

Wo geopolitische Erkenntnisse von Völkern und Einzelnen scheinbar rascher, als von andern erlangt wurde, da hatte sich schweres und eindringliches Erleben von Völkerschicksal und fremder Rassenart ergänzend zum eigenen Erarbeiten gesellt, das ein durch Grenz- und Raumerlebnis allein erworbenes und dann erst frei verfügbares Können über dem Wissen emporbaut.

An diese Kunst des politischen Handelns durch ein höchstes Maß an vorbereitendem Wissen so dicht heranzuführen, daß der Sprung nach menschlichem Ermessen nicht mißlingen kann, das ist der höchste und letzte Zweck auch dieses dritten, abschließenden und vollendenden Bandes von „Macht und Erde". Was über ihn hinausgeht, das ist wohl nicht mehr durch allgemeine Lehre mitzuteilen; es muß dem geistigen Walten der Eigenart jedes einzelnen vorbehalten bleiben. Mit guten Wünschen für diesen Weiterbau zum Ziel größter weltpolitischer Urteils- und Leistungsfähigkeit verabschieden sich Verlag und Herausgeber vom geneigten Leser und müssen ihn allein weiterschreiten lassen auf dem Weg zur Überwindung von Macht und Erde durch die Höchstleistung der schöpferischen Persönlichkeit, auf dem Weg vom Geführten zum Führer!

Pfingsten 1934. **K. Haushofer.**

INHALTSVERZEICHNIS

EINFÜHRUNG IN DAS PROBLEM

Von Karl Haushofer

Aufnahme, Beurteilung und Tiefenwirkung der im Geiste Rudolf Kjelléns erneuerten „Großmächte" und des ihnen aus dem II. Bande „Jenseits der Großmächte" entgegenklingenden Wechselgesangs [Antiphonie] legten es Verlag und Verfassern und zuletzt auch dem Herausgeber zwangsläufig nahe, mit einem III. und letzten Band diese beiden Aufsatzreihen zusammenbauend zu überwölben.

Ein solcher Abschluß war auf der einen Seite von der mitschaffenden Kritik gefordert worden, am klarsten von Forst-Battaglia, aber auch in vielen anderen Zeitschriften und Zeitungen wie Büchern; er war auf der anderen Seite notwendig gegenüber manchem Zweifel (u. a. F. Cornelius) aus den Reihen der zerlegenden Kritik über die Ausdehnungsfähigkeit geopolitischer Betrachtungsweise auf Fragen des Rechts und der Staatswissenschaften, auf die sie anwendbar sind, soweit ihre Gegenstände der Erdoberfläche bedürfen. So blieb als bezeichnende Sammelüberschrift für diese letzten Betrachtungsreihen das Kennwort „Raumüberwindende Mächte" innerhalb des Zusammenklanges „Macht und Erde". Dieses Ringerpaar von Worten sollte das Ganze zusammenfassen — in einem ähnlichen Sinne, wie einst Friedrich Ratzel mit der Aufschrift: „Die Erde und das Leben" den Gesamtbereich der Anthropogeographie machtvoll erweiterte bis in den physischen Unterbau hinab und die letzten und feinsten metaphysischen Spekulationen ganz oben darüber wölbte.

Diese Sammlung aber beschränkt sich gegenüber jenem allgemeineren Ziel auf den Zusammenbau von Macht und Erde, nebenher auch als eine Art „Bibel der Geopolitik" — wie ein Kritiker schon die „Großmächte" nannte.

So durfte sie in ihrem Aufbau weder vor einer erneuten Zusammenfassung dessen zurückschrecken, was schon, zum Teil in vollendeter Form, von Ratzel, von Maull und Hassinger über die „Erde als Lebensraum" — im besonderen Sinne einer Machtunterlage — gesagt war, noch vor dem, was über den Menschen im Raum, seine Gruppen und Rassen bekannt ist. Dann blieb das Verhältnis von Staat, Raum

und Selbstbestimmung zu untersuchen, dem sich aber alsbald — als weitere Erscheinungen — Kulturkreise und Kulturkreisüberschneidungen, dann Weltreligionen und Weltanschauungen in ihrer Projektion auf den geduldigen oder widerspenstigen Rücken der Erde übergeordnet anreihen mußten.

Das war eine Forderung, die namentlich Forst-Battaglia kritisch erhoben hatte, dem dabei vor allem die Inkarnation des Machtkörpers der Kirche vor Augen schwebte. Aber sie leuchtete auch aus v. Boeckmanns „Kulturreich des Meeres", aus vielen Wandlungen der kulturmorphologischen Schule von Frobenius, dem Wirken Spenglers hervor, und bildete als erhabenes Ziel der Religionsgeographie einen Betrachtungsgegenstand von Oberhummers überschauender Lebensreife.

Einen notwendigen Übergang von jenen zuletzt ins Immaterielle über der Erdoberfläche ausmündenden Gedankengängen zur raumgebundenen und raumüberwindenden Wirtschaft und zur Frage der Raumüberwindung durch den Weltverkehr mußte eine Betrachtung jener raumüberwindenden, von Macht, Erde aber dennoch untrennbaren Kräfte geben. Sie traten etwa in den internationalen Organisationen nicht rein religiöser oder weltanschaulicher Art zutage, wie die gesellschaftlich bestimmten, soziologisch untermauerten der Presse, der Weltsprachen, Anläufe des Weltkartenwesens, geographisch bestimmter wissenschaftlicher Zusammenhänge, der II. und III. Internationale, des Rundfunks, soweit er nicht, wie der beginnende Weltflugverkehr in der IX. Untersuchung einzufügen wäre. Gleiches galt für die Sprache und für den Kolonialgedanken in seiner Auseinandersetzung mit der raumbedingten Selbstbestimmung der Völker.

Dann erst konnte der Versuch einer Zusammenschau das Ganze abschließen. Im Sinne einer gedankenreichen Kritik von „Jenseits der Großmächte" durch F. Cornelius im „Deutschen Recht" (6/7; 1932) waren gerade in diesem III. Bande vor allem jene internationalen Kräfte zu erfassen, die sich zwar nicht oder doch nur schwer und unvollkommen auf der politisch-geographischen Karte als Raumbildungen festlegen lassen, aber dennoch in ihrer Erdbestimmtheit — der sie sich nicht entziehen können — durchaus innerhalb der Grenzen des politischen Verständnisses greifbar bleiben, bis zu welchem nach Cornelius die geopolitische Betrachtungsweise vordringen kann (z. B. die von ihm genannten des Katholizismus, des Freimaurertums, der Erdöltruste, der bolschewistischen Propaganda — von der in Band II nur ihre eine, panasiatische und eurasiatische Seite

sichtbar wurde, des Judentums u. a.). So blieben in dem III. Bande — hier übersichtlich nach vier Gruppen geordnet — folgende Gedankengänge aufzunehmen und geopolitisch zu gestalten:

I. Fragen der Raumanschauung. Ihnen voraus stellte sich die Vorfrage: wie würde sich Kjellén heute nach den Abschnitten III bis VI seiner „Politischen Probleme des Weltkriegs" mit deren Nachkriegsbehandlung abgefunden haben? Eine kurze Quintessenz, gerade dieses, leider fast verschollenen Werkes — dessen Geist aber über „Macht und Erde" schwebt — zwingt fast zu dem geopolitischen Schluß: auch Kjellén würde sie noch mehr vom einzig sicheren Boden, den Tatsachen des Raumes aus gestaltet haben! — Noch deutlicher müßte in wissenschaftlicher Politik hervortreten der Gegensatz meerbestimmter und landbeherrschter Raumanschauung als größter, den ganzen Erdraum überspannender, innerhalb dessen sich Aussagen über Völker und Gruppen von ihnen machen lassen (Ratzel). Noch schärfer als bei Kjellén wären herauszuarbeiten: Klein- und großräumige Familien-, Gruppen-, Staats- und Volkspolitik; übernationale Gesetze des räumlichen Wachstums überhaupt in ihrer Weitererscheinung seit Ratzels Anthropogeographie und Weltkriegskrise; eng und weit siedelnde, bodenfeste, bodenhaftende und bodenschweifende Geopolitik, Ethnopolitik, Soziopolitik. Darin war der Ackerbau- und Nomadengegensatz nur eine Teilerscheinung des uralten Gegenspiels zwischen bodenhaftenden und bodenschweifenden Wesen — auch innerhalb der Menschheit: der ewige Bauer und der Mann ohne Ar und Halm erschienen als ein Grundgegensatz der Menschheit überhaupt! Raum- und Wirtschaftsdenken überschnitten sich, wenn Autarkie und Weltwirtschaft in der agrarpolitischen Bodenauffassung im Ringen zwischen freier und Planwirtschaft zu untersuchen wären. Es blieben in diesem Lichte zunächst Nationalitätsprobleme, Rassenprobleme, soziopolitische Probleme, Verfassungs- und kulturpolitische Probleme zu überprüfen! — Schließlich trifteten doch alle Einsichten auf ein Grundergebnis von „Macht und Erde" zu: Alle Lösungen versagen — deren Lebensraum und Raumanschauung versagt!

II. Fragen der Kulturgesinnung stellten in Gegensatz internationale und raumbegrenzte geistige Strömungen und Mächte mit geopolitischer Auswirkung. Die kulturpolitische Seite des Katholizismus, der Freimaurerei, des Kommunismus und der Weltkonzerne, des Judentums; Erneuerung oder Absterben und Wiedergeburt; evolutionärer und revolutionärer Ablauf waren als Kulturgesinnungsgegensatz etwa im japanischen Evolutionsprinzip oder dem chine-

sischen ko-ming (Mandaterneuerungsprinzip) vorführbar; vielleicht auch im Gegensatz der christlichen Kirchen! Gesamteinstellung zum Kulturkreisgedanken, Kulturkreislauf blieb zu bekennen, zu prüfen, zu sichten in Auseinandersetzung mit Spengler, Frobenius u. a. Verkörperungsbestrebungen der Weltanschauungen im Raum sind ein dankbarer Gegenstand dieses III. Bandes. Hier waren die von Forst-Battaglia gestellten Wünsche erfüllbar, die Zweifel von Cornelius vielleicht positiv zu lösen.

Ein Hinweis auf „Großmächte" und „Jenseits der Großmächte" (Panideen) ließ dort einbannen, was an Panideen dem Inkarnationswunsch, der Erdschwere unterlag. Gewiß gab es aber darüber hinaus Panideen, in denen Unsterblichkeitsgedanken stärker als Verkörperungen waren. Ihr Ewigkeitsglaube, dennoch machtstrebig, hob sie über den erdgebundenen Anteil in der Macht empor. Aber ein Erdenrest blieb auch ihnen „zu tragen peinlich".

III. Machtgesinnung und Raum erwiesen Herrschaft und Freiheit als der Menschheit „große Gegenstände". Rüstungsfragen, Entwicklungstendenzen der Staatsverfassungen und Volkspolitik, Völkerbund und zwischenstaatliche Kulturpolitik u. a. kämen hier zur Geltung.

Eine Leitfrage bliebe: Selbstbestimmung oder Vergewaltigung? Immer wieder stoßen wir auf ihre letzte Formulierung im Imperialismus und seinen Bekennern und Gegnern! War er eine Zeit- oder eine Dauererscheinung? War seine Rassenverkörperung als bodenbestimmt erfaßbar?

Wie weit waren Volksseelenstimmung und Rassengedanke erdgebunden, wie weit willkürlich?

Beleuchtet mußte auch der Imperialismus der Kirchen, der Weltanschauungen, philosophischer Schulen, des Kommunismus, Faszismus, nationaler Machtfärbungen werden, wie in Italien, Japan, und die Möglichkeit eines Ausgleichs durch geojuristische Betrachtung.

Ein Raum für geojuristische Probleme blieb am besten hier.

IV. Fragen der Wirtschaftsweise im Raum schienen leitend bestimmt durch den Gegensatz: Raumanpassung oder Raumüberwindung (vgl. I Z. 15 v. o.). Ließ sich ein Naturrecht auf Lebensraum erweisen? War die Menschheit schon reif zur Bonitierung der Erde?

Wie wirkten Bevölkerungsdruck und Siedelungsenge als soziale Zwangsvorstellung? Wie drückten sich im besonderen die Internationalität und Raumgebundenheit der Agrarpolitik aus? Gab es weltüber eine „Grüne Front"? Waren Eigenwirtschaft und Weltwirtschaft unversöhnbar, Autarkie-Monokultur als Widersprüche unlöslich? Hie Weltwirtschaft, Weltverkehr, Weltfinanz und dort Abschluß- und Autonomiezüge! Wie stellten sich Kommunismus, Marxismus und Geopolitik dazu und zueinander? War größtmögliches Glück der größtmöglichen Zahl ein berechtigtes Wunschziel? War das Wirtschaftsgesicht der politischen Ideologien in erdbestimmten Zügen zu erkennen?

Wie verteilten sich schwarze, rote, goldene und grüne Fronten über die Erde? Wie weit waren sie durch Symbole, durch Feldzeichen und Heerscharen im Raum zu erkennen und wirtschafteten mit ihm oder ließen ihn verkommen?

Alle diese Gedankengänge — in den „Großmächten", in „Jenseits der Großmächte" vielfach angeschlagen, aber als dienende Kräfte an politisch-geographisch abgegrenzt erfaßbaren Raumgestaltungen — mußten im III. Band von „Macht und Erde" leitenden Einfluß gewinnen und zugleich zeigen, daß dem geopolitischen Weltbild nichts fremd und nichts unerreichbar ist, was sich mit dem Ziel der Machtgestaltung im Raum der Erde bewegt.

Es ist nicht leicht, sie in wenige Abhandlungen zu bannen und es muß unvermeidlich bleiben, daß sie sich in einzelnen und mehreren ineinander schlingen. Dennoch glauben Herausgeber, Verfasser und Verlag, daß erst mit dieser dritten und letzten Untersuchungsreihe die „Großmächte" und ihre Vorgänger und anzunehmenden (präsumptiven) Nachfolger und Gegenspieler in „Jenseits der Großmächte" ihren abschließenden Sinn erhalten, und daß diese Ergänzung der viel schwerer erfaßbaren Strukturlinien in ihrer fortwährend wechselnden Dynamik notwendig war. Das Ganze bildet nun zwar keinen alleinigen (autoritativen) Führer zu einem geopolitischen Weltbild, das — wenn irgendeines — jeder sich selbst aus vielen Wissensgebieten von den Grundlagen der Erdkunde und Geschichte her erarbeiten muß — wohl aber zeigt es alle Führungsmöglichkeiten zu dieser notwendig mühseligen und schöpferischen Arbeit. Im Sinn ihrer Überwindung hatte Napoleon I. Recht zu sagen: „Genie ist Fleiß" — aber es gibt weder für den Genialen noch für den Fleißigen einen Weg zur Krönung mit innerlichem oder äußerem Erfolg ohne die andere dieser beiden Hebelkräfte und darum auch keinen Cäsarenweg, kein kurz faßliches Handbuch und keine Eselsbrücke zur Geopolitik!

In dem Fortbau des Lebenswerkes von Ratzel und seiner Vorgänger über die Forderungen von Kjellén zur Geopolitik von heute und den drei Bänden von „Macht und Erde" steckt — was man auch sonst von den zusammenwirkenden Verfassern denken möge — ein ehrliches und gewaltiges Stück Arbeit, das nur mit Arbeit, nicht im Sprung oder Schwung bewältigt werden kann. Achtung vor dieser Arbeit und Ernst dürfen sie deshalb fordern, wenn sie nun das letzte Werkstück in den gemeinsamen Aufbau fügen.

DIE ERDE ALS LEBENSRAUM

Von Otto Maull

„Alles irdische Dasein ruht auf einerlei Gesetz, das größte wie das kleinste ist von den Grundeigenschaften des Planeten abhängig" (Ratzel). Alles Leben auf der Erde, das pflanzliche und das tierische ebenso wie das menschliche, bezieht sich dabei in allererster Linie auf den irdischen Raum und macht ihn zu seinem Lebensraum. Dieser ist im besonderen Fall des Menschen der Raum, in dem der Mensch überhaupt zu leben vermag, im mathematischen Sinne ein Körper, annähernd eine konzentrisch zur Erdoberfläche lagernde Kugelschale, die mit der Erde den Mittelpunkt gemein hat, und in der die Erdoberfläche weit näher der unteren als der oberen Grenzfläche liegt. Diese letzte wird durch die Höhe bestimmt, zu der sich jemals bemannte Ballons erhoben haben (rund 19 km), jene ist durch die tiefsten Schächte („Village Deep"-Grube, Johannesburger Gebiet, 2328 m nach Obst) und durch die Tiefe im Meer gegeben, bis zu der der Mensch zu tauchen vermag. Dieser vom Menschen auf Grund solcher Erfahrungen abgesteckte und beherrschte Raum hat darum keine unveränderliche Größe. Sie wächst mit gesteigertem menschlichen Können, sie verringert sich mit dem Rückzug des Lebens. Die Kernzone, in der sich das menschliche Leben in seiner Massenhaftigkeit und Alltäglichkeit abspielt, entbehrt jedoch solcher bedeutenden Ausmaße und Schwankungen. Ihre Grenzflächen zeigen ungleich geringeren Abstand von der Erdoberfläche, und diese selbst ist naturgemäß die Ausgangsfläche für die Bewältigung des übrigen Raumes. Ihre 510 Millionen qkm stellen die erste und vornehmste Größenzahl dar, „mit der es die Geschichte des Lebens zu tun hat", auf die es sich immer wieder beziehen muß. „Diese Größe ist für die Geschichte der Menschheit praktisch unveränderlich, sie ist aber nicht als ganz unveränderlich zu denken für die Geschichte der Erde und ihres Lebens überhaupt" (Ratzel). Damit erweist sie sich aber für kürzere Spannen des irdischen Entwicklungsganges als geeignet, räumliches Bezugssystem für alles menschliche Leben auf der Erde zu sein, zumal sie, von den Beeinflussungen durch den Menschen abgesehen, allein der Naturgesetzlichkeit unterworfen ist. Für die tiefere Beziehung des menschlichen

Lebens zu seinem Raum ist neben Größe und Gestalt des Lebensraumes kein weiteres Merkmal so ausschlaggebend wie dessen mögliche erdumspannende Einheit, die ihre besondere Auswertung durch den Menschen zu finden vermochte. Gibt es doch wenig höhere Lebewesen, denen so große Anpassungsfähigkeit eigen ist und denen darum solche raumbewältigende Kraft innewohnt wie dem Menschen.

DER WEG DER ERKENNTNIS VON DER EINHEIT DES LEBENSRAUMES

In vollem Gegensatz zu dieser möglichen Einheit des Lebensraumes erweisen sich dessen ganz allmähliche Besitznahme durch den Menschen und noch mehr die tatsächliche Kenntnis von seinem einheitlichen Ganzen als späte Daten der Menschengeschichte. Denn trotz Nachbarschaft und Zusammenhang der Kontinente und universaler Umschlingung der Erdteile durch das Weltmeer, der Bedingungen, die die mögliche Einheit gewährleisten, waren die vielen trennenden Klüfte und Sperrzonen zunächst viel zu breit und abweisend, als daß sie von einer Menschheit auf früher Stufe hätten überwunden werden können. Erst im Ringen mit den Naturkräften gewann der Mensch die Fähigkeit, schließlich im heutigen Ausmaß Erdbeherrscher zu werden und die tatsächliche Einheit des Lebensraumes, die nur als mögliche ein Gegebenes war, als ein Gewordenes zu schaffen. Am Anfang dieser Entwicklung bestand noch nicht einmal die Vorstellung von einem einheitlichen, erdumspannenden Lebensraum, und als es diese endlich gab, dauerte es noch anderthalb Jahrtausende, bis der Erkenntnis davon die ersten ganz großen Unternehmungen planetarischer Raumbewältigung folgten, welche die bis dahin nur theoretisch erschlossene Anschauung wirklich bewiesen und einen langen, ruhmreichen Erforschungs- und Eroberungsgang über das Erdganze einleiteten, der in Einzelheiten auch heute noch nicht völlig abgeschlossen ist.

Diese Entwicklung, die nur in ihren allerletzten geschichtlichen Phasen genügend deutlich und in ausreichendem Umfang über die Erde überblickt werden kann, erlaubt einige Rückschlüsse — aber nicht mehr — auf die vorgeschichtliche, in Jahrtausenden schwer ausdrückbare Zeit, die jedoch für diese Betrachtung nur in Erkenntnissen negativen Inhaltes gipfeln. Denn weder für die Frühgeschichte noch für zahllose kulturarme Völker viel späterer Zeiten und der Gegenwart gibt es Erkenntnis von einer erdumspannenden Einheit des Lebensraumes oder auch nur genügende Beziehungen zwischen den einzelnen Menschengruppen, die veranlaßten, eine einheitliche Beherrschung des Lebensraumes in irgendeiner vorgeschichtlichen Periode anzunehmen. Die unzähligen prähistorischen Funde innerhalb der Gebiete systematischer Forschung und die viel spärlicheren, in außereuropäischen Ländern geradezu seltenen, außerhalb derselben erweisen allein die instinktmäßige Ausbreitung der Menschen über die Erde, wobei häufig genug das Bewußtsein von Nebenwohnern überhaupt gefehlt hat. Beleg dafür ist die von der Völkerkunde erschlossene Vorstellung mancher Völker von ihrer Einzigkeit auf der Erde, die zu ihrer Bezeichnung als Menschen schlechthin geführt hat, ist noch mehr die in frühgeschichtlichen Hochkulturen auftretende mangelnde Kenntnis von anderen wichtigen Teilräumen der Erde. War doch sogar der geographische Horizont der Ionier und ihres großen Widersachers Herodot in der Zeit der vollen Blüte griechischer Kunst und Wissenschaft erstaunlich gering. Denn wer, wie Herodot, Alpis (Alpen) und Karpis (Karpaten) als Nebenflüsse des Ister (Donau) auffaßt und von der Stadt Pyrene (Pyrenäen) berichtet, tut damit kund, daß schon dort die Grenzen sicherer Kenntnis gegen Nordwesten und Norden gezogen waren, auch wenn sein Gesichtskreis im Nordosten das Land der Skythen und Massageten mitumfaßt, gegen Osten bis Indien reicht und im Süden Arabien und Ägypten einbezieht (Abb. 1). Solange aber auch die griechische Geographie an der Vorstellung von einer verbrannten und von einer erfrorenen Zone und an der Scheibengestalt der Erde festhielt, war sowohl der Gedanke an einen erdumspannenden Lebensraum wie bei dem engen Gesichtskreis die Möglichkeit ausgeschlossen, sich über die Größe der Erde klar zu werden. Erst die Annahme der Lehre von der Erdkugel schuf die Voraussetzung für die Lösung der letzten Aufgabe, für welche die einsetzenden Gradmessungen einen erstaunlich richtigen und im Vergleich zu der bekannten Erde recht großen Wert ergaben. Sie befruchteten damit die nahezu gleichzeitig auftretenden Vermutungen, daß es neben dem bekannten Erdraum noch andere Erdräume gäbe. In einer pseudoaristotelischen Schrift, die von mehreren ökumenischen Inseln neben der mittelmeerischen zu berichten weiß, die durch Meere voneinander getrennt seien, bei Aristoteles selbst und auf dem Globus des Krates Mallotes, der vier Kontinente darstellte, die durch die Überkreuzung eines meridionalen mit einem äquatorialen Ozean ausgeschieden wurden, gewann diese fruchtbare Vorstellung von isolierten Erdinseln Gestalt, die die erhabensten Geister des Altertums rege beschäftigt hat, von ihnen zum mindesten im Sinne eines viel größeren Lebensraumes gedeutet wurde, und die, wenn auch eine Zeitlang verschüttet, schließlich entscheidend weiter zu wirken vermochte.

Der tatsächliche spätantike Gesichtskreis (Abb. 1), der zwar während des Hellenismus (Alexanderzug, Pytheas) und der Römerherrschaft gegenüber der klassischen Periode der Griechen bedeutend erweitert worden war, blieb nach wie vor bescheiden, zumal dabei gegen Westen Gebiete einbezogen wurden, die wohl die Griechen nicht kannten, deren Küsten aber zum mindesten schon zum Betätigungsfeld der Phöniker gehörten. Dagegen kommt damals aus dem Süden und Osten reichere Kunde, für deren fernste Gebiete den großen Kartographen der Spätzeit, Marinus und Ptolomäus, erfreuliche Angaben vorliegen in dem Bericht des Julius Maternus über seine Expedition nach dem innerafrikanischen Agisymba, in den Beschreibungen, die Indienfahrer von der Ostküste Afrikas und der Südküste Asiens bis Cattigara geben, das am Golf von Tongking, von anderen Forschern im Süden des Yangtse-Deltas gesucht wird, — und vor allem in dem Itinerar des Maës Titianus durch Innerasien nach der Hauptstadt der Seren. Ob aber der Großstaat des Westens, Rom, mit dem Großreich des Ostens, China, trotz des Seidenhandels von dort nach dem Mittelmeergebiet irgendwann in bewußte Beziehungen getreten ist, wird im Gegensatz zu früheren Annahmen heute bezweifelt, und es hat allerlei für sich, die bisher im Sinne einer solchen Verbindung gedeutete Notiz über eine Gesandtschaft des Königs von Ta Ch'in (Groß-China), An-tun, im Jahre 166 n. Chr. an den chinesischen Kaiser nicht mehr auf Rom und den Kaiser Marcus Aurelius Antoninus, sondern auf das Sabäerreich, auf Arabia felix, zu beziehen (A. Herrmann), bis wohin die Südchinesen zu Zeiten kräftigster Seebetätigung Schiffahrt getrieben

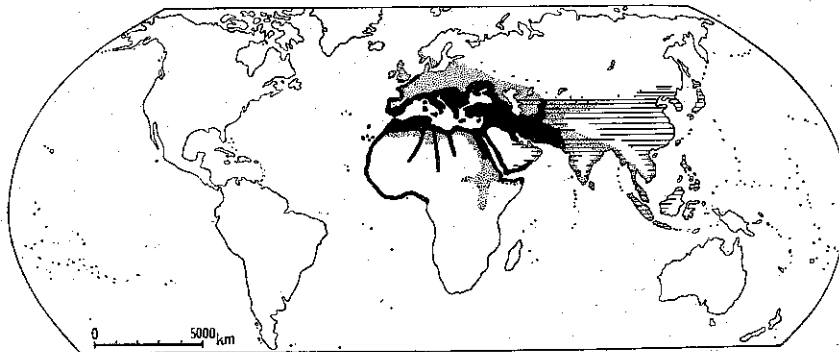


Abb. 1. Der geographische Horizont im Altertum.

Geographischer Horizont
- *der Griechen der klassischen Zeit, erweitert um den der Phöniker*
- *der mittelmeerischen Kulturvölker im späten Altertum*
- *der Chinesen in der Han-Periode*

haben (Abb. 1). So schließt wahrscheinlich das Altertum ab, ohne daß die Westwelt trotz Handelsbeziehungen mit China und trotz der zeitweiligen Ausdehnung der chinesischen Einflußsphäre bis zum Kaspisee mit der Ostwelt in engere, vornehmlich in unmittelbare Berührungen gekommen ist. Eine klare Vorstellung von einem die Ganzheit der Ostfeste überspannenden Lebensraum ist darum bestimmt nicht gewonnen worden. Australien lag damals völlig abseits in unfruchtbarer Randlage. Das südliche Afrika nahm eine ähnliche Stellung ein, und von Amerika berichtete noch keine Kunde. Jedoch hier- wie dorthin ging der Gedankenflug der antiken Geographen, die schon früh Umfahrten um Afrika (Necho-, Sataspesfahrt) konstruieren und selbst die Möglichkeit der Westfahrt über den Atlantischen Ozean erwogen.

Das Mittelalter hat ungleich mehr geleistet, als im allgemeinen bei der Betrachtung der Erweiterung des geographischen Horizonts (von der mittelmeerisch-vorderorientalischen Welt aus gesehen) hervorgehoben wird. Schlugen doch die Normannen, wenn auch nur für kurze Zeit, die Brücke nach Nordamerika. Schon vorher und später durchzogen arabische Reisende Europa, Afrika bis zum Sudan und bis nach Madagaskar, die Südhälfte von Asien bis nach Insulinde und China. Am innigsten trat aber Asien mit dem Westen zur Zeit und im Gefolge des Mongolensturms und der Aufrichtung der Mongolenreiche in Beziehung, die die Aufmerksamkeit Europas in mannigfacher Weise beschäftigte und die Fahrten der großen abendländischen Asienreisenden, der Mönche, Kaufleute, der Vertreter der Mission und des Handels, auslösten. Fast alle gaben Berichte, die zur Kenntnis der großartigen eurasiatischen Einheit viel beitrugen. Keiner war umfassender und grundlegender als das Werk des größten unter ihnen, Marco Polos, das lange so etwas wie das Handbuch der Geographie von Asien gewesen ist. Für die Vorbereitung der großen Entdeckungen war aber weniger diese besondere Erdteilkunde von Bedeutung als die dadurch erfahrungsmäßig gewonnene außerordentliche Ausweitung des asiatischen Kontinents gegen Osten und die volle Wiedervertrautheit mit den griechischen Geographen, ein Geschenk der Renaissance. Toscanelli, der größte Anreger damaliger Zeit zur Erfassung des Erdganzen, schöpfte aus diesen beiden Quellen, die sich bei ihm zur geistigen Entdeckertat ergänzten. Die Ausdehnung Asiens auf Grund der Berichte Marco Polos und Nicolo Contis (über Indien und Java) ließ ihn an der Autorität des Ptolomäus zweifeln und auf das Gradnetz des Marinus von Tyrus zurückgreifen, das im Gegensatz zur

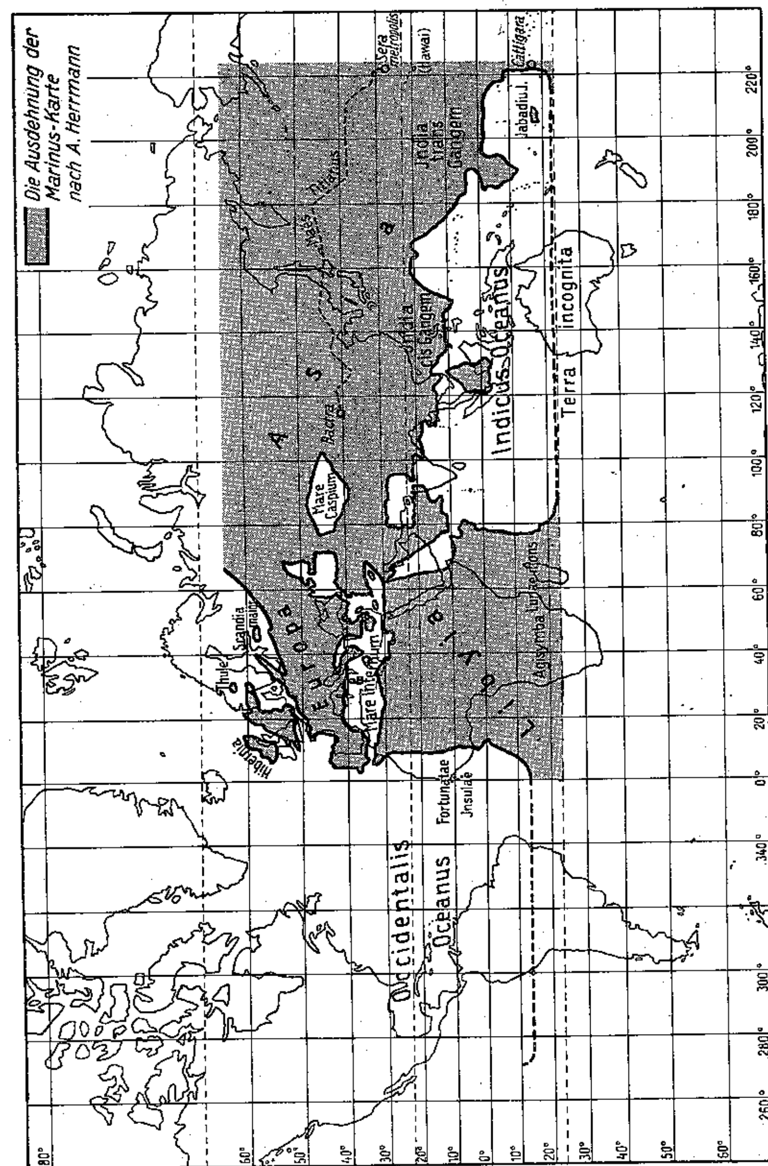


Abb. 2. Die kartographische Ausweitung der bekannten Ökumene nach Osten durch Marinus von Tyrus.

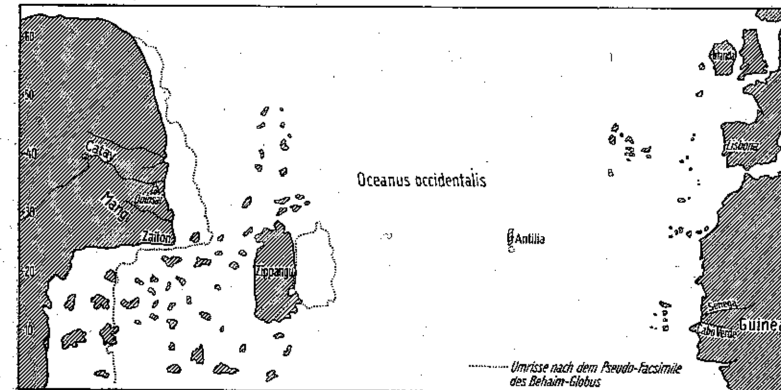


Abb. 3. Toscanellis Karte vom Jahre 1474 (rekonstruiert von Hermann Wagner 1894).

wahren, 120° betragenden Länge der im Altertum bekannten Ökumene diese auf 225° ausgedehnt hat, so daß die Kanarischen Inseln bei den westlichen Azoren, die Hauptstadt der Seren (Liang-dschou, wie Herrmann annimmt) bei Hawai zu liegen kämen. Dementsprechend schrumpfte der Raum zwischen der Westseite Europas und der Ostseite Asiens fast nur auf die Hälfte der tatsächlichen Breite zusammen (Abb. 2), was mit der Erfahrung von der riesenhaften Ausdehnung Eurasiens im Einklang zu stehen schien, aber auch den zuversichtlichen Mut gab, die schon im Altertum (Aristoteles, Eratosthenes, Strabo, Seneca u. a.) diskutierte Westfahrt zu empfehlen. Auf der von Hermann Wagner in gültiger Weise rekonstruierten Karte Toscanellis (Abb. 3) erscheint zwar nicht zum ersten Male der Ostrand Asiens, stößt er aber besonders breit und empfangsbereit mit Cathay (China) und Zipangu (Japan) gegen Europa vor. So führte der entscheidendste Anstoß zur abendländischen Horizontweitung von einem schweren Irrtum zu der größten Erkenntnis, die in phasenhaftem Ablauf vom Beginn der großen Entdeckungen bis heute den Nachweis von der tatsächlichen Lebensraumeinheit des Erdganzen gebracht, dessen Raumbewältigung in immer steigendem Ausmaß und dessen Eroberung und Nutzbarmachung heraufgeführt hat. Gibt es zwar auch jetzt noch genügend große Land- und Meeresflächen, die nie ein Fuß betreten, nie ein Schiff befahren oder sogar nie ein Menschenauge vom Flugzeug aus gesehen hat, so steht doch ein erster Abschluß in der Kenntnis von der Erde dank der sich stetig vervollkommnenden Technik in nicht allzu ferner Zeit bevor. Dann wird die Einheit des Lebensraumes im vollsten Sinne Kulturtatsache geworden sein.

LEBENSRAUM UND ÖKUMENE

Im Gegensatz zu diesem Lebensraum im weitesten Sinne steht der Lebensraum im engeren Sinne, die Ökumene, der Raum, in dem der Mensch wohnt, wirtschaftet und regelmäßigen Verkehr aufrechterhält. „In den Begriff der Ökumene gehen nicht nur die tatsächlich bewohnten, sondern auch jene Teile der Erde ein, auf welchen der Mensch zu Hause sein muß, weil die Wege zwischen den bewohnten Teilen sie durchschneiden. Daher eine Beziehung zwischen den großen Wegen des Verkehrs und der Ökumene, welche es geboten scheinen lassen kann, das Meer so weit zur Ökumene zu rechnen, als es vom Verkehr der Menschen regelmäßig besucht wird" (Ratzel). Die in der zeitgenössischen Geographie mehrfach bevorzugte begriffliche Beschränkung der Ökumene allein auf den Siedlungs- und Wirtschaftsraum des festen Landes, vornehmlich unter Ausscheidung der Meeresflächen, ist zu eng, entspricht nicht dem Gebrauch der alten Geographen und machte zudem einen neuen Begriff für den hier als Ökumene gefaßten weiteren Bereich notwendig. Diesen etwa als „Bewegungsraum" bezeichnen zu wollen, trifft auch nicht das Richtige, da es sich zum nicht unwesentlichen Teil um unmittelbaren Nährraum (Meer) handelt. Die Ökumene ist viel kleiner als der Lebensraum im weiteren Sinne, doch hat auch sie sich im Laufe der Entwicklung bedeutend erweitert. Legte sich die Grenze der Ökumene vor der Zeit der großen Entdeckungen (Abb. 6) ziemlich eng um die Kontinente, so daß die Hauptmasse der altweltlichen Erdteile (Europa, Asien, Nord- und Mittelafrika) als großer ökumenischer Rumpf erscheint, von dessen Süd- und Ostseite aus sich mehrere ökumenische Endländer und Halbinseln (Südafrika, Australien, Pazifische Inselflur — Neuseeland, diese samt Australien durch die Brücke Insulindes mit Asien verbunden, und Amerika) in anökumenische Meere vorschieben, so umspannt heute die Ökumene in einem breiten Gürtel die Erde, der sich zwischen dem Endsaum der Nordkontinente, Teile Grönlands und Spitzbergens einschließend, und einer Linie im Süden ausdehnt, die in nicht allzu großem Abstand von den Südenden der Erdteile zieht. Der bedeutendste ökumenische Raumgewinn seit der Zeit der großen Entdeckungen ist Meeresgebiet einschließlich ozeanischer Inseln vornehmlich im Atlantischen und Indischen Ozean, die bis dahin nicht besiedelt waren. Im Gegensatz zu dem erdumspannenden Lebensraum macht die heutige Ökumene nur 450—460 Millionen qkm, also 88—90% der Erdoberfläche, aus. Sie nimmt damit eine Großgliederung des Lebensraumes hinsichtlich seiner Lebensdichte vor in anökumenische Außengebiete des Lebens, wohin der Mensch zwar vorzudringen sucht, wo er aber doch nur gelegentlicher Gast ist, und in ökumenische Innengebiete. Doch auch die Ökumene ist hinsichtlich der Dichte und Stärke des Lebens keineswegs homogen. Weite Gebiete sind nur sehr dünn oder überhaupt nicht besiedelt, äußerst extensiv oder nicht bewirtschaftet und werden auch vom Verkehr nur selten gequert. Der gegenwärtige Siedlungs- und festländische Nährraum der Menschheit, der sich nach Ausscheidung der antarktischen und ausgedehnter arktischer Gebiete, der Meere, der Trockenwüsten und -steppen, der Kältewüsten der Gebirge, der Moore, der Sümpfe und der Überschwemmungszonen der Niederungen und schließlich wesentlicher Teile der großen Waldgebiete aus der Fläche der Erde ergibt, ist viel kleiner als die Ökumene. Er macht wahrscheinlich noch nicht einmal 100 Millionen qkm aus (Hassinger). Er stellt eine Größe dar, die zwar nicht beliebigen, aber doch bedeutenden Schwankungen in der Zukunft unterliegen kann.

DAS MEER IN DER ÖKUMENE

Die Großgliederung des Lebensraums und der Ökumene ist damit das Ergebnis der Auswertung der irdischen Gegebenheiten durch den Menschen, die jedoch keineswegs in einseitiger Abhängigkeit vor sich geht. Erfolgt darum gleichwohl die Indienststellung der physischen Ausstattung und der Lage der Länder und Erdteile und der Meere nach dem Ausmaß der an ihnen ansetzenden Kulturkraft, so wird doch die grundlegende Verschiedenartigkeit der Lebensraumteile durch deren natürliche Züge und Lagebeziehungen bestimmt. Zeigt doch das lange Verharren der Grenze der Ökumene in Kontinentnähe zu deutlich, daß die Raumbewältigung in erster Linie durch den Gegensatz von Land und Meer beherrscht wird. Die Weite des insellosen Ozeans war unendlich lange anökumenisch. Einzig und allein die kühne Entdeckertat der Normannen, die die harte Schule der nordeuropäischen Randmeere befähigt hatte, solches Wagnis zu unternehmen, hat Jahrhunderte vor dem Beginn der allgemeinen Hochseefahrt diese Regel durchbrochen. Die zweite große, allerdings dauerhafte ozeanische Erweiterung der Ökumene, die Fahrt der Polynesier in den pazifischen Raum, führte dagegen in keine Wasserwüste, sondern von Insel zu Insel. Gerade die Tatsache, daß die normannische Brücke nicht von Dauer war, kennzeichnet ihre Errichtung als Grenzfall. Schon immer haben sich die Mittelmeere und Randmeere anders als der Ozean verhalten. Liegen sie doch samt und sonders innerhalb der alten Ökumene (Abb. 6), und einige

von ihnen sind, freilich in allmählichem Entwicklungsgang, schlechthin zu den Trägern des kulturellen und politischen Zusammenschlusses der Randländer geworden (europäisch-asiatisch-afrikanisches Mittelmeer, Ostsee, australisches, bis zu gewissem Grade auch amerikanisches Mittelmeer), während andere, wie das Japanische Randmeer, immer mehr trennend als verbindend gewirkt haben. Im allgemeinen kam aber den Mittelmeeren die Aufgabe zu, Erziehungsstätte der schiffahrenden Menschheit zu sein. Daß sie ihr entsprochen haben, erweisen die großen Vorstöße in die Ozeanweite, die vom europäischen (Entdeckungszeitalter) und vom australasiatischen Mittelmeer (Polynesier, Malaien) ausgegangen sind. Die Verkehrsfreundlichkeit der Mittel- und Randmeere bestimmt aber in hohem Grade auch den Lebensraumwert der Kontinente selbst, die durch sie ihre Gliederung erfahren, dadurch gegen das Meer hin aufgeschlossen sind und über äußere Verbindungen zwischen den einzelnen Küstenstrecken verfügen. Wie das europäisch-asiatisch-afrikanische Mittelmeer zwischen seinen Randländern die innigsten Verbindungen geknüpft hat, sind solche später dem vielgebuchteten atlantischen Europa und dem stark gegliederten südlichen Asien (Araberzeit) zuteil geworden. Ebenso gehen die von Südostasien aus Insulinde erreichenden Völkerbewegungen auf die gleiche marine Verbindung des Festlandes mit dem vorlagernden Kontinent zurück, die die seeseitige Ausbreitung des chinesischen Kulturkreises über die Halbinseln und Inseln Ostasiens gefördert hat. Selbst die Entwicklung der Geschichtsseite Nordamerikas ist durch die kräftige Aufsplitterung des nordamerikanischen Ostens nicht unbeeinflußt geblieben.

Im Gegensatz zu diesen Zonen nachhaltiger Durchdringung des festen Landes durch das offene, nicht vom Eise durch lange Zeiten des Jahres oder dauernd verschlossene Meer, an die fast ausnahmslos die Herde des machtvoll und weit ausgreifenden Lebens gebunden sind, stehen die glatten, nur plump gebuchteten Küstenränder, die vornehmlich die Südkontinente umgrenzen. Ihre geringe Aufgeschlossenheit durch das Meer haben gemeinsam mit ihrer Lage in der Wasserwüste der Südhemisphäre oder gar in der Einsamkeit der Wasserhalbkugel (südliches Südamerika, Australien) ihre lange Stagnation innerhalb der Menschheitsentwicklung entscheidend mit verursacht, in der sie nur von den zahlreichen, bis zur Entdeckungszeit völlig isolierten, zum nicht unwesentlichen Teil anökumenischen Inseln draußen im Ozean überboten werden.

Mit der fast plötzlichen Weitung der Ökumene, die mit der Entwicklung der reinen Mittel- und Randmeerschiffahrt zu der Hochseefahrt

zusammenfällt, die dank der Benutzung des Kompasses möglich wird, schlingen sich die Klammern von Kontinent zu Kontinent. Jedoch nicht Zufall bestimmt ihre Lage, sondern die allein günstigen Wege erweisen sich abhängig von Windverhältnissen und Meeresströmungen, die auch in den Nebenmeeren schon immer beachtet worden sind. Die Entdeckerrouten sind naturgebunden (z. B. Kolumbus u. a.: Passat, Kanarien- und Nordäquatorialtrift; Vasco da Gama: Monsun; der von Cortez entsandte Pilot Alaminos benutzt als erster den Golfstrom zur raschen Rückfahrt nach Europa), und selbst die Ausbreitung der iberischen Kolonialreiche und die Verbundenheit ihrer Teile stand unter der größeren Gunst der regelmäßig wehenden planetarischen Winde und der durch sie erzeugten Meeresströmungen, als sie den atlantischen Mächten höherer Breiten in den Zonen zyklonaler Witterungsunbilden zuteil wurde. Mit der Höherentwicklung der Nautik und Technik, namentlich mit dem Übergang vom Segel- zum Dampfschiff, ist zwar die offensichtliche, unmittelbare Abhängigkeit von Wind, Strömungen und Wetter, ohne jedoch ganz aufgehoben zu werden, wesentlich geringer und der Verkehr ungleich sicherer geworden. Gunst- und Ungunstzonen für die Schiffahrt gibt es nach wie vor. Im ganzen wurde damit das Meer immer enger in die Ökumene einbezogen und seine Vermittlerfunktion zwischen den Ländern und den Erdteilen erst jetzt voll ausgenutzt, die es allerdings bis zu gewissem Grade immer ausübte: am frühsten auf den Mittel- und Randmeeren, sehr viel später auf dem Ozean. So schlang sich allmählich erst jenes Band um die Kontinente, das, abgesehen von der allerjüngsten Zeit, das einzige einheitliche dem Verkehr dienende Bindeglied zwischen den großen und kleinen insularen Landmassen gewesen ist. Alle noch so verschieden gearteten Bewegungen auf der Erde, die aus dem Abschluß der kontinentalen Isolierung in die Erdweite hinausstrebten, waren auf seine verbindende Kraft angewiesen, mußten den Zugang zum Meer und den Übergang über dieses finden, also gleichsam teilhaben an dem Weltmeer. Diese Notwendigkeit löste darum auf vielen Gebieten des Lebens ein mannigfaches Streben zum Meer und nach Übersee und, bei dem bald wachsenden Wettbewerb, einen Kampf um das Meer in den verschiedensten Formen aus, wie er sich durchaus nicht allein, aber vielleicht am klarsten in der Ausbreitung der Kolonialreiche ausprägt. War das Meer das alleinige Bindeglied zwischen der Vielheit ihrer Teile, so war deren Besitz in Frage gestellt, wenn die Herrschaft über das Meer nicht aufrechterhalten werden konnte. Kampf um das Meer ist darum zu einem wesentlichen Moment in der Geschichte aller meerverwandten oder über

Meer ausgreifenden Staaten geworden. Persiens Mittelmeerstreben scheiterte an der Seetüchtigkeit der Griechen. Rom ging im Kampf mit Karthago zur Seeherrschaft über, welche die alleinige Grundlage für die rasche Bewältigung der Entfernungen in dem im Anschluß an den Sieg über das Gegengestade aufgerichteten zirkummediterranen Reich bot. Endlich ist die Kolonialgeschichte ein nicht abreißenwollender Beleg für den Kampf um das Meer und die Bedeutung des Meeres für die Verbundenheit innerhalb der Kolonialreiche.

Diese einzigartige verbindende Kraft, die dem Meer, so bald es einmal in die Ökumene eingefügt war, zukam, blieb naturgemäß nicht ohne Rückwirkung auf die Länder und Völker, von denen die Bewegungen nach Übersee ausgingen. Vielfältigste Befruchtung, geistiger und materieller Reichtum, kam von dort. Fast nirgends, wo der Zutritt zu dem Meer gefunden war, und mochte das auf noch so kleinem Raum geschehen sein, blieb die Schau in die Erdweite ganz ohne Einfluß. Um so größer und nachhaltiger wurde er bei einem ausgesprochen seewärtsblickenden Land. Nicht nur die Küste wird davon erfaßt, sondern auch das Hinterland gerät unter die Herrschaft des „geistigen Seeklimas". Auch kleine Länder, nur von Küstenlandschaftsgröße (z. B. Holland), erhalten durch Seebetätigung und koloniale Ausbreitung ihre besondere und große Bedeutung, die sie als etwas Fremdes von dem kontinentalen Binnenland abtrennt, weil dort diese innige Verbindung mit dem Meer und das Verständnis dafür fehlen. Um so diese erstaunliche Geltungssteigerung, die Land und Volk durch lebensvolle Verknüpfung mit dem Ozean oder auch mit Nebenmeeren erfahren können, auf einen formelhaften Ausdruck zu bringen, ist „das Meer als Quelle der Völkergröße" (Ratzel) angesprochen worden.

Das Meer zwingt aber nicht nur alle Bewegungen, die nach Übersee gehen, als das einheitlichste, einfachste, „größte Ganze an unserer Erde", in dem auch die großen Erdteile nur als Inseln lagern, unter sein Gesetz, indem es seine riesige Verkehrsfläche als alle Küsten untereinander verbindenden Weg bietet. Es prägt auch ihrer Ausbreitung, wobei abermals die Staaten vorangestellt werden sollen, besondere Züge auf. Es schafft maritime, ozeanische Typen der Verbreitungsformen auf der Erde (Abb. 4). Jedoch trotz aller verbindenden Kraft der Wasserfläche, die nur durch Eisschluß (im allgemeinen an der Treibeisgrenze) aufgehoben wird, ist der Mensch bei der Beherrschung des Meeres als einer nie völlig ruhenden, ewig in gewissem Ausmaß bewegten Masse bei der Errichtung von örtlichem Dauerwerk (mit Ausnahme randlicher Gebiete) auf die Küste ange-

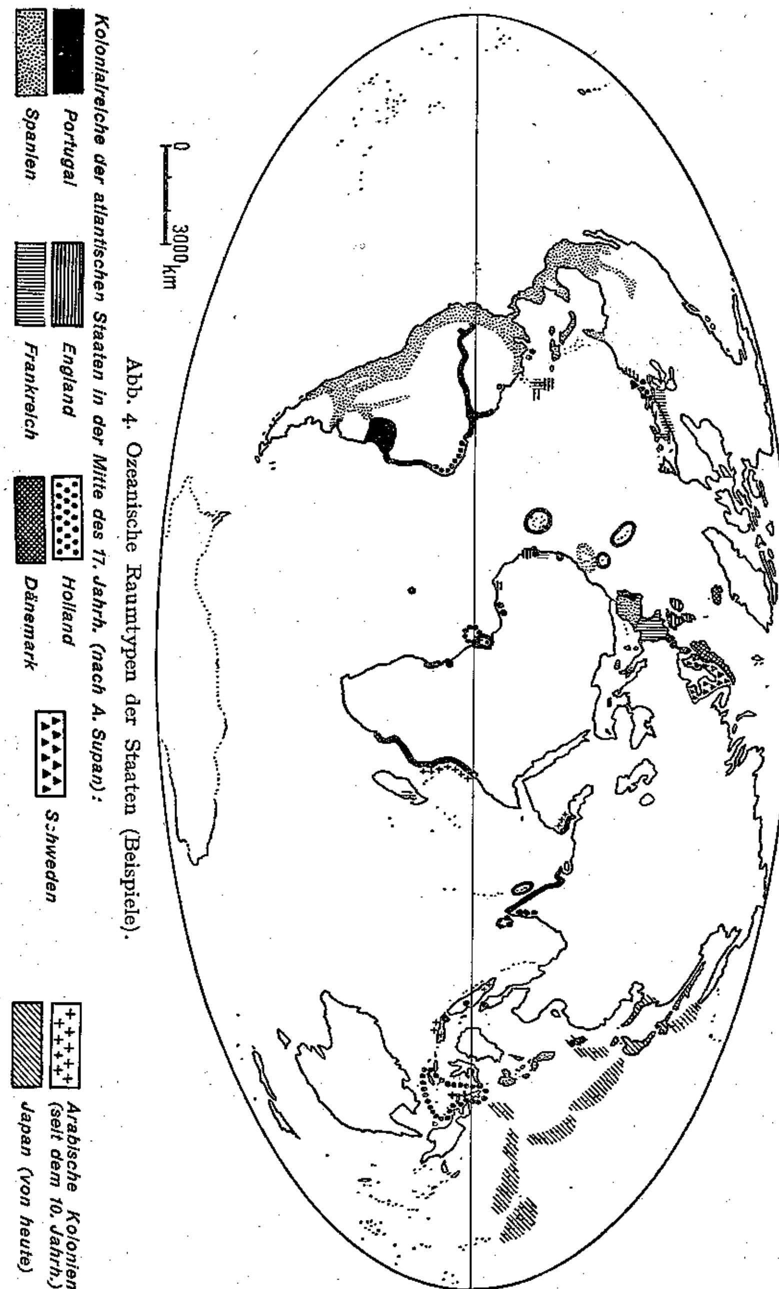


Abb. 4. Ozeanische Raumtypen der Staaten (Beispiele).

wiesen. An ihr orientiert sich die Herrschaft über das Meer und sind darum die besonderen Merkmale maritimer Ausbreitung am besten zu erkennen. In dem frühen Stadium der Raumbewältigung des Meeres haftet die Bewegung ängstlich an der fortlaufenden Küste der Nebenmeere, später an der der Ozeane, ohne aber, von nahezu abgeschlossenen Nebenmeeren abgesehen, die oft entscheidend an einer Meerenge überwacht und übersprungen werden können, zu einer wirklichen Meeresumfassung zu kommen. Erst der Griff nach dem nahen oder fernen Gegengestade, wie er für die Ausbreitung in Nebenmeeren ebenso bezeichnend wie für die über die Ozeane ist, gewährleistet die Beherrschung eines größeren Meeresabschnittes, zumal wenn „Rastinseln" den Weg dorthin erleichtern und sichern. Geschlossene Umgreifung hat aber nicht allein wegen der Überlänge der Küsten nur selten stattgefunden, sondern weil das zur Beherrschung der Wasserflächen leicht anzusetzende Werkzeug, die Flotte, ganz bestimmter Häfen bedarf. Auch die große Auswahl überseeischer Expansionsziele hat naturgemäß zersplitternd wirken können. Darum beruht das räumliche System maritimer Ausbreitung auf einer Umgreifung von Meeresteilen oder Meeren, bei der sich die äußeren Linien der Zusammenfassung aus einzelnen Küstenstrecken, vornehmlich Halbinseln und anderen Vorsprüngen, und Küsteninseln, die oft durch große Lücken voneinander getrennt sind, rekonstruieren lassen, während häufig ozeanische Etappeninseln diesen Rahmen im Inneren verstärken. Der Übergang von solcher oft nur punkthaften Ausbreitung zu saumhafter Zusammenraffung kennzeichnet die fortschreitende Entwicklung. Aber lange bleibt über Meer kommende Bewegung — wie z. B. die Gestaltung der ozeanischen Kolonialreiche in der Mitte des 17. Jahrh. lehrt — gleichsam landscheu an der Küste haften als dem Milieu, das dem Herkunftsgebiet am meisten verwandt und gleichzeitig mit der Flotte am nachhaltigsten zu sichern ist. Erst viel später findet der Zusammenschluß der Küstengebiete zu unter Umständen großartigen Landringbildungen statt, wie sie jede politische Karte der Gegenwart aufweist.

Doch nicht der Staat allein — auch wenn hier seine am klarsten ausscheidbaren Areale als Beispiel gewählt worden sind —, sondern die vielfältigen Wellen geistiger und materieller Kultur, die Wanderungen der siedelnden Menschen selbst sowohl im Gefolge politischer Expansion wie unabhängig von ihr sind diesen Gesetzmäßigkeiten maritimer Expansion unterworfen. Die starke Bevölkerungszunahme einzelner Küstenpunkte und ihre Entwicklung zu Zentren moderner, auch höherer, jedoch oft fremder Kultur, während das flache Land weder

an dem einen noch an dem anderen teilhat, sind die bekannten Parallelerscheinungen zu den frühen punkthaften politischen Fußfassungen, denen dann gleichfalls die Ausbreitung der Kultur- und Siedlungsareale in der Fläche saumhaft und schließlich Landringe bildend folgt.

DIE NATURBEDINGUNGEN DER FESTLÄNDISCHEN ÖKUMENE

Im vollen Gegensatz zur Einheit und Einförmigkeit des Meeres ist das Land reich an Sonderzügen seiner einzelnen Teile. An die Stelle der inneren Grenzlosigkeit der Meeresoberfläche tritt auf den Kontinenten und den Inseln eine durch die Züge des Reliefs oder durch andere geographische Ausstattung hervorgerufene mehr oder minder deutliche Grenzziehung, die dem Leben bestimmte Raumkammern oder wenigstens Provinzen zuweist. Fast alles drängt damit zur Aufsplitterung in Einzelräume, zumal der Festlandsverkehr früher und mittlerer Zeiten weit größere Schwierigkeiten zu überwinden hat und ungleich weniger leistungsfähig war als die Meeresfahrt, nachdem sie sich die notwendigen Verkehrsmittel geschaffen hatte. Eine Durchquerung Asiens etwa in der Breite des 40. Parallels ist von Anfang an eine größere Leistung gewesen als eine Erdumsegelung, und sie ist es bis heute geblieben. Unzählige Menschen sind in der jüngeren Zeit auf dem Seeweg um die Erde gefahren, ohne daß ihre Reise irgendeine Bedeutung für die Erkenntnis gewonnen hätte und gewinnen konnte. Noch jetzt wird der, der jenen Weg durch Asien nimmt, in das Buch der wirklichen Reisenden eingetragen. In den von der modernen Kultur aufgeschlossenen Gebieten und auch im engen Bereich der Überlandbahnen der noch wenig erschlossenen Kontinente hat sich manches an dieser Bewertung der großen Festländer einschneidend geändert. Jedoch in kurzem Abstand von den neuzeitlichen Verkehrslinien beginnt in den fremden Erdteilen und hier und da auch noch in Europa der Kampf mit vielfältigen Schwierigkeiten des Festbodens. Auffällige Zonen der Hemmung und Trennung ergeben sich in erster Linie in den Gebirgen kräftigerer Reliefgestaltung, deren Wirkung aber meist von räumlich beschränkter Reichweite ist. Immerhin hat der nordmediterrane Hochgebirgsgürtel das südliche von dem nördlicheren Europa ähnlich geschieden, wie die vorderindische Gebirgsumwallung die indogangetische Ebene und die Dekanhalbinsel von der Umwelt zu isolieren vermochte. Auch Ostasiens Sonderstellung hat sich nicht zuletzt in seiner Umrahmung durch die riesigen Geländestufen gegen Innerasien vollzogen. Gesteigert wird die Abwehrstellung gegen außen, wo sich allseitige Wälle zu Gebirgsfestungen

zusammenschließen, wie in Tibet, Iran, Kleinasien, Abessinien und in den Andenländern (Bolivien — Peru, Ecuador — Kolumbien, Mexiko). Die Verteilung der Reliefzüge bestimmt aber auch das Wesen ganzer Kontinente. So hebt sich vor allem das in seinem Inneren und Westen durch Hochgebirge viel- und kräftiggekammerte Asien schroff ab von dem fast nur von Schwellen und Becken gegliederten Afrika und dem noch einförmigeren Australien. Durch die beiden Amerika läuft die klare Scheide zwischen dem gebirgigen Westen und dem Hoch- und Tieflandosten, und auch Europa wiederholt bis zu gewissem Grade diesen Gegensatz einer abwechslungsreichen Skulptur der westlichen Hälfte und der Eintönigkeit Osteuropas. Doch nicht allein auf die Großgliederung beschränkt sich der Einfluß der Gebirge. Nirgends ist die Kammerung des Lebensraumes in Klein- und Kleinstlandschaften so kräftig und eindeutig wie in ihrem Inneren, wo vom Hochrelief umhegte Becken, Täler, Talstücke und Wannen, die häufig auch im Streichen der Hohlzonen durch Stufen und Schluchten zerlegt werden, eine geradezu inselhafte Aufsplitterung bewirken, deren Sonderung gegen das tiefere Land nicht allein auf die Oberflächenformung, sondern auf die klimatischen und die durch sie hochgradig bedingten Lebensverhältnisse zurückgeht.

In allen humiden Gebieten verbindet sich mit den Gebirgen der Wald als hemmender, darum die Teilräume des Lebens isolierender und zur Verharrung zwingender Faktor. Nicht weniger schwer oder gar unwegsam vermag aber Waldland der Tiefe zu sein, und solange der Wald dort die Flächen deckt, beschränkt sich das Leben, das vom Waldmilieu niedrig gehalten wird, zunächst nur auf Rodungsinseln, die erst allmählich zusammenwachsen, sich zu schmalen Durchgängen und breiteren Gassen erweitern. Doch genau so wie die Ausbreitung des Lebens von der Vegetationsfülle des Waldes gehemmt wird, zieht ihr die Kargheit der Wüste scharfe Grenzen. Sie beschränkt seine bodenstete Form allein auf die Fluß- und Quelloasen, wo allerdings der erzieherische Kampf des Menschen um das Wasser und mit diesem dank des an sich höchst fruchtbaren, weil von Niederschlägen nicht ausgewaschenen Wüstenbodens eine erstaunliche Verdichtung und gegenseitige Befruchtung des Lebens erzeugt hat. Darum sind dort die frühsten Hochkulturherde (Ägypten, Mesopotamien, Turan, Indien, China, Hoch- und relative Trockengebiete der Andenländer) entstanden. Jedoch scharf umgrenzt sind diese Oaseninseln gegen die nicht der Bewässerung zugängliche Wüste, die Abwehrlandschaft schlechthin bleibt, nur randlich dem Nomadismus noch eine Stätte

bietet und von einem dünnmaschigen Netz von Karawanenwegen überspannt ist, soweit Oasen und einzelne Brunnen den Verkehr gestatten. Nur die höchsten Hochgebirgsregionen und die Polargebiete, in denen hier wie dort in nivalem Klima das Leben erstarrt, überbieten die Wüsten in ihrer Lebensfeindlichkeit. Die inlandeisbedeckten arktischen und antarktischen Länder sind bis auf geringe Ausnahmen anökumenisch, weil in ihnen das Leben — wie in den ausgesprochenen Hochregionen — durch die Ungunst der Wärme- und Niederschlagsverhältnisse bedrängt, durch die lange Polarnacht zur Untätigkeit verdammt wird und ihm bis auf schmalste Säume Wirtschaftsraum geraubt ist. Nur auf den Streifen arktischer Trift findet sich im Übergang zu den subpolaren Wiesenländern wieder Siedlungs- und Wirtschaftsfläche, hinter der jedoch der Eisrand schroff eine Schranke setzt.

Klima und Klimawirkungen errichten aber nicht nur gegen die Pole und gegen die Höhe hin Grenzen und Schranken, sondern in einer gewissen Unabhängigkeit von der übrigen Ausstattung der Erde sind der Ausbreitung des Menschen durch sie Grenzen gezogen, wenn nicht allein die Arteinheit Mensch, sondern auch dessen Gliederung in einzelne Rassen in Betracht gezogen wird. Zwar offenbart das einzelne menschliche Individuum eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit an die verschiedensten Klimate. Das gilt jedoch keineswegs für die Rassen. Hinsichtlich ihrer vollen Lebensfähigkeit sind es klimatische Varietäten, gleichgültig ob damit eine genetische Erklärung der Rasse gegeben ist oder nicht. Dabei offenbaren die hellen Rassen, die Weißen und Gelben, die man darum mit gutem Grund als die eigentlich „herrschenden" bezeichnen kann, eine ungleich größere Anpassungsbreite als die farbigen Rassen. Wird doch im Grunde nur in den inneren Tropen die Arbeitsenergie der weißen Rasse vollkommen gebrochen, während die Gelben noch nicht einmal so stark diesen Einwirkungen unterliegen. Farbige Rassen warmer Breiten sind dagegen in allen kühlen Ländern den größten Gefahren ausgesetzt. Vornehmlich die Zunahme der Klimakrankheiten in den subtropischen und tropischen Gebieten erschwert die Akklimatisation subtropen- und tropenfremder Menschen außerordentlich, sie mindert aber auch die Lebenskraft ihrer eingeborenen Bewohner recht erheblich. Diese klimatischen Ungunstzonen haben in Verbindung mit den übrigen hemmenden Wirkungen geographischer Ausstattung den Austausch der Menschheit und die Vereinheitlichung der Ökumene mehr erschwert, als gemeinhin angenommen wird.

Bei solcher Gliederung des kontinentalen Lebensraumes durch eine Großzahl von Gürteln, die entweder in ihrer Ganzheit ausgesprochen lebensfeindlich sind oder zum mindesten die Entfaltung des Lebens hemmen, erscheinen die Klammern von besonderer Wichtigkeit, die die Gunstzonen des Lebens zusammenhalten, wenn die Anschauung von der Einheit des Lebensraums überhaupt zu Recht bestehen soll. Innerhalb der Gebirgsländer sind die Durch- und Übergänge und zwischen den einzelnen Gebirgen bedeuten die Pforten oder Landtore die eigentlichen Lebensfurchen. In den Waldländern stellen die Flüsse die natürlichen Wege dar, an die sich — ähnlich wie in den Trockengebieten — auch Siedlung und Wirtschaftsraum aufreihen. Seen schalten sich mit gleicher Funktion ein. Ohne das Binnenwasserverkehrsnetz der riesigen tropischen und der nördlichen Urwälder wäre eine Besitznahme durch das von außen eindringende Leben, wie sie tatsächlich stattgefunden hat, gar nicht vorstellbar. Vor allem die waldlosen Ebenen und Flachländer haben sich von früh an als der größte und einheitlichste Bewegungsraum auf dem festen Lande, am ehesten dem Meere vergleichbar, dargeboten. Es sind die Steppen und Savannen, denen bis zu einem gewissem Grade die Matten der Gebirge und die Tundren des Nordens gleichzusetzen sind. Auf den Steppen der Alten Welt haben sich die großen Wanderungen asiatischer Völker bis nach Europa und Afrika hinein vollzogen, die großartige politische Zusammenschlüsse, wenn auch vorübergehender Natur, zeitigten. Doch auch die Savannen und Steppen des mittleren und südlichen Afrika und der beiden Amerika, die Savannen Indiens und das Lößland Chinas haben ähnliche Bewegungen erlebt. Gerade infolge ihrer Eignung zum Bewegungsraum hat auf den reinen Steppen und Savannen meist keine frühe feste Fußfassung des Lebens und seiner Entwicklung zu höheren Formen stattgefunden, auch wo ihr im allgemeinen karger Boden dazu einlud und tatsächlich spätere Auswertung erfahren hat. Durch harte Arbeit, im Kampf um das Wasser und mit dem Wasser des festen Landes, im Kampf mit dem Meer und mit dem Wald, also aus der Überwindung der größten Widerstände physischer Ausstattung der Erde, freilich unter günstigem Himmel, ist die höhere Kultur geboren worden. Nicht in der Riesenweite der von unstetem Leben früh durchstreiften Steppe, sondern in der inselhaften Enge der Oasen in der Wüste und im Walde sind die Ausgangszellen der Hochkultur im kontinentalen Raum zu suchen.

Alle Bewegung von dort aus schlägt andersgeartete Wege ein und wählt auf wesentlich kürzere Abstände verteilte Raststationen, als

sie dem Meeresraum und seinen Küsten eigen sind. Sie läßt echte kontinentale Raumtypen der Verbreitung des Lebens (Abb. 5) entstehen. Dabei mußte Raumzelle um Raumzelle gewonnen werden, deren am Anfang noch klar ausscheidbare Einzelflächen sich an den Linien geringsten Widerstandes aufreihen. Eine spätere Phase füllt dann die Zwischenräume zwischen diesen einzelnen Wachstumsspitzen zu einem Gürtel aus, der sich geschlossen um das Ursprungsgebiet des vorstoßenden Lebens herumlegt. In der Wiederholung der allerdings zeitlich ineinandergreifenden Vorgänge schiebt sich Wachstumsring um Wachstumsring — ohne jegliches Überspringen von Räumen, wie es im maritimen Bereich geschieht — vor, um die Fläche zu erobern. Das ist der langsame Gang der kontinentalen Kolonisation, der nur in den einfacher gestalteten Beschleunigungszonen stürmischeren Ablauf nimmt. Er führt je nach der Wesensart der Bewegung zur Herausbildung von oft am Rande aufgelösten und auf von Vorposten umsäumten, aber im ganzen geschlossenen, einheitlichen Arealen des Lebens. Im vollsten Gegensatz z. B. zu der Ausbreitung ozeanischer Staaten in anscheinend zusammenhangsloser Streu ihrer Teile stehen die in mannigfacher Weise milieuangepaßten einheitlichen Landflächen der kontinentalen Staaten, der Landmächte (Abb. 5). Unter den Erdteilen hat Asien die reinsten und gewaltigsten Landmachttypen entwickelt, wo die Steppen die Ausbreitung des Chinesischen, des Araber- und des Mongolen-Reichs begünstigt haben, die Flußvergitterung Nordasiens, ähnlich wie schon in Osteuropa, den Weg der Russen nach Osten erleichterte. Den übrigen Kontinenten sind so außerordentliche Landmachtbildungen aus sich heraus fremd. Sie haben nur solche kleineren Ausmaßes aufzuweisen. Die großen politisch zusammengerafften transkontinentalen Räume, wie Teile des Britischen und Französischen Reiches, die Vereinigten Staaten von Amerika, Brasilien und auch andere kleinere sind in ihrem Wesen anderer Art. Sie sind von ozeanischer Basis ausgegangen und stehen zum nicht unwesentlichen Teil noch auf ihr. Im Streben nach dem Zusammenschluß der einzelnen ozeanischen Positionen und nach der Einbeziehung des Hinterlandes sind Landringe entstanden, die in Anpassung an die kontinentalen Bedingungen den gleichen Wachstumsvorgang mit den Landmächten aufweisen und darum zu den kontinentalen Raumtypen gerechnet werden müssen. Gegenüber den reinen Landmächten ist ihnen aber eine ganz andere Wachstumsrichtung eigen. Sie geht binnenwärts, während jene schließlich auch das Meer als die bequemsten Flächen irdischer Machtausbreitung zu erreichen suchen.

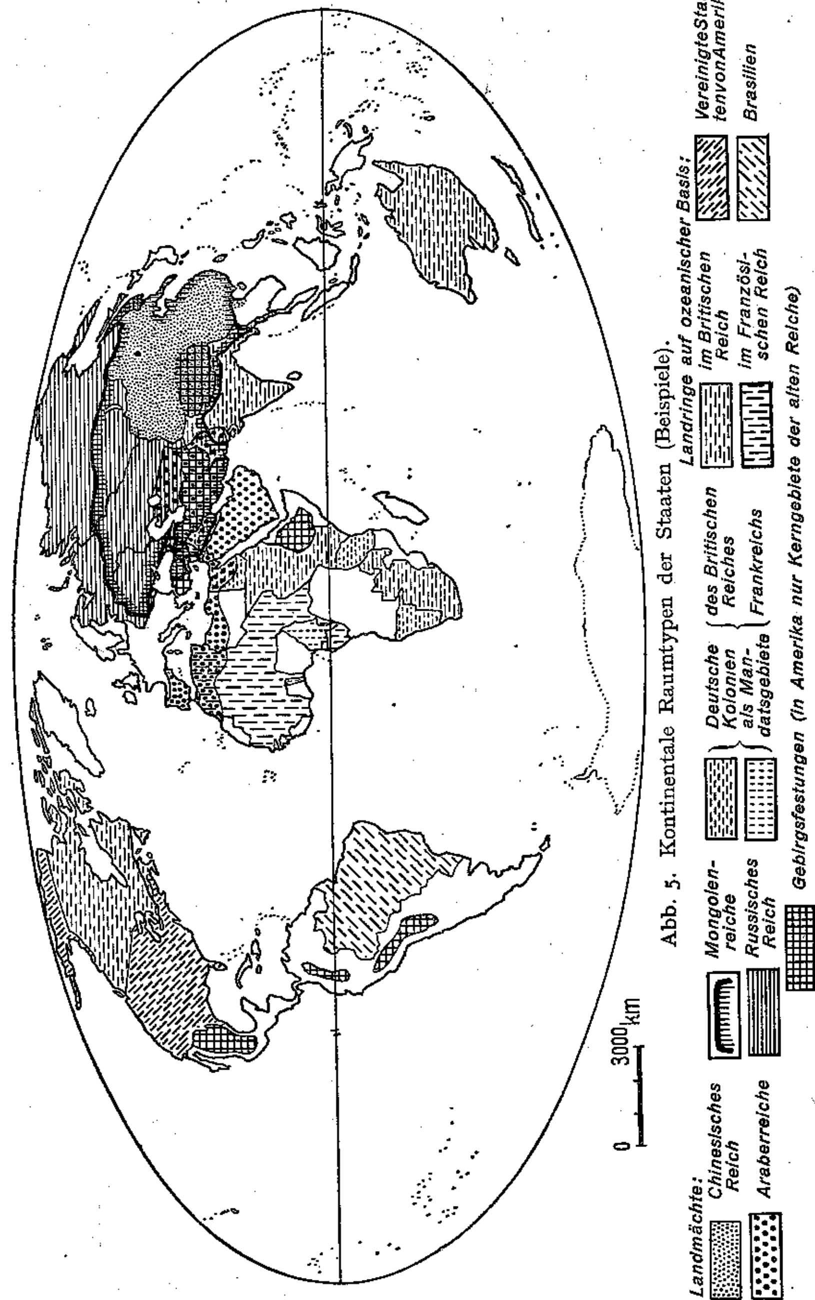


Abb. 5. Kontinentale Raumtypen der Staaten (Beispiele).

DIE ENTWICKLUNGSZONEN DER ÖKUMENE

Eine Skizzierung des Lebensraumes oder auch der Ökumene, die nur bei einer analytischen Betrachtung der Größe, der Gestalt und der physischen Ausstattung Halt machte, wäre nur halbe Arbeit, wenn nicht das mannigfaltige neue Werte schaffende Zusammenklingen der Einzelzüge im Erdganzen Berücksichtigung fände. Dabei ergeben sich Entwicklungszonen der Ökumene (Abb. 6). In ihnen hebt bald die Ungunst des einen Faktors die Gunst des anderen auf, oder sie schränkt dessen Wertung in mehr oder minder hohem Grade ein; bald verdoppeln oder verdreifachen sich aber auch Gunst und Ungunst. Vornehmlich treten mit besonderem Gewicht die Fernbeziehungen über Land oder über Meer zu den Wirkungen der Ortsstelle und des bestimmten Landes, die den beschränkten Raum nur als einen Teil der Ganzheit erkennen, von ihm abhängig sein und auf Grund des Lagefaktors oft das letzte Urteil über ihn fällen lassen. Bei solcher Betrachtung scheiden die Polarzonen in größtem Ausmaß aus der Ökumene als Wohn- und Wirtschaftsraum aus, wobei freilich die Meere mit ihrem außerordentlichen Tierreichtum eine wirtschaftlich wichtige, lebensfreundlichere Stellung einnehmen als die polaren Festländer. Sie haben Dauersiedlungen an den Polarrändern überhaupt erst ermöglicht. Im ganzen stellen aber diese schmalen Säume und einzelnen Inseln doch Kümmerzonen des Lebens dar, an welchem Urteil auch Stefansons Fürsprache nichts zu ändern vermag. Freilich kann nur eine Schau aus der fernabgelegenen Hochzone des Lebens sie als durchaus randständig ansehen. Wer dagegen das Blickfeld auf den höheren Norden beschränkt und dort die günstigsten Verbindungen von Kontinent zu Kontinent über das Arktische Mittelmeer sucht, der wird infolge des breiten Zusammenstrebens der nordhemisphärischen Landmassen erkennen, daß hier die kürzesten Wege von Nordeuropa nach dem subarktischen Nordamerika verlaufen, und begreifen, warum deren Erschließung zu den großen Zielen der Luftfahrt gehört, die der Raumüberwindung zwischen Erdteil und Erdteil dienen will. Es ist darum nicht ausgeschlossen, daß mit fortschreitender Technik und Luftnautik auch die Polarzonen — in höherem Maße die nördliche als die viel isoliertere südliche — als regelmäßig aufgesuchte Verkehrsgebiete in die Ökumene eingeschaltet werden, ohne dabei aber jemals zu vollökumenischen Gebieten werden zu können. Gegenwärtig müssen sie als die Region angesprochen werden, welche die Ökumene gegen die Pole begrenzt. Gegen die Höhe hin sind ihr die höchsten Stockwerke der

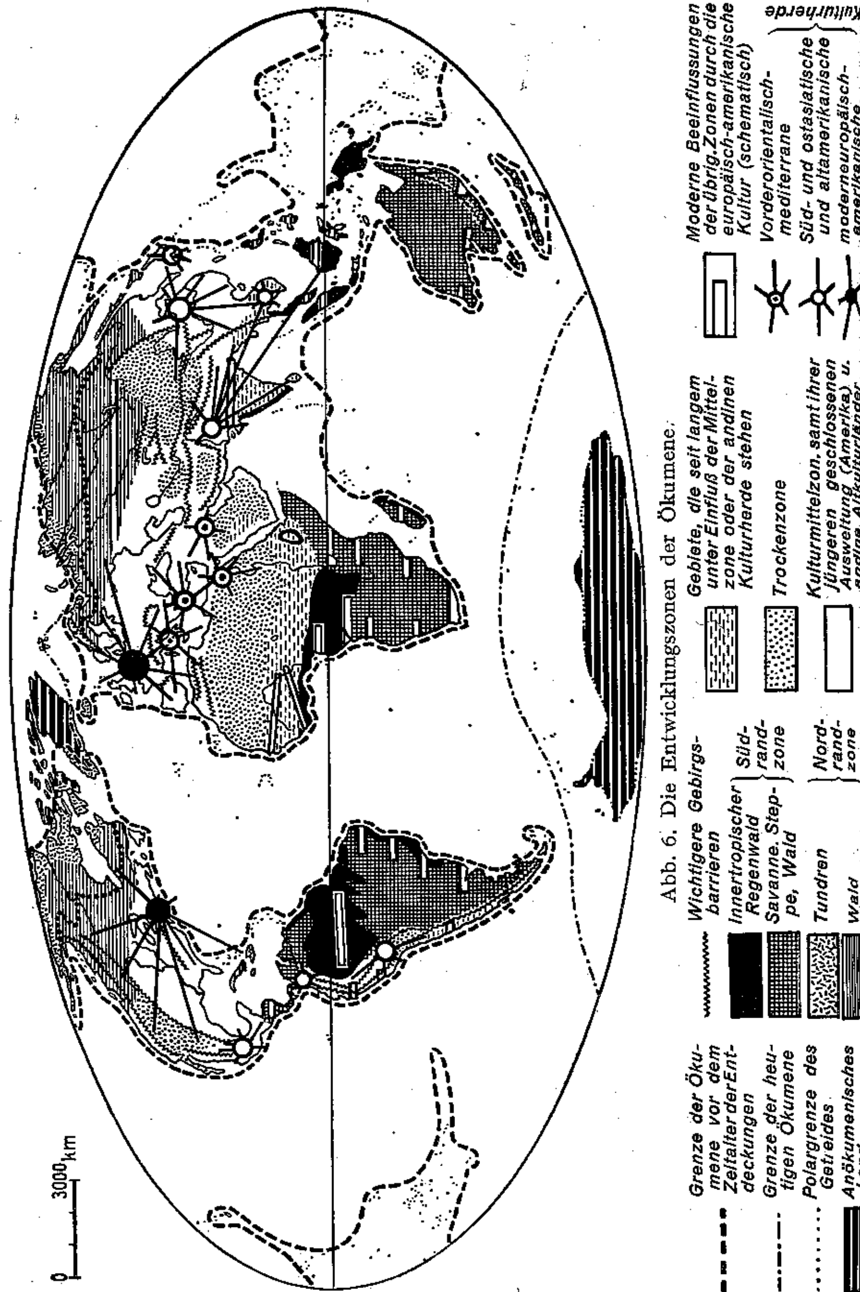


Abb. 6. Die Entwicklungszonen der Ökumene.

eisgepanzerten Hochgebirgsinseln gleichzustellen, die zwar schon in kühnen Flügen überflogen worden sind, aber der Ersteigung durch den Menschen die erheblichsten Schwierigkeiten (Gelände, dünne Luft) entgegensetzen, so daß die höchste obere Grenze der Dauersiedlungen — doch auch nur in den trockenen massigen Hochgebieten von Tibet und Bolivien — nicht viel über 5000 m aufzusteigen vermochte.

Für das Verständnis der allmählichen Ausgestaltung des Raumes zwischen diesen Grenzen zur Ökumene hat eine wertende Durchverfolgung der vornehmlich klimatisch-pflanzengeographisch bestimmten Naturlandschaftsgürtel nur eine mäßige Bedeutung, wenn nicht für die Erfassung der Verbundenheit der einzelnen Faktoren im Raum die Gliederung in die weit größere, mannigfacher gestaltete und darum viel reicher ausgestattete Alte Welt oder Ostfeste und in die kleinere, einfacher umrissene und ursprünglich wesentlich ärmere Neue Welt oder Westfeste (Amerika) mitberücksichtigt wird, die zwar beide von früh an über die Beringstraße und über die Aleuten miteinander zusammenhingen, aber bis in späte Zeiten durch die breiten anökumenischen Klüfte des Atlantischen und des Ostpazifischen Ozeans langhin voneinander geschieden waren. Wer nicht von abstrakter Höhe, allein begrifflich ordnend, die Dinge betrachten, sondern die Gestaltung der Ökumene mit der Geschichte des menschlichen Lebens auf der Erde in Verbindung bringen will, der wird von diesen getrennten Räumen auszugehen und die Vorgänge, die hier und dort erfolgt sind, miteinander zu vergleichen haben. Dabei ergibt sich genügend Gemeinsames, Gesetzmäßiges, aber auch wohl ebenso viel Verschiedenes, Individuelles.

Weder auf der West- noch auf der Ostfeste lassen sich die frühen Hochzonen des Lebens erkennen, wo Niederschlag und gleichmäßig hohe Wärme der Tropen die Lebensenergie des Menschen herabsetzen, aber auch die notwendigen Anregungen zu höherer Lebenshaltung vermissen lassen. Amazonien samt dem Waldland Guayanas, das Kongogebiet und Nordguinea und die waldbedeckten Teile Insulindes erscheinen daher im Niederblick von den Höhen moderner Zivilisation noch heute in auffälliger Stagnation. Ihre Menschen leben von außen noch wenig beeinflußt auf der Naturvolkstufe oder selbst darunter, auf dem Niveau des reinen Sammlertums. Mit der Entfernung vom innertropischen Waldland ergeben sich hinsichtlich der Kulturhöhe merkwürdige Unterschiede in der Alten und in der Neuen Welt, und auch die einzelnen Teile der Alten Welt gleichen sich trotz Natur-

übereinstimmung keineswegs. Der Sudan samt Abessinien zeigt ein ganz anderes Entwicklungstempo als Südafrika und das gesamte übrige östliche Südamerika. Das letztere ist, bis zur Einflußnahme durch die Europäer, namentlich infolge des Mangels an Kulturtieren, außerordentlich kulturtief geblieben, gleichgültig ob die Savannenländer des Orinokos und Brasiliens, die Trockenwälder des Nordosthorns oder einzelner Regionen des Chacos oder schließlich die Steppen des Südens betrachtet werden. Selbst die Rodungsinseln im innertropischen Walde Südamerikas, die zur Seßhaftigkeit drängten, haben höhere Lebensformen erzeugt als die übrigen Gebiete unsteter Lebensweise, die hinsichtlich ihrer primitiven Lebenshaltung in Zonen ähnlicher Ausstattung fast nur noch durch die eingeborene Kultur Australiens (Mangel an Kulturtieren) unterboten werden. In Afrika ist dagegen das Verhältnis zwischen dem Wald einerseits und der Savanne und Steppe andererseits schon vor der europäischen Kolonisation umgekehrt. Jedoch das abgelegene subtropische Endland des Südens steht weit hinter dem kräftig entwickelten Sudan zurück, der zwar getrennt durch den Wüstengürtel von dem Mediterrangebiet und von der dichteren nördlichen Streu der Oasen nur als ein Außengebiet des vorderorientalisch-mediterranen Kulturkreises gelten kann, aber trotzdem seit Jahrtausenden durch Völkerbewegungen und Kulturströme von dort beeinflußt worden ist. So lehrt die Entwicklung des Sudans ebenso die Bedeutung der Lageverbundenheit mit der inneren Zone der Alten Welt kennen, wie sie gleichzeitig Beleg ist für seinen nicht hermetischen Abschluß vom Norden durch die größte Wüste der Erde. Nicht die Sahara — so sehr ihr trennender Charakter auch immer betont worden ist —, der Urwald und das Tropenklima Mittelafrikas überhaupt haben Südafrika gegenüber der übrigen Alten Welt am strengsten isoliert und damit seine Endlandstellung innerhalb der alten Ökumene unangenehm unterstrichen. Das gleiche Milieu im östlichen Insulinde hat ebenso Australien einsamer gemacht, als das bei dem regen Austausch zwischen dem überreichen Südostasien und der Inselbrücke zu erwarten wäre; und auch das südliche Südamerika erscheint kulturärmer, als es bei besseren Beziehungen zu dem immerhin noch mannigfaltig ausgestatteten übrigen Amerika zu sein brauchte. So verbinden sich für die Südteile der Erde die Einflüsse der Endlandstellung und der vorwiegend urwaldbedeckten Tropenbarre zu gemeinsamer isolierender Wirkung gegenüber dem Norden. Mit anderen Worten: hinsichtlich seiner Lebensgeltung verbreitert sich das dem außertropischen Norden wesensfremde Milieu der inneren Tropen um große außertropische Räume im Süden zu einer Südrandzone der Ökumene, die zwar nach Maßgabe der kontinentalen Beziehungen, am stärksten in Afrika, schwächer in Südamerika und am geringsten in Australien, mit der übrigen Erde im Austausch steht, aber als Ganzes eine riesige Region des Verharrens innerhalb der Jahrtausende darstellte und im Gegensatz zur Nordrandzone nicht allmählich von Norden durchdrungen werden konnte, sondern zwecks Umwertung des Lebensraumes erst von außen (zur Zeit der europäischen Kolonisation), über Meer, aufgeschlossen werden mußte.

Trotzdem entspricht dieser Südrandzone bis zu gewissem Grade eine Nordrandzone, in der polare Trift und Tundra, subpolare Wiesenländer und Wald die natürlichen Pflanzenformationen bei einem kühlen, mehr oder minder regen- und schneereichen Klima ausmachen. Ihr äußerster Gürtel liegt jenseits der Getreidegrenze, so daß dort das Leben, abgesehen von wenigen modernen Handels- und Verwaltungsposten, nur unsteten Charakter tragen kann. Selbst die Einbeziehung des polaren Raumes jenseits dieses immerhin breiten Randsaums wird an der Art der Auswertung der Tundren- und Randwaldgebiete nicht viel ändern, diese vielleicht jedoch intensiver gestalten, wie aus dem übrigens in ungleich günstigerer Breitenlage gelegenen äußersten südamerikanischen Zipfel jenseits der Getreidegrenze geschlossen werden darf.

Südlich von der polaren Getreidegrenze herrschen ganz andere Bedingungen. Zwar ist der Bereich der Waldländer borealer und gemäßigter Breiten noch riesig ausgedehnt, aber der Wald ist längst nicht mehr geschlossen. Die Rodung ist vom Mittelgürtel der Erde aus weit vorgetrieben, und zwar in Europa und Asien in einem seit Jahrtausenden währenden Vorgang, während in Nordamerika die allerletzten Jahrhunderte das in raschem Prozeß nachgeholt haben, was langsame Entwicklung in der Alten Welt geschaffen hat. Diese durch uralte und jüngere Völkerbewegungen und neuzeitliche Kolonisation genährte kontinentale, nicht über das Meer wirkende Entwicklung, die allerdings in Nordamerika von ozeanischer, aber bald verselbständigter Basis ausgegangen ist, hat gleichfalls den Kampf mit dem Walde, aber doch unter ganz anderen Bedingungen als in den Tropen, zu bestehen gehabt. Dem Menschen stand bei seiner harten Arbeit ein Klima zur Seite, das diese ermöglichte, ihn dabei stählte, aber auch zu vielfältiger Vorsorge drängte und darum keineswegs energieerschlaffend, sondern kulturschöpfend wirkte. Es ließ damit zur vollen Entfaltung kommen, was in den Subtropen der Mittelgürtel zu den frühen Höhen der Altkulturen herangebildet worden war.

Solcher Vorstoß von den ältesten Vollkulturherden, den frühesten „Brennpunkten des menschlichen Lebensprozesses" (Hassinger), vermochte nicht von einer geschlossenen Front und nicht überall mit der gleichen Stärke vor sich zu gehen. Zwar waren diese Hochgebiete des Lebens unter dem Einfluß merkwürdig gleichartiger oder wenigstens in ihren Wirkungen verwandter Bedingungen entstanden, die ausnahmslos den Menschen in seinen Bemühungen um den Raum zur Arbeit anhielten und ihn lehrten, kulturschöpfend Gunst und Ungunst des Wohngebietes zu meistern. Das war jener Kampf um und auch gegen das Wasser in Ägypten und Mesopotamien, in Turan und Nordindien und China; und der Anbau stützt sich auch im Mittelmeergebiet, in Peru und in Mexiko teilweise auf Berieselung. In China trat die besondere sorgfältige Arbeit am Lößland dazu, und abermals in China und Indien wurde das Leben unter die ordnende Regel des Monsuns gestellt, auf die soviel der Übereinstimmungen in der großartigen Einheit der Monsunländer zurückgeht. Zwar erscheinen diese Kulturherde der Alten Welt im kleinmaßstäblichen Überblick in einer mittleren Zone zwischen dem nördlichen Wendekreis und dem 40. Parallel gelagert. Aber tatsächlich sind sie zum Teil hochgradig voneinander geschieden und auch zu verschiedenartig und stark mit ihrer Umwelt verknüpft, als daß sie diese in voller Übereinstimmung untereinander zu beeinflussen vermocht hätten. Chinas, von den hohen inner- und südostasiatischen Gebirgswällen umhegter Kulturbereich bleibt genau so wie der Indiens im Wesen ein peripherischer, trotzdem Kulturströme binnenwärts abfließen und das Oasenland Zentralasiens befruchten. Jedoch sie enden auch dort. Das Waldland des Nordens haben sie kaum erreicht. Viel aufnahmefähiger für die chinesische Kultur hat sich dagegen das übrige peripherische Land erwiesen, das unter der gleichen Monsunregel steht: die Mandschurei, Korea, Japan und auch Hinterindien. Auf der weitgehend gleichen Grundlage übereinstimmender Naturbedingungen hat die indische Kultur auf Hinterindien und Inselindien zu wirken vermocht. Infolge ähnlicher Isolierung ist auch die andine Kultur nicht über einen lokalen Einflußbereich hinausgekommen. Was dagegen Lagebeziehung und Gunst geeigneter Übergänge für erfolgreiche Kulturausbreitung bedeuten, zeigt die ebenso klimatisch wie geomorphologisch begünstigte Westseite der Alten Welt: für die in den Flußoasen der Trockenländer entstandene früheste Hochkultur war das nachbarliche, halbtrockene Mittelmeergebiet, das sie bei seiner Naturverwandtschaft aufzunehmen vermochte, aber ebenso Rodungsarbeit verlangte, wie es auch mit dem Meer vertraut machte, der geeignete Raum zu ihrer Umbildung, der

sie von ihren orientalischen Fesseln befreite, ihr neue und hohe Züge einfügte und sie so vorbereitete zu ihrem Siegeszug ins atlantische Europa und von dort in die ozeanische Welt, aber auch in den kontinentalen Bereich Eurasiens.

DER SINN DER ENTWICKLUNG DER ÖKUMENE

Der Sinn dieser ganzen Entwicklung ist die Fußfassung des Menschen im Lebensraum, d. h. die Entfaltung des Lebensraumes im weiteren Sinne zur Ökumene oder die Ausbreitung des Lebens in dem dafür überhaupt in Frage kommenden, möglichen Raum. Sie ist nicht abgeschlossen, sondern schreitet — wie der Rückblick lehrt — zum Teil stetig, zum Teil stoßweise, sowohl Verstärkung der Lebensdichte wie Erweiterung der Ökumene bewirkend, fort. Der erste Vorgang, die Intensivierung der Ökumene, vollzieht sich seit uralter Zeit in doppelter Stufenfolge, die in ihrer Zweiheit bis zum heutigen Tage zu verfolgen ist. Anfängliches Vorliebnehmen mit den reinen Naturgegebenheiten — primitives Sammlertum, Fischfang und Jagd, Benutzen von Naturwohnungen und -wegen — geht mit der Höherentwicklung der Kulturkraft in eine phasenhafte Umwertung des Naturraums, eine Entwicklung zum Kulturraum über, wie er in jedem Entstehen einer Rodungslandschaft aus dem Wald, jeder Umbrechung der Steppe zum Ackerland, jeder Bewässerung des Trockenbodens zur Oasenanlage zu erblicken ist, und die um so leichter vor sich geht, darum um so auffälliger und nachhaltiger ist, je kulturärmer der vorausgegangene Zustand, je spärlicher die Bevölkerung war (z. B. in Amerika). Eine soche Umwertung besonders großen Maßstabes ist aber vielleicht die Entwicklung der reinen Grassteppe selbst. In hellerem historischen Lichte liegen allerdings die Umwandlungen von Steppen in Feldbaulandschaften (z. B. Prärien, Pampas), die immer großartigere Öffnung der Waldlandschaften und besonders die vielfältige Entwicklung der Kulturlandschaften moderner Kulturländer. Solche nachhaltige Umwertung steht aber noch großen Flächen der Erde bevor. Das gilt namentlich, um eine besonders schwierige Aufgabe herauszugreifen, für die Tropen, in denen landschaftliche Wandlung und Intensivierung der Wirtschaft noch in sehr bedeutendem Maße vorausgesetzt werden muß, wenn die Tropen in höherem Sinne, als sie es heute sind, zu tragenden Gliedern des irdischen Kulturgebäudes werden sollen. Eine zweite Vorbedingung dafür wäre aber eine umgreifende Sanierung von durch Krankheiten verseuchten Gebieten, die zwar im Gange, aber weit entfernt von ihrem Abschluß ist, und namentlich die Entwicklung tropenfähiger Menschen, die in

einer langsamen Mischung von Tropenmenschen mit anderen Rassen vor sich geht.

Viel weniger stetigen Ablauf als die Umwertung zeigt die Erweiterung der Ökumene zum Lebensraum im weitesten Sinne. Besondere Entdecker- und Erforschertaten, besondere technische Fortschritte sind jeweils die Anregungen zu den großen Vorstößen gewesen, die Expansionen heraufgeführt haben, an denen die Vergangenheit bestimmt nicht arm ist. Aber die Gegenwart ist auch nicht ohne weitausgreifende Zielsetzung auf mannigfaltigen Gebieten, und sie hat dabei erstaunliche Erfolge zu buchen. Sie hat vor allem das Luftmeer in den Bewegungsraum einbezogen und seine regelmäßig befahrenen Teile schon zur Ökumene gemacht. Diese Eroberung eines zweiten, dem Ozean vergleichbaren, aber in viel höherem Grade allverbindenden Verkehrsraums eröffnet gewaltige Perspektiven, die freilich noch zu wenig überschaubar sind, als daß sie im einzelnen gedeutet werden könnten. Sie muß aber schon hinsichtlich der durch sie herbeigeführten fernzeitlichen Raumverengerungen, wie sie frühere Perioden nie erlebt haben, zwingend zu Umwälzungen in der Bewertung vieler Sonderzüge an der Erdoberfläche führen. In höherem Maße denn je rückt damit gegenwärtig die Entwicklung ihrem Ziel näher: die Ökumene überhaupt gleichzusetzen dem Lebensraum im weitesten Sinne, dem stolzesten, das sich der Mensch stecken kann.

RASSE UND RAUM

Von Michael Hesch

EINLEITUNG: ALLGEMEINE LEBENSGESETZLICHE BINDUNGEN ZWISCHEN GESTALTUNG DER LEBEWESEN UND LEBENSRAUM

Die Entwicklung aller Lebewesen wird bestimmt durch die Auseinandersetzung ihrer Erbmasse mit der Umwelt. Der Raum ist Umwelt im weitesten Sinne des Wortes und damit Inbegriff der Umweltwirkungen.

Entscheidend ist für die Beurteilung der Entwicklungsmöglichkeiten die Frage, auf welche Weise und in welchem Maße Umweltwirkungen die Erbmasse und damit deren Träger, die Lebewesen, deren individuelle und stammesgeschichtliche Entwicklung, zu beeinflussen vermögen. Diese Frage ist der Kernpunkt entwicklungsgeschichtlicher Theorien. Sie schließt das vielumstrittene Problem der „Vererbung erworbener Eigenschaften" ein. Bekanntlich spielt dieses vor allem in den Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern und Fortbildnern der Lehren Lamarcks (1744—1829) und Darwins (1809—1882), den „Lamarckisten" und „Darwinisten", eine große Rolle. Es ist hier nicht der Platz, auf Geschichte und Entwicklung dieser Lehren einzugehen; es kann nur das im Kampfe der Geister immer wieder von beiden Seiten als grundlegend Gegenübergestellte kurz gekennzeichnet werden: Nach Larmarck ist die durch Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe bestimmte günstige oder ungünstige Entwicklung der Lebewesen erblich. Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe aber hängt zusammen mit den äußeren Lebensbedingungen, mit der Umwelt. Auf dem Wege über die Organgestaltung beeinflußt also die Umwelt unmittelbar die individuelle, mittelbar auch die stammesgeschichtliche Entwicklung der Lebewesen, Arten und Rassen. Der Lamarckismus behauptet also die Vererbung erworbener Eigenschaften. Lamarcks Anschauung ist philosophisch-spekulativ und nicht durch Beobachtungstatsachen unterbaut. Sein Hauptwerk betitelt er denn auch als „Zoologische Philosophie".[1])

Darwin hingegen geht von reichen Erfahrungen und Beobachtungen aus, die er als Tierzüchter gesammelt hat, und er sieht im „Kampf

1) Philosophie zoologique, 1809.

ums Dasein" mit seiner Auslese der in ihrer Umwelt Lebensfähigsten, Bestangepaßten einerseits und der Ausmerze der minder Tüchtigen, in ihrer Umwelt minder Wertigen andererseits, die treibende und richtunggebende Macht für die Entwicklung und Sondergestaltung der Arten. Der Lebensraum lenkt also die Entwicklung seiner Lebewesen auf dem Wege der „natürlichen Zuchtwahl".[1]) Richtungbestimmend ist bei Tieren und beim Menschen weiter die „geschlechtliche Zuchtwahl" infolge Bevorzugung der Träger bestimmter Merkmale durch den Geschlechtspartner.[2]) Ungeklärt bleibt in der „Selektionstheorie" Darwins die Entstehung neuer Merkmale, denn die Auslese schafft solche nicht, sondern wirkt sich nur innerhalb der vorhandenen aus. Aus dem Auslesegedanken entwickelte Darwin seine Abstammungslehre des Menschen, für die Ernst Haeckel (1834—1919) als erster eine umfassende wissenschaftliche Begründung durchgeführt hat.[3]) Auch diese Entwicklung kann hier nicht weiter verfolgt werden.

Eine neue Erkenntnisgrundlage für die Beurteilung des „Lamarckismus", „Darwinismus", ihrer Abwandlungen („Neolamarckismus", „Neodarwinismus") und anderer Entwicklungstheorien bietet seit der Jahrhundertwende die Vererbungsforschung. Johann Gregor Mendels Entdeckung der grundlegenden Vererbungsgesetze[4]) wurde bekanntlich erst seit 1900 gewürdigt, wo die drei Vererbungsforscher Correns, Tschermak und de Vries unabhängig voneinander die von Mendel erkannten Gesetzmäßigkeiten in Versuchen wiederfanden.

Bezüglich der lamarckistischen Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften ist auf Grund zahlreicher planmäßig durchgeführter Zuchtversuche festzustellen, daß durch äußere Beeinflussung der Zuchtpflanzen und -tiere erzielte verschiedene Ausprägungsstufen oder -formen von Merkmalen sich nirgends als erblich erwiesen haben. Hingegen ist bei der Nachkommenschaft verschiedener Zuchtpflanzen und -tiere, die bestimmten äußeren Einwirkungen ausgesetzt waren (Röntgen- und Wärmestrahlen, verschiedene Chemikalien, darunter auch Keimgifte usw.), das plötzliche, sprunghafte Auftreten neuer Merkmale beobachtet worden, die sich bei Weiterzucht als erbbeständig erwiesen: die Mutationen = Erbänderungen der Vererbungsforschung. Auch bei Zuchten, die keiner unnatürlichen Beeinflussung ausgesetzt waren, sind plötzliche Erbänderungen beobachtet worden, und es ist gewiß, daß solche auch bei freilebenden

1) On the origin of species by means of natural selection, 1859. 2) The descent of man and selection in relation to sex, 1871. 3) Natürliche Schöpfungsgeschichte, 1866; Anthropogenie, 1874. 4) Versuche über Pflanzenhybriden, 1865.

Arten in der Natur vorkommen. In dieser Erscheinung nun ist ein Lebensvorgang erkannt, dem wir im Verein mit der natürlichen Zuchtwahl, der Auslese im Darwinschen Sinne, entwicklungbestimmende, art- und rasseformende Bedeutung beimessen müssen. Weiter ist aus der Tier- und Pflanzenzucht bekannt — und auch das ist in den Vererbungsgesetzen begründet —, daß die Merkmalverbindungen in der Nachkommenschaft um so mannigfacher werden, je verschiedener die Kreuzungspartner sind (Kreuzungen verschiedener Arten sind bekanntlich in der Regel unfruchtbar). Zur Erzielung ähnlicher Nachkommenschaft in einer größeren Fortpflanzungsgemeinschaft ist also der Ausschluß Andersartiger bzw. Engzucht innerhalb der Gemeinschaft notwendig. Wir haben also als grundlegende Voraussetzungen der Art- und Rassenentwicklung anzusprechen: Vererbung, Mutation, Engzucht und Auslese.

Im naturnahen Lebenszustand steuert der natürliche Lebensraum durch die Gesamtheit seiner auslesenden und ausmerzenden Wirkungen der Entartung. Im Kulturzustande der menschlichen Gesellschaft aber tritt mit dem „künstlichen Lebensraum" an Stelle der natürlichen die „künstliche Auslese", deren Folge vermehrte Erhaltung vermindert Lebensfähiger und damit fortschreitende Entartung ist.

Mit der vorangehenden Beleuchtung allgemeiner lebensgesetzlicher Bindungen zwischen Gestaltung der Lebewesen und Lebensraum ist die Grundlage gewonnen für die Betrachtung von Ausschnitten aus dem großen Bereiche der Wechselwirkungen zwischen Rasse und Raum, die eng verwoben sind mit der Rassen- und Menschheitsgeschichte. In diesem engen Rahmen können solche nur beispielhaft herausgegriffen werden.

DIE MENSCHWERDUNG

Die stammesgeschichtliche Verbindung des Menschen mit der Tierwelt ist eine unabweisbare Folgerung aus Befunden der Embryologie, Paläontologie, vergleichenden Anatomie und Physiologie. Die vorgeburtliche Entwicklung jedes Einzelmenschen vollzieht sich über Stufen, die niederen Klassen der Wirbeltiere entsprechen: die Einzelentwicklung stellt sich also im Sinne des „biogenetischen Grundgesetzes" Haeckels dar als eine abgekürzte Wiederholung der Stammesentwicklung. Mit der höchstentwickelten Gruppe der Tierwelt, den sogenannten Menschenaffen (Orang, Gorilla, Schimpanse), weist der menschliche Körperbau so weitgehende Ähnlichkeiten auf, daß er mit diesen und den anderen Affen im zoologischen System zu der Ordnung der „Herrentiere" zusammengefaßt wird. Mensch und Menschenaffen sind Zweige aus dem gleichen

Stamme; der menschliche ist am nächsten benachbart mit dem Schimpansenzweig, nach dessen Abzweigung aus dem weitergewachsenen Stamme entsprossen.[1]) Dieses wird belegt durch vergleichende Befunde sowohl wie durch Funde der Vorzeit, die auf der menschlichen Entwicklungslinie liegen und als vormenschlich, aber nicht vorschimpansisch anzusprechen sind: der aufrechte Gang einerseits, der sich aus ihrem Schädelbau — beim „aufrechtgehenden Affenmenschen" = Pithecanthropus erectus von Java auch aus der Form des Oberschenkels — erweisen läßt, die niedere Entwicklungsstufe der Gehirnkapsel und des Kauapparates andererseits, rücken diese Funde nahe an die Stufe der Menschwerdung. Deren Verbreitung nun gibt Bestimmungspunkte für den Raum der Menschwerdung (Abb. 7). Es sind dies der vorhin erwähnte Pithecanthropus und der Sinanthropus pekinensis, gefunden in der Nähe von Peking.[2]) Der äußere Zwang zur Erwerbung des aufrechten Ganges, zum Aufgeben des hangelnden Baumlebens, wie es die Menschenvorfahren nach den Zeugnissen der vergleichenden Anatomie geführt haben müssen, kann nur im Lebensraume gelegen haben, darin also, daß ein Baumleben nicht mehr möglich, die Aufrichtung aber im neuen Lebensraume zur Lebenserhaltung notwendig war. Diese Bedingungen sind gegeben im Wandel vom Wald zur Steppe mit hohem Grasbestand. Der Menschenahne mußte vom Baum herunter, weil kein Baum mehr da war.[3])

Die Vormenschenfunde nun bezeichnen ein Gebiet der Menschwerdung, in dem im Tertiär die Auffaltung der mächtigen innerasiatischen Gebirgskette zu neuer Klima- und Vegetationsschichtung führte, in deren Gefolge große Waldzonen sich in Savannen und Steppen verwandelten. Unter der auslesenden Wirkung dieses Wandels wurden die Lebewesen entweder vernichtet oder zur Auswanderung gezwungen, oder sie mußten sich, soweit deren Erbmasse die Möglichkeiten dazu bot, dem neuen Lebensraume anpassen. Den Menschenvorfahren führte diese auslesende Anpassung, die sich, wie der Klima- und

1) H. Weinert, Ursprung der Menschheit, 1932. 2) Der Fund von Piltdown in Sussex, Südengland, nach seinem Beschreiber Dawson als Eoanthropus Dawsoni benannt, ist nach der Meinung aller Forscher nicht eindeutig zu beurteilen, da das Gebiß schimpansenartig ist, die Gehirnkapsel aber dem Gegenwartsmenschen ähnlich. Mollison (Phylogenie des Menschen = Handbuch d. Vererbungswiss. Bd. III, 1933) schreibt S. 70: „Ein Vorfahr der späteren Menschenarten dürfte dieses Wesen wohl kaum sein." Zur Beurteilung des Raumes der Menschwerdung wird dieser Fund daher nicht herangezogen. Auch der Australopithecus africanus von Taungs im Betschuanaland, Südafrika, eine ausgestorbene Schimpansenart mit fortschrittlicher Gehirnschädelentwicklung, bleibt hier unberücksichtigt. 3) Weinert, a. a. O.

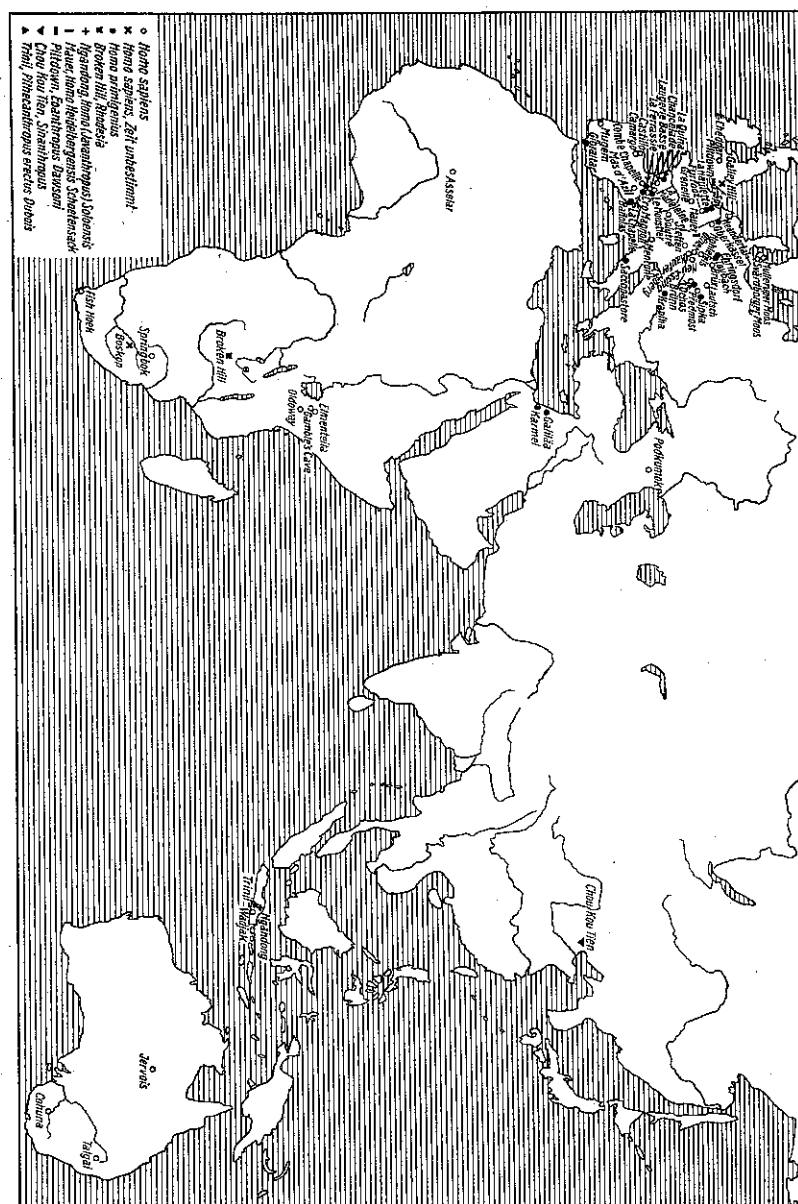


Abb. 7. Fundorte der wichtigsten menschlichen Skelettreste aus dem Alt- und Jungpaläolithikum.

(Nach S. Ehrhardt, Anthropol. Anz. Jg. 9, 1932.)

Vegetationswechsel in Zeiträumen von vielen Jahrzehntausenden allmählich vollzogen haben muß, zur Menschwerdung.

Diese ist also zu beurteilen als das Ergebnis einer Wechselwirkung zwischen vormenschlicher Erbmasse und Lebensraum. — Pithecanthropus und Sinanthropus aber zeigen Unterschiede, in denen man eine rassenhafte Sonderung bereits an der Wurzel der Menschheit erkennen kann. Da aus überzeugenden Gründen, die hier nicht näher berührt werden können (Näheres u. a. bei Weinert, a. a. O.), an der Einmaligkeit der Menschwerdung (Monophylie) innerhalb einer größeren Vormenschengruppe kaum gezweifelt werden kann, gehen wir von der Menschwerdung aus an die Betrachtung der weiteren Sondergestaltung der menschlichen Art im Raume.

RASSE UND RAUM BEI DER ALTMENSCHHEIT

Unter Altmenschheit (Homo primigenius) verstehen wir die Rassen, die mit dem Diluvium (in Europa mit dem Ende der Eiszeit) als solche verschwinden und entweder ausgestorben oder in den späteren Rassen aufgegangen sein müssen. Die zahlreichsten altmenschlichen Funde kennen wir aus Westeuropa. Der zeitlich und rassengeschichtlich älteste ist der Unterkiefer von Mauer bei Heidelberg, nach welchem die Rasse als Homo heidelbergensis benannt ist; er gehört nach Soergel einer Wärmeschwankung zwischen zwei Höhepunkten der Mindel-(2.)Eiszeit an. Nach dieser Datierung und Berechnungen von Milankovič für die wechselnde Sonnenbestrahlung der letzten Million Jahre wäre das Alter des Fundes etwa 460 000 Jahre (des Pithecanthropus etwa 1 Million Jahre.)[1])

Alle anderen altmenschlichen Funde Europas gehören der Neanderthaler-Rasse (Homo primigenius) an, die aus der letzten (2.) Zwischeneiszeit durch die letzte Eiszeit von Westeuropa bis Südrußland und Vorderasien reicht (Abb. 7). Sie erscheint also zuerst in einer warmen Periode und überdauert die Kälteperiode der letzten Eiszeit. Nach einer anderen Auffassung hat der Neanderthaler die letzte Eiszeit nicht überdauert und ist an der Entwicklung der Gegenwartsmenschheit nicht beteiligt. Gegenüber dieser Auffassung weist Weinert m. E. mit Recht darauf hin, daß bei Nachneanderthaler-Rassen der letzten Eiszeit (Jungpaläolithicum) vielfach neanderthalerähnliche Merkmale auftreten, z. B. bei den Schädeln von Oberkassel bei Bonn, die in den Formenkreis von Cro-Magnon einbezogen werden.

In die Formengruppe des Neanderthalers lassen sich außerhalb

1) Nach Mollison, a. a. O., S. 77—78.

Europas und Vorderasiens einreihen der Fund von Ngandong (Homo soloensis) auf Java und der Rhodesia-Fund aus Südafrika.[1]) Mollison[2]) hält es für denkbar, daß in dem Fund von Ngandong „die Wurzel läge, an die sich der Rhodesia-Mensch und Homo sapiens anschlösse." Dabei denkt Mollison an eine Verbindung von Pithecanthropus über Ngandong zu den in die Entwicklungslinie der Australier zu rechnenden Schädeln von Wadjak auf Java und Talgai und Cohuna in Australien (Abb. 7).

Die Neanderthalerfunde im zusammenhängenden europäisch-vorderasiatischen Gebiete zeigen nur Verschiedenheiten, die in den Rahmen einer Rasse einbezogen werden können. Das steht im Einklang mit der gleichartigen Auslesewirkung des Lebensraumes — Anpassung von einer warmen Zwischeneiszeit an das Kälteklima der letzten Eiszeit im Verlaufe einer Zeitdauer, die das Vielfache gewesen sein muß der Nacheiszeit. Köppen-Wegener berechnen die Dauer einer Zwischeneiszeit mit rund 120 000—190 000 Jahren, einer Eiszeit mit 4000—11 000 Jahren; das Ende der letzten Eiszeit wird auf 21 000 Jahre zurück angesetzt.[3])

Die Funde von Java und Südafrika, die keiner Eiszeitwirkung ausgesetzt gewesen sind, sind sowohl vom Neanderthaler, wie voneinander weitgehender verschieden als die europäischen Neanderthalerfunde untereinander. Wir haben also auch in dem Neanderthaler-Formenkreis, wenn wir diese Zusammenfassung Weidenreichs anerkennen wollen, Hinweise auf die auslesende Wirkung des Raumes auf die Rassengliederung.

Welche Vorstellung können wir uns nun machen von den Beziehungen des Raumes zu der Sonderung der Gegenwartsmenschheit (Homo sapiens) in ihre drei Hauptstämme, den weißen, gelben und schwarzen Hauptstamm?

ASIEN ALS RAUM DER ÄLTESTEN RASSENSONDERUNG

Auf den Seiten 38—40 wurde festgestellt, daß als Gebiet der Menschwerdung in erster Linie Asien in Betracht gezogen werden muß. Raumbiologisch kann in das Betrachtungsfeld auch Europa und Afrika einbezogen werden, zumal auch aus diesen Gebieten Funde vorliegen, die neben schimpansenähnlichen auch Merkmale zeigen, die von der anthropoiden nach der menschlichen Seite hin abweichen, wenn sie auch nicht in die menschliche Entwicklungslinie gestellt werden können: Der Eoanthropus und Australopithecus (S. 38).

Wir betrachten im folgenden kurz die neueste der Theorien über

1) Weidenreich, Die Naturwissenschaften, 1929, S. 233 ff. 2) A. a. O., S. 93. 3) Zit. nach Weinert, Menschen der Vorzeit, 1930, S. 12.

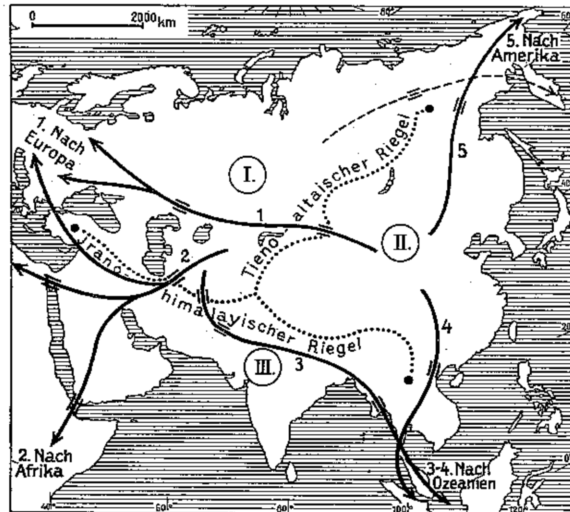


Abb. 8. Älteste Gliederung und Hauptstromlinien der rezenten Menschheit aus Asien.
Sonderungsräume: I des weißen, II des gelben, III des schwarzen Hauptstammes.
Hauptstromlinien: 1. westturanische, 2. westiranische, 3. südhimalayische, 4. südmongolische, 5. ostmongolische.
(Nach E. v. Eickstedt: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 1933.)

die Sonderung der gegenwärtigen Menschheit in ihre drei Hauptstämme (Abb. 8), wie sie E. v. Eickstedt entwickelt hat.[1]) Die drei Sonderungsräume sind hiernach abgegrenzt durch die Gebirgsketten Hochasiens, die den ostasiatischen, südasiatischen und nordasiatisch-europäischen Rassenraum voneinander scheiden: durch den irano-himalayischen und tieno-altaischen Riegel. Aus dem Nordwestraume (I) leitet v. Eickstedt den weißen Hauptstamm ab, aus dem Ostraume (II) den gelben und aus dem Südraume (III) den schwarzen Hauptstamm. Den Nordwestraum bezeichnet er als das „turanische Unruhezentrum". Es ist das weite Gebiet der mittelasiatischen Steppen und Wüsten, das die unwirtliche Zone der nassen Tundra und den Nordwaldgürtel der Taiga von dem zentralen Gebirgswall Hochasiens trennt. Die Steppe mit ihren kargen Gaben zwingt ihre Bewohner zu nomadischer Bewegung; hierin sieht v. Eickstedt die Zwangsläufigkeit zur Entwicklung unruhiger Bewegungsrassen, die durch das Reittier große Stoßkraft gewinnen. In geschichtlicher Zeit erfolgten Vorstöße von asiatischen Reitervölkern nach Europa aus diesem Unruhegebiet: die der Hunnen, Tataren, Mongolen, schließlich der Vorstoß der Magyaren, die in der westlichsten Steppe Europas, der ungarischen Tiefebene, seßhaft wurden. Die heutigen Reittier-

1) Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 1933.

nomaden der Steppenzone faßt v. Eickstedt als „turanide" Rassengruppe zusammen, sprachlich sind es vorwiegend Turkvölker. — In den unwirtlichen Gebieten der Taiga und Tundra sitzen altasiatische Randvölker (sprachlich Altsibirier) als Renntiernomaden, Jäger und Fischer, die „sibiride" Rassengruppe v. Eickstedts. Als breiter Keil schieben sich aus dem Steppengürtel dazwischen ural-altaische und Turkvölker (Sprachgruppen), von dem altaischen Zweig vor allem das große Volk der Tungusen. Nach diesem benennt v. Eickstedt die ganze Gruppe als „tungide" Rassengruppe. Der sibiriden gegenüber zeichnet sie sich durch größere raumbezwingende Fähigkeit aus. Auch bei den Tungiden ist Renntiernomadismus die aus dem klimatischen Raum sich ergebende Wirtschaftsform. Den westlichsten europäischen Ausläufer bilden in der gleichen Vegetationszone die Lappen. — Damit wären kurz Hinweise gegeben auf gegenwärtige Beziehungen zwischen dem west- und nordasiatischen Raume und seiner Rassen- bzw. Völkerschichtung (vorsichtig wird man wohl von Völkern sprechen, denn die rassischen Besonderheiten dieser Gruppen sind noch wenig erfaßt).

Hier mag noch eine Anmerkung angefügt werden zu der Wertung der mittelasiatischen Steppe als Sonderungsraum der weißen Rasse. Auf Seite 47—48 ist darauf hingewiesen, daß für die alteuropäischen Ausgangsrassen der heutigen nordischen, fälischen und westischen Rasse die Möglichkeit westlichen, europäischen Ursprungs nicht ausgeschlossen ist. In das Sonderungsgebiet des weißen Hauptstammes ist m. E. Mittel-, West- und Südeuropa einzubeziehen (Abb. 9), wo zuerst die Ausgangsformen der vorhin genannten europäischen Langkopfrassen auftreten; den östlichen Teil dieses Gebietes, den russisch-kaspisch-sibirischen, möchte ich als „Kontaktzone" v. Eickstedt) betrachten, aus der die rundköpfigen Rassen Europas, die ostbaltische und ostische, hervorgegangen sind. Der asiatische Ursprung der dinarischen Rasse erscheint mir weniger sicher.[1])

Die heutige Verbreitung von Völkern ursprünglich weißer Rasse (sprachlich indogermanische Völker) in Asien liegt, abgesehen von der neuzeitlichen russischen Kolonisation, im vorder- und südasiatischen Raume und reicht nordwärts nur bis in die südwestlichen Länder der zentralen Gebirgskette mit dem Hochland von Pamir als Nordostspitze. Diese Verbreitung hat sich von Europa aus in vor- und frühgeschichtlich faßbarer Zeit vollzogen (vgl. S. 48) und ist für die Beurteilung des Sonderungsraumes des weißen Hauptstammes an

1) Hesch, Rasse, Jahrg. 1, 1934, Nr. 1.

sich ohne Bedeutung. Wohl aber kann in der Tatsache, daß sich indogermanisches Volkstum (Sprachen) im Steppenraume nicht erhalten hat, ein Hinweis darauf gesehen werden, daß die Lebensformen, die mit der Steppe gegeben sind, den indogermanischen Völkern zur Zeit ihres Vordringens nach Asien nicht entsprachen.

Der angenommene Sonderungsraum des gelben Hauptstammes wird in der Nacheiszeit zum Unruhezentrum durch Umwandlung von Wäldern in Wüsten und dadurch hervorgerufene Verschiebung des Lebensraumes in den Tafelländern Ostasiens. Der Raum deckt sich noch heute wesentlich mit dem asiatischen Kerngebiet der gelbhäutigen Hauptrasse. Dabei gibt die Rassen- und Völkerkunde[1]) auch für diesen Raum Hinweise auf alte Sonderungsvorgänge innerhalb des Hauptstammes. So hebt sich eine altmongolide Schichte — v. Eickstedt nennt sie Palämongolide — im südlichen Teile dieses Gebietes ab, die von Hinterindien aus nach China übergreift, der eine jungmongolide Gruppe — v. Eickstedt nennt sie Sinide — gegenübersteht. Weiter finden sich auch hier alte Randformen, deren Verbreitungsgebiet durch aktivere Rassen zerrissen und eingeengt ist; so die Ainu auf den nördlichen japanischen Inseln, deren Vorfahren als die Steinzeitbewohner Japans gelten[2]), eine altasiatische Sonderform mit wenig differenzierten Merkmalen, die auch an den weißen Hauptstamm anklingen.

In dem dritten Sonderungsraume nun, dem des schwarzen Hauptstammes, der nach v. Eickstedt gleichfalls als Wüsten- und Steppengebiet Unruhezentrum ist, herrscht heute im westlichen Trockengebiet (Arabien) die orientalische Rasse vor (vgl. ihren Anschluß an Nordafrika, S. 49), in Vorderindien die neuindische — v. Eickstedt nennt sie „indide" — (sprachlich arische) Rassengruppe. In den tropischen Waldgebieten Vorder- und Hinterindiens aber sitzen heute noch Reste von Rassen, die man in den schwarzen Hauptstamm einbeziehen kann. In Vorderindien faßt sie v. Eickstedt als „Indomelanide" zusammen, in Hinterindien sind die Semang von Malakka hier zu nennen. Andere Gruppen, vor allem die Weddaartigen Vorderindiens, zeigen als Altform Anklänge an den schwarzen und weißen Hauptstamm. Die Annahme dieses Sonderungsgebietes ist auch völkerkundlich unterbaut, zumal in Hinsicht auf die dunkelhäutigen Rassengruppen der Südsee (Melanesier und Australier).[3]) Die Verbindung zu diesen ist in Indonesien gegeben durch die negritische und weddide Schichte.

1) Für letztere als Hauptwerk G. Buschan, Völkerkunde, Bd. II, 1923.
2) Buschan, ebd., S. 661. 3) Buschan, a. a. O., Abschnitt über Südost-Asien.

In Abb. 8 sind Paßwege und Wandergebiete, „Hauptstromlinien" (v. Eickstedt), ersichtlich gemacht, denen die Ausbreitung der Hauptstämme am wahrscheinlichsten gefolgt sein kann. Deren Lage steht im Einklang mit Möglichkeiten, die sich aus den Kenntnissen der Rassen- und Völkerkunde ergeben. In den Abschnitten über Europa, Afrika, Amerika und die Südsee finden sich hierzu Hinweise.

Es erhebt sich noch die Frage nach den Wirkungen des Lebensraumes, die zur Sondergestaltung der drei Hauptrassenstämme geführt haben mögen. Auf S. 47—48 ist die Frage der Aufhellung der nordischen und fälischen Rasse besprochen. Grundsätzlich das gleiche kann angenommen werden für die gesamte Aufhellung des ganzen europäischen Hauptstammes. Für die Hautfarbe wird man dabei mit Schwalbe[1]) am wahrscheinlichsten einen mitteldunklen Hautton als Ausgangsstufe annehmen, von der aus durch Mutation helle und dunkle Varianten entstanden, von denen sich auf dem Wege der Auslese im nordischen Klima die hellen halten konnten, im tropischen die dunklen. In den Tropen auftretende helle Varianten (Albinismus verschiedenen Grades) sind dort nicht oder nur vermindert lebensfähig, einem Klima mit geringer Sonnenstrahlung hingegen sind solche angepaßt. Fischer (a. a. O.) sieht in der Aufhellung der europäischen Rassen eine ähnliche Erscheinung, wie in der Aufhellung vieler Haustiere gegenüber ihren Wildformen und schreibt sie der „Domestikation" zu. Darunter versteht er die Gesamtheit der Wirkungen, die mit der Loslösung von der natürlichen Lebensweise und dem Gebrauch von Kulturgütern bzw. mit Zuchteinflüssen zusammenhängen. Auf Domestikationswirkungen führt Fischer auch die Entstehung anderer Rassenmerkmale zurück. Man kann die Domestikation auch kennzeichnen als die Wirkungen eines künstlichen Lebensraumes. (Nicht zu verwechseln mit der Aufhellung im Zustande der Domestikation ist das helle Haarkleid mancher Polartiere, denn diese haben immer dunkle Augen.) Die Aufhellung wurde hier als Beispiel für die Sonderung von Rassenmerkmalen herausgegriffen, weiter kann auf diese Frage nicht eingegangen werden. Nur noch das sei hervorgehoben, daß sich nicht alle lebenden Rassen zwanglos in einen der drei Hauptstämme eingliedern lassen, da einerseits wenig differenzierte Altformen vorhanden sind, andererseits im Gefolge der Sonderung entstandene Zwischen- und schließlich nachträglich entstandene Mischformen. Jede schematische Einord-

1) Zit. nach E. Fischer, Rasse und Rassenentstehung beim Menschen, 1927, S. 71.

nung muß solchen Gruppen Zwang antun. Als Beispiel sei eine von E. v. Eickstedt vorgeschlagene Gliederung wiedergegeben:

Hauptrasse:	weiße Rasse	schwarze Rasse	gelbe Rasse
Nebenrasse:	Polynesier	Melanesier	Indianer
Sonderform:	Weddide	Pygmäen	Arktiker
Zwischenform (zur nächsten Hauptrasse, bei der dritten zur ersten):	Australier	Buschmänner	Ainu.

Griffith Taylor[1]) macht den interessanten Versuch, die aus der Rassensonderung sich ergebenden Altersbeziehungen der Schichten und deren Wanderungen, die zur gegenwärtigen Überschichtung in der Rassenverteilung über die Erde geführt haben, nach Art geologischer Schichtenkarten und Profile zu veranschaulichen. Wir müssen uns mit diesem Hinweis auf die Arbeit Taylors begnügen.

URSPRUNG UND GLIEDERUNG DER GEGENWARTS-RASSEN IM EUROPÄISCHEN RAUME

Europa ist auch für die Frühgeschichte der Gegenwartsrassen das fundreichste und besterforschte Gebiet. In den eisfreien Teilen West- und Mitteleuropas (Abb. 9) treten gegen Ende der Eiszeit (Jungpaläolithikum) eine Reihe von Rassen auf, die teilweise noch Anklänge an den Neanderthaler aufweisen, in der Hauptsache aber späteren Rassen gleichen und zum Teil als deren Ausgangsformen zu erkennen sind (S. 40, 47). Wesentlich für die Frage: „Rasse und Raum" ist die geradezu auffallende Mannigfaltigkeit der Rassen, die im letzten Abschnitt der Altsteinzeit mit der Erweiterung und Besserung des Lebensraumes infolge des Eisrückganges nach dem Norden in Erscheinung tritt. Vielfach nimmt man für diese ältesten Rassen des Gegenwartsmenschen (Homo sapiens) (Abb. 7) durchwegs Einwanderung aus fremden Erdteilen, vor allem Asien, an (vgl. S. 42). Zweifellos geht ein Teil dieser Rassen auf Zuwanderung aus außereuropäischen Gebieten zurück, wie der negerhafte Grimaldi-Fund von Mentone. Bedeutungsvoller ist die Möglichkeit der Zuwanderung aus Asien, die im Ausgang der Altsteinzeit aus dem Auftreten von Kurzschädeln mit mongoliden Merkmalen (z. B. Ofnet bei Nördlingen in Bayern) erkannt werden kann. Diese können als Urform der ostischen Rasse gelten.[2]) Es wirkt sich also die Weitung des europäischen Wohnraumes einerseits, dessen bessere

1) G. Taylor: Environment and race. London 1927. 2) Die Ofnetstufe wird auch der Mittelsteinzeit zugerechnet, so z. B. von Weinert (a. a. O.). S. Ehrhardt (Anthropolog. Anzeiger, Jahrg. 9, 1932, S. 307—308) u. a. rechnen sie zur Altsteinzeit.

Zugänglichkeit von Asien her andererseits, von dieser Zeit ab bis in geschichtliche Gegenwart im rassischen Aufbau der europäischen Bevölkerung aus. Es besteht aber kein zwingender Grund, alle auf den Neanderthaler folgenden Rassen der Altsteinzeit in West- und Mitteleuropa aus anderen Gebieten herzuleiten. Das niemals vereist

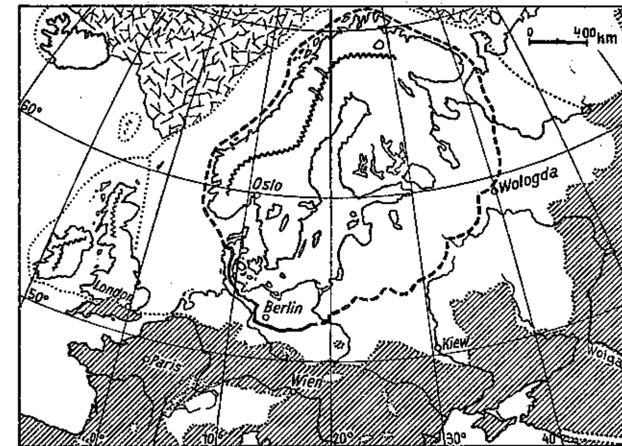


Abb. 9. Nordeuropa während der größten und der letzten Vergletscherung. (Die Grenze der letzten Vergletscherung ist nur für das nordeuropäische Inlandeisgebiet eingezeichnet.)

— - - Grenze der letzten Vereisung in Nordeuropa. ▨ Nicht vergletschertes Gebiet.

········ Größte Eisausdehnung. ~~~~ Eisscheiden. ⊠ Packeis.

(Aus P. Woldstedt, Das Eiszeitalter. Stuttgart 1929.)

gewesene südliche West- und Mitteleuropa kann Entwicklungsgebiet von Rassen gewesen sein, die zuerst dort auftreten. Die Cro-Magnon-Rasse z. B. kann sich von hier aus einerseits südwärts in den afrikanischen Raum ausgebreitet haben (Urhamiten: Fund von Oldoway und Springbok) (Abb. 7); andererseits können wir in der Nacheiszeit ihr Vordringen in den vom Eise frei werdenden Raum Nordwesteuropas verfolgen. Mit Cro-Magnon ist nach heute allgemeiner Ansicht der Forscher die Wurzel der fälischen Rasse erfaßt und aus diesem Formenkreis, nach Reche von der Abart von Chancelade[1]), ist mit gleicher Sicherheit auch die nordische Rasse abzuleiten. Die für beide Rassen kennzeichnende Aufhellung der Haare und Augen kann sich nur in einem Lebensraume geringer Sonnen-

1) Arch. f. Anthropologie, N. F. Bd. 21.

strahlung herausgebildet haben und ist daher am wahrscheinlichsten zustande gekommen in der Eisrandsteppe, die die Rasse von Cro-Magnon seit ihrem ersten Auftreten bis zum Ende der Eiszeit bewohnt hat. Nach E. Fischer[1]) ist die Cro-Magnon-Rasse bereits blond.

Nordische (und fälische) Rasse herrschen dann in der mittleren und jüngeren Steinzeit in Nordwest- und Mitteleuropa vor. Von dem jungsteinzeitlich-schnurkeramischen Kulturkreis Mitteldeutschlands aus wird nach der neueren Vorgeschichtsforschung die Sonderung der frühgeschichtlichen indogermanischen Völker auf nordrassischer und fälischer Grundlage faßbar.[2]) Die Wanderungen der indogermanischen Völker sind wohl die überzeugendsten Beispiele der Weltgeschichte für die raumüberwindende Macht aktiver Rassen und die Auswirkung kulturschöpferischer Fähigkeiten in verschiedenem Lebensraume. Die von indogermanischen Völkern getragenen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Hochkulturen im europäisch-südasiatischen Raume sind grundlegend von diesen Rassen bestimmt.[3])

Im Mittelmeergebiet ist seit der Frühgeschichte eine andere Rassengruppe Trägerin vorindogermanischer Kulturen, die westisch-orientalische. Ihre Wurzeln sind am wahrscheinlichsten im eiszeitlichen europäisch-asiatisch-afrikanischen Mittelmeergebiet entsprungen. Von manchen Forschern wird die Rasse von Combe Chapelle (Abb. 7) als Ausgangsform der westischen angesprochen.

Der orientalische Zweig dieser Rassengruppe ist grundlegend beteiligt an der Entstehung der Völker semitischer Sprachen[4]), der westische an der Kulturentwicklung des europäischen und nordafrikanischen Mittelmeergebietes. Im folgenden Abschnitt werden wir sehen, daß in Nordafrika noch heute die westisch-orientalische Rassengruppe bestimmend ist.

Die nordisch-fälische Rassengruppe stellt also seit ihrer vorgeschichtlichen Entfaltung eine Anpassungsform an das gemäßigte Klima Europas dar, die westisch-orientalische an das subtropische Klima des Mittelmeergebietes. Die Anpassung beider Gruppen an die besonderen Bedingungen ihrer Lebensräume kommt darin deutlich zum Ausdruck, daß die hellen Nordrassen die Wirkungen des Tropenklimas viel schlechter vertragen als die dunklen Südrassen. Hierin mag neben anderen — Rassenmischung, Geburtenschwund — eine wesentliche Ursache für das Versiegen des nordischen Blutes bei den indogermanischen Völkern Südeuropas und Südasiens gelegen haben. Die rassisch verschiedene optimale Lebens-

1) Zeitschr. f. Ethnologie, Jahrg. 62, 1930. 2) Ausgeführt u. a. bei Hans F. K. Günther, Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934, S. 17. 3) Günther, a. a. O. 4) Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1930.

fähigkeit in verschiedenen Klimagebieten ist eine Tatsache von großer geopolitischer Bedeutung, die von der Bevölkerungspolitik beachtet werden muß (vgl. den letzten Abschnitt).

Zwischen dem nordischen und fälischen und dem mittelländisch-westischen Rassengebiet breitet sich, seit der jüngeren Steinzeit immer deutlicher im mitteleuropäischen Alpengebiet die rundköpfige ostische, und, seit der Bronzezeit, allmählich auch die kurzköpfige dinarische Rasse aus, die wesentlich im Verlaufe der Gebirgskette der Alpen und Karpathen zu Kurzkopfgebieten Asiens hinüberleiten. Ähnlich steht im Norden die helle kurzköpfige ostbaltische Rasse über Rußland hinweg in Verbindung mit dem westasiatischen Rassengebiet (vgl. S. 43).

RASSENVERTEILUNG UND LEBENSRAUM IN AFRIKA

Die Rassenschichtung Afrikas steht, trotz mancher Zerreißungen und Überschneidungen, in sehr deutlicher Beziehung zu bestimmten klimatischen und vegetativen Lebensräumen (Abb. 10). Es sind vier bzw. fünf Hauptrassengruppen auseinanderzuhalten: die westisch-orientalische, die äthiopische, die eigentlichen Neger und die Zwergrassen. Die westisch-orientalische Rassengruppe besiedelt Nordafrika bis zur Sahara, also das subtropische Küstengebiet des Mittelmeeres (vorwiegend westisch) und das Trockengebiet des Wüstengürtels (vorwiegend orientalisch). Im Berbertum sind Reste der Cro-Magnon-Rasse erhalten. Die Vertreter der äthiopischen Rassengruppe sind die hamitischen Wanderhirten in der ostafrikanischen Steppe. In dem Graslandgürtel, der

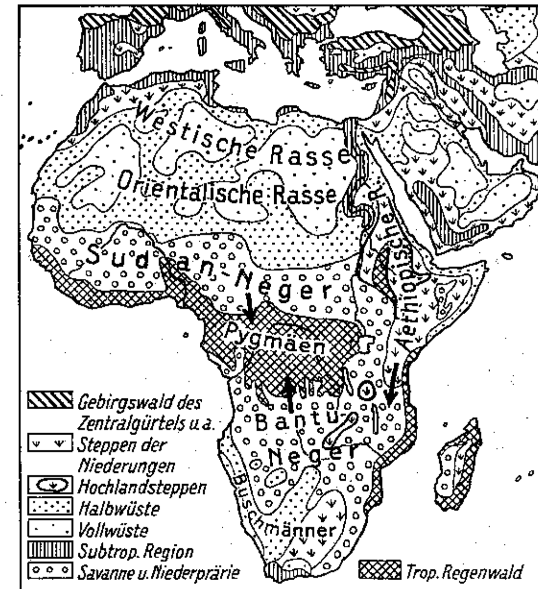


Abb. 10. Rassenverteilung und Lebensräume in Afrika. (Zusammengestellt nach E. v. Eickstedt: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 1933.)

sich an Wüste und Steppe anschließt und den zentralen Urwald umgreift, sitzen die Hackbau treibenden Neger. Diese sind auch in den zentralafrikanischen Urwald vorgedrungen. Dessen Altbewohner aber sind die Zwerge — Pygmäen —, die als Urwaldjäger und -sammler ursprünglich selbständig, heute vielfach in Abhängigkeit von Negersiedlungen, ihr Dasein fristen. Eine zweite kleinwüchsige Rassengruppe, die Buschmänner, leben in dem südafrikanischen Trockengebiet der Kalahari; ursprünglich gleichfalls Sammler und Jäger, heute vielfach im Dienste der europäischen Wirtschaft Südafrikas.

Von diesen Kerngebieten der Rassen aus ergeben sich Überschneidungs-, Misch- und Sonderungsräume. Vor dem Eindringen der Europäer entsprach die Rassenverteilung, wie auch in den übrigen Kolonialgebieten der Erde, der Fähigkeit der Rassen im Kampf um den Lebensraum. Dabei ist unter anderem zu erkennen, daß das Wohngebiet der Urwaldzwerge von den eindringenden Negern durchsetzt, eingeengt und zerrissen worden ist; weiter daß der Einfluß äthiopisch-hamitischer Wanderhirten machtpolitisch und kulturell vielfach auf Negergebiete übergegriffen hat. Seltener ist das Umgekehrte der Fall. Ähnlich den Urwaldzwergen sind auch die Buschmänner einem Rückdrängungsprozeß durch ihre stärkeren Nachbarn ausgesetzt gewesen.

Auch in der Rassenverteilung Afrikas läßt sich also deutlich eine verschiedene Befähigung der einzelnen Rassen zur Raumbeherrschung und Raumüberwindung erkennen, die auch das Maßgebende ist für die Wahl der Wirtschaftsform und vor allem für die Erweiterung des Wirtschaftsraumes. Während die Wirtschaftsform wesentlich durch die Besonderheit des Wirtschaftsraumes (Klima, Pflanzen-, Tierwelt, Oberflächengestaltung) begrenzt wird — Jäger- und Sammelwirtschaft im Urwald und in der Kalahari, Kamelnomadentum in der Sahara, Hackbau im Grasland, Wanderhirtentum in der Steppe, —, ist die Wahl der Wirtschaftsform das Ergebnis des Kampfes der einzelnen Rassengruppen um den Wirtschaftsraum. Bei diesem Kampfe sind die Zwergvölker von den physisch leistungsfähigeren und wirtschaftlich befähigteren Nachbarn in die ungünstigsten Gebiete zurückgedrängt worden. Die Neger wieder haften an ihrer Hackbauwirtschaft. Die hamitischen Wanderhirten aber erweitern ihr Einfluß- und Nutzungsgebiet vielfach über die ihrer Wirtschaftsform entsprechende Steppe hinaus, und die nordafrikanischen Araberstämme orientalischer Rasse haben mit Hilfe des Kamels die Sahara überwunden und Innerafrika nach Norden erschlossen. Hierin kommen Rassenverschiedenheiten zum Ausdruck, die sich einerseits in weitgehender Raumgebundenheit, andererseits in weitgehender Fähigkeit zur Überwindung des Raumes äußern. Der gleiche Raum löst also bei verschiedenen Rassen verschiedene Wirkungen aus. Der Buschmann ist in der Wüstensteppe Jäger und Sammler, der Araber Kamelnomade; der Pygmäe ist im Urwald aus eigener Kraft nur Jäger und Sammler, der Neger aber, der in den Urwald vordringt, erobert diesen seinem Hackbau.

Die Rassenschichtung Afrikas und die Wirtschaftsformen der Rassen sind einerseits Beispiele für die Begrenzung der Wirtschaftsmöglichkeiten durch die Besonderheit des Lebensraumes, andererseits für die rassenhaft verschiedene Befähigung zur Überwindung der Schranken, die der Raum der Rasse und der Wirtschaft setzt. In jeder der Rassengruppen aber erkennen wir eine Anpassungsform besonderer Art an ihren Lebensraum.

In welcher Zeitenfolge sich die Rassenschichtung Afrikas vollzogen hat, ist heute noch nicht sicher. Die beiden zwerghaften Rassengruppen wird man aber wohl als alte Rassenschichten ansehen dürfen. Ihre verwandtschaftliche Beziehung zueinander ist umstritten. Auch die Neger sind zweifellos als altafrikanisch anzusprechen. Andererseits weisen die schon erwähnten Funde von Oldoway und Springbok (S. 47), weiter von Elmenteita und Gambles Cave (Abb. 7), die alle als urhamitisch gelten, auch auf ein hohes Alter der äthiopischen Rassengruppe in Afrika hin. An den letztgenannten beiden Fundorten hat Leaky[1]) auch Moustérienkultur nachgewiesen, als deren Träger die Neanderthalerrasse anzunehmen ist; auch hierdurch wäre also dieser Formenkreis in Afrika belegt (S. 40/41).

Die jüngste Rassenschichte ist am wahrscheinlichsten die westisch-orientalische. Die heutige Verteilung der Rassen läßt sich mit der Annahme von Nord-Süd-Wanderungen, die auch kulturgeschichtlich begründet werden können, gut vereinbaren. Die Möglichkeit von Beziehungen zu Asien ist auf S. 42 ff. behandelt.

RASSE UND RAUM IN OZEANIEN

Zu Ozeanien rechnen wir außer den drei Inselgebieten Melanesien, Mikronesien und Polynesien auch die größte Insel der Südsee, das Festland Australien, denn die australische Rassengruppe ist auch in einem Teile der Inselwelt, vor allem in Melanesien, in den Rassenaufbau mit eingegangen. Die Australier also sind die eine Rassenschichte; die Bevölkerung Melanesiens, die dunkelhäutigste der Süd-

1) The Stone Age Cultures of Kenya Colony, Cambridge, Univ. Press and Mc Millan Co., New York 1931.

see (daher die „schwarzen Inseln"), ist die zweite. In dieser können zwei Haupttypen auseinandergehalten werden[1]), ein Typus mit feinerer Merkmalausprägung, der hauptsächlich auf den westlichen Inseln (Neuguinea, Entrecasteaux, Rook, Bismarck-Archipel, Mortlock, Ponape und Gilbert-Inseln) und vorwiegend in den Küstengebieten der großen Inseln vorkommt, daher als westmelanesischer oder Küstentyp, nach den Papua auf Neuguinea auch als papuanischer bezeichnet wird; ein Typus mit grober Merkmalausprägung, vorwiegend auf den östlichen Inseln (Viti, Neu-Caledonien, Neuhebriden) und häufiger im Binnenland als in den Küstengebieten, daher als westmelanesischer oder Binnentyp benannt. Die dritte große Rassengruppe der Südsee sind die Polynesier, die das große Inselgebiet zwischen dem 135.° ö. L. und dem 110.° w. L. besiedeln; die West-Osterstreckung Polynesiens beträgt damit etwa ein Drittel des Erdumfanges, die Nord-Süderstreckung die Hälfte der Erdbreite. In diesem großen Gebiete besitzt die polynesische Rasse größere Einheitlichkeit als die Melanesier mit ihrer Variabilität zwischen den beiden genannten Typen und Anklängen nach der australischen, im Osten auch nach der polynesischen Seite hin. Weiter ist die Frage nach dem Vorkommen von Zwergrassen in Melanesien noch offen. Kleinwüchsig nigritisch waren die ausgestorbenen Tasmanier, und kleinwüchsige Stämme sind aus dem Innern vor allem der großen Inseln (Neuguinea, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Salomonen, Neu-Hebriden) bekannt. Die vorherrschende Meinung geht dahin, in diesen Kümmerformen der großen Stämme der Inseln zu sehen und nicht Reste einer zwerghaften Rassenschichte. Deren Vorkommen aber erhöht die Variabilität der melanesischen Rassenschichte.

Mikronesien ist ausgesprochenes Mischgebiet mit melanesischen und indonesischen Einschlägen auf polynesischer Grundlage.

Zu den einheimischen Rassenbestandteilen kommen, vor allem in Mikronesien und Polynesien, teilweise beträchtliche Einschläge von Asien her (Araber, Inder, Chinesen, Japaner), teilweise auch (vor allem in Polynesien) von seiten der europäischen Kolonialvölker.

Die Völkerkunde hat eine Kulturschichtung erarbeitet, die mit der Rassenschichtung mehr oder weniger parallel läuft.[2]) Das wollen wir festhalten, ohne auf deren Kennzeichnung eingehen zu können.

Auf S. 42 (Abb. 8) ist ausgeführt, daß die Rassen der Südsee aus Asien herzuleiten sind, und Rassen-, Kultur- und Sprachverbreitung bezeugen dieses übereinstimmend.[3])

1) Buschan, a. a. O., Bd. II, S. 51ff. 2) Buschan, a. a. O., S. 54ff. 3) ebd. „Ozeanien".

Als älteste Rassenschichte stellt sich die australische dar, ihr folgen Überschichtungen durch die melanesische, die jüngste ist die polynesische. Alle drei sind durch wiederholte Wanderungen aufgebaut worden. Bei der melanesischen läßt sich das durch die Sonderung in die beiden Typen erkennen. Für die polynesische nimmt die Völkerkunde mindestens zwei große Wanderungen an.[1]) Ohne hierauf näher einzugehen, soll nur noch die Frage nach dem Beginn der Wanderungen berührt werden.

Für die Ausbreitung der australischen Schichte haben wir in den altsteinzeitlichen Funden von Cohuna, Jervois und Talgai sowie in dem Fund von Wadjak auf Java älteste Belege (vgl. auch S. 41). Der Beginn der jüngsten, der polynesischen Ausbreitung in der Südsee, ist nach Gräbners Forschungen über polynesische Einflüsse in den alten amerikanischen Hochkulturen lange vor den Anfang unserer Zeitrechnung anzusetzen.[2]) Buschan urteilt über diese Frage folgendermaßen: „Es kann als wahrscheinlich angenommen werden, daß bereits zur Zeit, als die frühgeschichtlichen Hochkulturen in Ägypten und Asien entstanden, diese ihre Verbreitung über den Stillen Ozean genommen und in Mittel- und Südamerika den Anstoß zu ähnlichen Hochkulturen gegeben haben." [3]) Vermittler waren die Polynesier. Ihre großen Fahrten dauerten bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts.[4]) Amerika hatten sie „an den verschiedensten Stellen im Norden und Süden oft erreicht".[5])

Aus der Verbreitung der einzelnen Rassenschichten und der ihnen parallelen Kulturschichten ergibt sich die verschiedenartige Fähigkeit dieser Rassen zur Raumüberwindung und -Beherrschung: Die körperlich und kulturell urtümlichste Schichte, die australische, hat den späteren Einwanderern nicht standhalten können. Sie ist auf das Festland Australien zurückgedrängt und seit der kolonialen Eroberung Australiens durch die weiße Rasse in die trockene Buschsteppe des Innern oder in Reservate eingeengt. Die Kulturstufe, die sie von sich aus erklommen hat, ist die des niederen Jägers und Sammlers. Zur Überwindung großer Strecken zur See reichten ihre einfachen Rindenboote nicht aus.

Die melanesische Schichte zeigt wieder deutlich die Überlegenheit des Küstentypus. Dieser beherrscht die günstigeren Lebensräume der Inseln, der urtümlichere Typus mußte in das klimatisch meist ungünstigere Binnenland zurückweichen; ähnlich die kleinwüchsigen Gruppen im Inneren der Inseln. Der Einbaum der Melanesier befähigte sie nur zu kleineren Fahrten zwischen den einzelnen Inselgruppen.

1) ebd. Bd. II, S. 60 und 62. 2) ebd. Bd. I, S. 63. 3) ebd. Bd. II, S. 273. 4) v. Eickstedt, a. a. O., S. 789. 5) ebd. S. 790.

Im Gegensatz zu Australiern und Melanesiern waren die Polynesier durch den Besitz von leistungsfähigen Auslegerbooten, Ruderkanus und Segelbooten, die eine starke Bemannung vertragen, unter Ausnutzung der herrschenden Strömungen und Windverhältnisse zur Durchführung von Hochseefahrten befähigt, die zur Eroberung ihres großen Wohnraumes und zur Beherrschung des Ozeans bis nach der fernen Osterinsel hin, ja zur Erreichung Amerikas führten. Außer den seetüchtigen Fahrzeugen besaßen die Polynesier wohl sicher auch meeres- und himmelskundliche Kenntnisse, die ihnen die großen Fahrten ermöglichten. Belege für solche Kenntnisse in der Südsee haben wir von den mikronesischen Karolinen und Marshall-Inseln, wo diese allerdings nicht Gemeingut des Volkes, sondern überliefertes Wissen einzelner Sippen sind, die dadurch bestimmenden Einfluß besitzen. In praktischen und theoretischen Kursen werden diese Kenntnisse künftigen Kapitänen vermittelt.[1]) Auf den Fahrten werden Seekarten verwendet, die aus Stäbchen und Muscheln gefertigt sind; die Stäbchen bezeichnen Dünungen, die Muscheln Inseln. Nachts wird die Fahrtrichtung nach dem Stand der Sterne überprüft, am Tage nach der Sonne unter Verwendung eines Sonnenkompasses, bei dem der Mast des Fahrzeuges den Schattenstab abgibt, die im rechten Winkel zueinander angebrachten Haltetaue die Quadranten bezeichnen. Solche Kenntnisse wird man den Polynesiern, auch wenn sie nicht erwiesen sind, zusprechen dürfen, da das Vordringen in ihr Gebiet über Mikronesien erfolgte. Auch in anderen wirtschaftlichen und gesittungsmäßigen Belangen erheben sich die Polynesier weit über die anderen Rassen der Südsee. Viele Züge ihrer Gesittung sprechen für Beziehungen zu alten Hochkulturen Südasiens. F. Gräbner[2]) hat auf mythologischem Gebiete indogermanisch-polynesische Übereinstimmungen festgestellt. Das stimmt überein mit ihrer körperlichen Erscheinung, die große Europäerähnlichkeit aufweist, und v. Eickstedt hat sicherlich recht, wenn er den europiden Grundstock der Polynesier aus Nordwestindien und, rassengeschichtlich weiter zurück, aus Iran herleitet.[3]) Dieser machte die Polynesier zum Herrschervolk der Südsee, dessen Kultur die Europäer mit Bewunderung erfüllte. Die europäische Zivilisation allerdings hat heute Kultur und Menschen zersetzt und Laster und Seuchen haben dazu beigetragen, daß man von einem sterbenden Polynesien sprechen muß. Damit wird die Frage nach der Wirkung der europäischen Kolonisation auf die Lebensformen fremder Rassen angeschnitten, die im letzten Abschnitt näher betrachtet werden soll.

1) Hambruch, Erdball, Jahrg. 5, 1931, S. 381—391. 2) Anthropos, Bd. 14/15, 1919/20, S. 1099—1119. 3) A. a. O., S. 778.

RASSE UND RAUM IN AMERIKA

Im einzelnen ist über die Rassengliederung Amerikas (voreuropäische Bevölkerung) wenig Sicheres festgestellt. In großen Zügen sind aber doch Beziehungen zwischen Rassengeschichte, Rassenverbreitung und Raum zu erkennen.

Zunächst haben wir zwei Hauptrassengruppen zu unterscheiden: die Eskimo und die Indianer.[1]) Die ersteren siedeln bekanntlich von Kanada bis Ostgrönland, mit einer rückläufigen Abspaltung in Nordostasien. Diese Rassengruppe ist in höherem Maße mongolid als die indianische, dabei aber mit Sonderausprägungen ihrer Merkmale, auf Grund deren man eine altrassengeschichtliche Abspaltung vom gelben Hauptstamme annehmen muß.

Die Indianer weichen vom gelben Hauptstamm in wesentlichen Merkmalen (Einzelheiten der Kopfform, Gesichtsschnitt, Nasenform, Körperproportionen) noch weiter ab. Das Unterscheidende rückt sie an den europäischen Rassenstamm heran. Ihre Ableitung aus Asien wird damit nicht in Frage gestellt, ihre Ausgangsgruppe aber muß sich schon in sehr früher rassengeschichtlicher Zeit von jener geschieden haben, die zum heutigen gelben Hauptstamme führte (vgl. weiter unten die Angaben über die Blutgruppen).

Die Eskimo bilden rassisch und, in ihrem polaren Wohngebiet, auch räumlich und kulturell eine wohl abgegrenzte Gruppe, nicht ohne Einschläge von seiten der Indianer und weißer Kolonisten. Die Indianer sind eine viel variablere Rassengruppe. Die Erklärung dafür liegt in der Rassengeschichte.

Für ihre Ausbreitung und Sonderung ist die Verteilung der Oberflächenformen im nord- und südamerikanischen Kontinent wesentlich bestimmend gewesen: die Nord-Süd-Richtung der gewaltigen pazifischen Gebirgskette am Westrand beider Kontinente, deren Öffnung nach dem Inneren in großen Waldzonen und Grassteppen und die neuerliche Abriegelung von Teilen der Ostgebiete durch Bergländer. Die Einwanderung ist aus dem Norden erfolgt, und zwar, wie sich aus den völkerkundlichen Feststellungen ergibt[2]), in wiederholten Wellen und Überschneidungen über Nord- und Mittel- nach Südamerika. Große kulturelle, vor allem sprachliche Verschiedenheiten zwischen Nord- und Südamerika weisen darauf hin, daß das letztere durch lange Zeiträume eine Sonderentwicklung durchgemacht haben muß.[3]) Aus dem Südkontinent haben auch Rückwanderungen nach

1) Die Negerfrage ist im letzten Abschnitt berührt. 2) W. Krickeberg in Buschan, a. a. O., Bd. I, Amerika. 3) Ebd. S. 54.

Norden stattgefunden: zur Zeit der Entdeckung waren in Mittelamerika südamerikanische Stämme in Nordwanderung begriffen.[1]) Die bei Ozeanien erwähnten Beziehungen der Polynesier zu Amerika haben auch im Erscheinungsbild mittel- und südamerikanischer Indianer ihren Niederschlag hinterlassen.

Zusammenfassend ergibt sich, daß bei der voreuropäischen Bevölkerung Amerikas noch vor dessen Entdeckung vielfache Mischungen stattgefunden haben, die eine Rassengliederung der heutigen Indianer außerordentlich erschweren. Immerhin kann man aus der Verbreitung einzelner Merkmale Hinweise auf rassengeschichtliche Vorgänge gewinnen, z. B. aus der Verbreitung der Lang- und Kurzköpfigkeit. Für Nord- und Mittelamerika ergibt diese kurz folgendes: Kurzköpfigkeit ist gehäuft in den Gebieten der Nordwestküste, im östlichen Bergland und im zentralen Hochland Mittelamerikas. Langförmig ist der Kopf vorwiegend im großen Waldgebiet des Inneren, in Randgebieten der Südkordilliere und Teilen des östlichen Berglandes.[2]) Von Eickstedt (a. a. O.) versucht aus dieser bemerkenswerten Verteilung der Kopfform rassengeschichtliche Ableitungen, auf die aber hier nicht näher eingegangen werden kann. In Übereinstimmung mit von Eickstedt kann man jedenfalls in dem südlichen Kurzkopfgebiet einen Keil sehen, der das ursprünglich geschlossene Gebiet langköpfiger Rasse gespalten hat. Die Langkopfgebiete der südlichen Westküste und des östlichen Berglandes Nordamerikas sind hiernach als Rückzugsgebiete der älteren Rassenschichten zu beurteilen. Es ist begründet, die Langköpfigkeit den älteren Rassenschichten zuzuschreiben: die ältesten Schädelfunde Amerikas, deren diluviales Alter allerdings nicht feststeht, die der Lagoa-Santa-Rasse im Staate Minas Geraes, Ostbrasilien, sind langförmig.

In Südamerika kann wieder nach der Verbreitung der Kopfformen eine Gruppierung vorgenommen werden, die gewisse Raumbeziehungen zeigt und rassengeschichtlich bewertet werden kann: im Hochgebiet der Anden herrscht Kurzköpfigkeit vor, ebenso in der großen Niederung der Südhälfte des Kontinentes, in der Pampa; Langköpfigkeit hingegen herrscht im östlichen Hochland Brasiliens. Im inneren Waldlande Brasiliens und im Amazonasgebiet nimmt die Kopfform eine Mittelstellung ein. Auch hieraus können ähnliche Folgerungen gezogen werden wie aus der Verteilung dieses Merkmals in Nordamerika. Bemerkenswert ist noch, daß in dem Fundgebiet der zweifellos frühindianischen Lagoa-Santa-Rasse auch heute Langköpfig-

1) W. Krickeberg in Buschan, a. a. O., Bd. I, Amerika, S. 63.
2) Nach B. Struck, Karte 13 bei Hans F. K. Günther, Rassenkunde Europas. 2. Aufl. 1926.

keit vorherrscht. Ein besonders klares Beispiel für Verdrängung sind die Feuerländer, die in die äußerste Südspitze geschoben wurden und rassengeschichtlich mit der Lagoa-Santa-Rasse in Zusammenhang gebracht werden. Auch an der Ostseite der Anden scheinen sich alte Reste zurückgedrängter Bevölkerungen zu finden. Wegner [1]) z. B. bildet aus Bolivien Typen ab, die sehr urtümliche Merkmalausprägung zeigen.

Sehr bemerkenswert ist, daß sich bei nord-, mittel- und südamerikanischen Indianern die Blutgruppe O in einer Häufigkeit gefunden hat, die den Schluß zuläßt, daß die Indianer ursprünglich nur diese Blutgruppe besessen haben.[2]) Die Erbanlage für die Blutgruppe O findet sich bei Maya-Indianern z. B. in 99,5, bei einer anderen Untersuchungsgruppe in 88 %; bei nordamerikanischen Indianern in 89 bis 95 %. Dabei nimmt die Häufigkeit bei den letzteren von sogenannten „reinrassigen" Untersuchungsgruppen zu den als weniger reinrassig bezeichneten hin ab. Ähnlich verhalten sich die Eskimo, wenn auch die Häufigkeit der Gruppe O bei diesen etwas niedriger ist (64 bis 90 %). Hält man dem gegenüber, daß für mongolische Völker Asiens ein hoher Prozentsatz der Blutgruppe B kennzeichnend ist, so ergibt sich die Folgerung, daß Indianer und Eskimo sich von dem gelben Hauptstamm gesondert haben, bevor die Blutgruppe B dort aufgetreten ist. Wir können also auch hiernach eine frühe Sonderentwicklung der altamerikanischen Rassen annehmen.

RASSE, KOLONISATION UND KOLONIALPOLITIK

Auch dieses für die Entfaltung der Rassen und ihrer Kulturen außerordentlich bedeutungsvolle Kapitel kann, wie die vorhergehenden, nur kurz nach wesentlichsten Gesichtspunkten behandelt werden. Da ist zunächst die Frage der Raumgewinnung auf der einen, des Raumverlustes auf der anderen Seite. Raum ist hier in dem umfassenden Sinne des Lebensraumes einschließlich der Lebensformen verstanden. Diese Frage ist in Hinsicht auf den Kraftausgleich zwischen den in den behandelten großen Lebensräumen „eingeborenen" Rassen schon in den vorhergehenden Abschnitten beleuchtet worden; auch die in langen Zeiträumen im Verlaufe der Menschheitsgeschichte zustandegekommenen Rassen-, Völker- und Kulturschichtungen können im weiteren Sinne unter den Begriff der Kolonisation einbezogen werden. Sie können sogar für die planvolle Kolonisation zu einer Quelle

1) R. N. Wegner, Zum Sonnentor durch altes Indianerland. 1931. 2) Die Zahlenangaben sind vom Verf. berechnet nach der Tabelle der Blutgruppenhäufigkeiten in Steffan, Handbuch der Blutgruppenkunde. 1932. S. 396—433.

geopolitischer Erkenntnis werden, denn sie zeigen Gesetzmäßigkeiten zwischen Rasse und Raum, die Hinweise geben auf sinnvollen Einsatz der Kräfte in der Kolonisation. Im engeren Sinne aber beginnt die Kolonisation in geschichtlicher Zeit mit der Entwicklung machtvoller Staaten und deren Ausbreitung über die Gebiete ihres Volkstums hinaus, sei es durch militärische, durch Handelsniederlassungen oder durch Verpflanzung eigenen Volkstums in die neuen Gebiete.

Die erste große militärische Kolonialmacht in diesem Sinne stellt das römische Weltreich dar. Nach dessen Verfall wird die Gestaltung der Völker und Kulturen im europäischen Raume ausschlaggebend durch die kolonisatorische Kraft der nordisch-germanischen Völkerwellen bestimmt. Im heutigen Rußland schaffen Ostwikinger im 9. Jahrhundert die Grundlage, auf der das russische Reich erwachsen ist, ein europäischer Kolonisationsraum, der bis zur Gegenwart eine Vorpostenstellung eingenommen hat im Kampfe der europäischen Gesittung gegen asiatische Vorstöße. Wikinger waren es auch, die nach Island vorstießen und als erste Europäer um das Jahr 1000 über Island und Grönland das nordamerikanische Festland erreichten. Das Nordgermanentum war ein starker Kolonisationsfaktor weit über sein Stammland hinaus. Aus den germanischen Stämmen des mittel- und westeuropäischen Raumes erwuchs das deutsche und angelsächsische und ein großer Teil des französischen Volkstums (Franken). Aus dem geschlossenen deutschen Raume trug die frühmittelalterliche Ostkolonisation (Hansa, Deutscher Ritterorden, Grundherrn und Herrscher) deutsches Volkstum und deutsche Kultur nicht allein in den benachbarten Ostraum, sondern auch weiter ostwärts in Gebiete, die seither als deutsche Kolonien dem Mutterland verbunden geblieben sind (Zipser und Siebenbürger Sachsen).

Die mittelalterliche deutsche Ostkolonisation verpflanzte bäuerliche Kultur, handwerkliches Können und deutsches Wissen in Gebiete, die für die Wertung solcher Güter erst erschlossen werden mußten, und legte damit auch bei den dort heimischen Völkern durch Vorbild und Leistung den Grund für eine höhere Entwicklung der Gesittung und Wirtschaft. Sie war in erster Linie Gesittungs- und nicht machtpolitische Wirtschaftskolonisation. Das Beispiel der mittelalterlichen deutschen Kolonisation in der Ostmark und in Siebenbürgen, die sich in stetem Kampf gegen östliche Nomadenvölker erhielt, ist kennzeichnend für die Auswirkung der deutschen Kolonisation im europäischen Osten auch in Hinsicht auf die später, im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts, begründeten deutschen Siedlungen in der österreichisch-ungarischen Militärgrenzmark gegen die Türken (Südungarn), in Galizien, Südrußland und Bessarabien. Im europäischen Raume also hat sich seit dem Mittelalter hauptsächlich das deutsche Volkstum kolonisatorisch eingesetzt und Gesittung nach dem Osten getragen.

Andere Ziele erstrebte und andere Wirkungen hatte die außereuropäische Kolonisierung, die nach den großen Entdeckungsfahrten Christof Columbus', Vasco da Gamas, Magalhaes' vom 16. Jahrhundert ab, erst vereinzelt und hauptsächlich durch die Tatkraft und den Unternehmungsgeist einzelner, dann in scharfem Wettbewerb durch die seefahrenden Völker Europas durchgeführt wurde und fortschreitend zur Einbeziehung der neu erschlossenen Gebiete in die europäische Wirtschaft bzw. zunächst in die Wirtschaft der betreffenden Völker führte und noch führt. Die Einbeziehung in die Wirtschaft ist hier das Ausschlaggebende, die wirtschaftliche Ausnutzung, die sich den kolonialen Raum und den kolonialen Menschen dienstbar macht. In ihrem Gefolge oder auch als Vorhut setzt die Einbeziehung der eingeborenen Rassen und Völker in den entstehenden „europäisierten" Raum ein (Mission, Schulen, Technisierung usw.). Aus dem Vorgang der Europäisierung der kolonialen Räume ergeben sich kolonialpolitische Probleme, die man unter dem Begriff „Eingeborenenfrage" zusammenfassen kann. Ihr erschütterndster Ausdruck ist der vollzogene (Tasmanier) bzw. in vielen Fällen weitgehend fortgeschrittene Untergang (Australier, Buschmänner, Indianer u. a.) ganzer Rassengruppen im Zusammenhang mit dem Vordringen der Europäer und der europäischen Zivilisation in die betreffenden Gebiete; dieses ist die dunkelste Seite der Kolonisationsgeschichte. Dabei wird nicht an die Gefährdung der Eingeborenen durch unverantwortliche Elemente gedacht, sondern an die unvermeidlichen Wirkungen, die sich aus der Kolonisierung für die Eingeborenen ergeben: an die Einengung ihres Lebensraumes, die teilweise oder vollständige Einbeziehung in die koloniale Wirtschaft, die in den meisten Arbeitsgebieten ohne die dem Klima angepaßten einheimischen Arbeitskräfte nicht auskommen kann, die damit verbundene gesittungsmäßige Entwurzelung und vielfache gesundheitliche Gefährdung. Selbst die wohlgemeinten „Segnungen" der europäischen Zivilisation und Kultur sind für den aus seinen natürlich gewachsenen Lebensformen herausgerissenen Eingeborenen kein vollwertiger Ersatz für den Verlust seiner eigenen Gesittung, die er sich selbst bzw. die seine eigene Rasse geschaffen hatte, und wenn diese Gesittung vom Standpunkte des Europäers auch noch so „niedrig" erscheinen mag. Ein großer Teil der Verfallserscheinungen in biologischer und gesittungsmäßiger Hinsicht, die sich bei der Auseinandersetzung der eingeborenen Rassen mit den durch die Kolonisation ge-

schaffenen neuen Lebensformen einstellen, erwächst zwangsläufig aus dem Rassen- und Kulturabstand und ist schlechtweg unvermeidlich.

Hinzu kommt als Verfallserscheinung die Rassenmischung zwischen Weiß und Farbig, die wesentlich dazu beiträgt, daß ein koloniales Proletariat schlimmster Art entsteht, das vollständig wurzellos zwischen den reinrassigen Eingeborenen und der weißen Herrenschichte steht.

Für Südafrika hat Ch. Leubuscher[1]) die Stellung der eingeborenen Arbeiter- und Stadtbevölkerung eingehend unter sozialen und kolonialpolitischen Gesichtspunkten beleuchtet und ersichtlich gemacht, daß hier nicht allein für die Eingeborenen und deren Gesittung, sondern auch für die koloniale Wirtschaft und damit für die Kolonisationsfrage als solche bedrohliche Gefahren bestehen. Ganz gewiß ist ein Ausgleich zwischen der Welt der Eingeborenen und den Zielen der Kolonialwirtschaft schwer, andererseits aber kann nur ein vernünftiger Ausgleich für diese auf die Dauer sichere Grundlagen schaffen. Dabei wird grundsätzlich Achtung vor den berechtigten und notwendigen Lebensansprüchen der eingeborenen Bevölkerung dem Kolonialvolk die beste Gewähr bieten für die Durchführung seiner Aufgaben. Die Verbundenheit der eingeborenen Rassen mit ihrem Raume und ihren Lebensformen wird dabei nicht mehr, als unerläßlich ist, gestört werden dürfen. Das kann man nach den Erfahrungen der Kolonisationsgeschichte als wesentliche Erkenntnis und Forderung für die Beurteilung der Eingeborenenfrage herausstellen.

Die Kolonisation ist aber auch in Hinsicht auf ihre Träger eng mit der Rassenfrage verbunden: sie ist bis in die letzte Zeit fast ausschließlich von Völkern der weißen Rasse getragen. Drei Erdteile, die beiden Amerika und Australien, sind seit dem Zeitalter der Entdeckungen von der weißen Rasse nicht allein erschlossen, sondern mehr oder weniger auch in den europäischen Kulturraum einbezogen worden. Germanisches Volkstum hat dabei die Führung gewonnen in Nordamerika und Australien, romanisches in Süd- und Mittelamerika. Auch das europäisierte Südafrika ist in den europäisch-germanischen Kulturraum einzubeziehen. Am Aufbau des Volkstums der nordamerikanischen und südafrikanischen Union ist das Deutschtum wesentlich beteiligt gewesen: Der deutsche Anteil in den Vereinigten Staaten wird auf 15—20 Mill. geschätzt, und 1806 waren im Kapland[2]) 27 v. H. deutsche Kolonisten. In seinen afrikanischen und ozeanischen Kolonien

1) Ch. Leubuscher, Der afrikanische Eingeborene als Industriearbeiter und als Stadtbewohner, 1931. — Für die Beurteilung der Eingeborenenfrage in Afrika vgl. auch Siegfried Knak, Zwischen Nil und Tafelbai. Berlin 1931.
2) Pijper, Proceed. of the Royal Academy, Amsterdam, 32, 1929, S. 1159—1163.

hat das deutsche Volk Werte geschaffen, die nicht allein unter dem Gesichtspunkt weltwirtschaftlicher Erschließung, sondern auch in Hinsicht auf den Ausgleich zwischen den berechtigten Interessen der Eingeborenen und den Kolonisierungsaufgaben vorbildlich sind und noch heute, da Deutschland die Verwaltung seiner Kolonien entzogen ist, nicht allein in diesen, sondern darüber hinaus in kolonialen Gebieten anderer Mächte fortwirken. Beispiel: Die erfolgreiche Bekämpfung der Schlafkrankheit in Afrika ist fast ausschließlich eine Tat der Deutschen.

Das deutsche Volk hat seine Befähigung als Kolonialvolk vorbildlich erwiesen, und sein Fernhalten von kolonialer Betätigung ist weder sittlich, noch kulturpolitisch, noch weltwirtschaftlich zu verantworten.

Mit dem Hinweis auf die Bekämpfung der Schlafkrankheit, die nur in tropischen und subtropischen Gebieten endemisch auftritt, ist die Frage angeschnitten nach der bioklimatischen Bedeutung des Raumes für die Kolonisation. Im Vorhergehenden haben sich mehrfach Hinweise darauf ergeben, daß die bioklimatische Auslese wesentlich bestimmend gewesen ist für die rassengeschichtliche Sonderung der Menschheit in den verschiedenen Klimaräumen, daß die Rassen also Auslese- und Anpassungsformen darstellen. Diese Tatsache wirkt sich auch in der kolonialen Ausbreitung der Völker weißer Rasse über die verschiedenen Klimazonen aus und ist bevölkerungspolitisch von größter Bedeutung für das Muttervolk. Höchstes Ziel jeder verantwortungsbewußten Kolonialpolitik muß die Gesunderhaltung und Mehrung des in den kolonialen Raum verpflanzten Volkstums sein. Auswanderungen in fremde Klimazonen dürfen nicht vorwiegend oder ausschließlich unter dem Gesichtspunkt „guter wirtschaftlicher Aussichten“ erfolgen, sondern müssen gewertet werden nach den bevölkerungspolitischen Auswirkungen, die von dem Kolonialgebiet für die Nachkommen der Auswanderer zu erwarten sind.

Schließlich kommt in der Kolonialpolitik immer mehr auch die kulturpolitisch gerichtete Auslese zur Geltung, die sich letzten Endes als rassische Auslese darstellt. Es genügt hier die Erinnerung an die Einwanderungsbestimmungen der Vereinigten Staaten, der Südafrikanischen Union und Australiens. In allen drei Gebieten wirken sich diese in der gleichen Richtung aus: Zurückdrängung oder Ausschaltung farbiger Zuwanderung. Darüber hinaus setzen die amerikanischen Einwanderungsbestimmungen innerhalb der europäischen Völker für West- und Nordeuropa die höchsten Einwanderungssätze fest. Sie bewirken also eine Stärkung desjenigen Bestandteiles in dem jungen, noch werdenden, amerikanischen Volke, der seiner Kultur Grundlagen und Richtlinien gegeben hat; sie stellen

sich also dar als eine Tat der Selbsterhaltung, die kulturpolitisch und sittlich gerechtfertigt und notwendig erscheint. Sie werden in ihrer rassenpolitischen Auswirkung in den meisten Staaten der Union ergänzt durch das Verbot von Ehen zwischen Weiß und Schwarz. Hält man die nationalsozialistische Bevölkerungspolitik im deutschen Reiche daneben, so ist die Gleichartigkeit ersichtlich, und die gleiche Begründung — so sollte man meinen — müßte auch außerhalb Deutschlands verstanden und selbstverständlich anerkannt werden.

Die Betrachtung von Beziehungen zwischen Rasse und Raum ergibt vor allem das Folgende: Die Rassengeschichte der Menschheit im weitesten und die Kolonisationsgeschichte im engeren Sinne, von der ersten Sonderung und Ausbreitung von Rassengruppen bis zur Überwindung des Raumes durch Flugzeug und Luftschiff, zeigen, daß das Entscheidende für die Beziehungen des Menschen zu seinem Lebensraume seine rassische Sonderart ist, die zum Ausdruck kommt in der verschiedenen Fähigkeit zur Überwindung der natürlichen Schranken, die seiner Ausbreitung im Raume entgegenstehen. Es scheiden sich klar voneinander raumbezwingende und raumgebundene Rassen. Diese Unterscheidung läßt sich von den niedersten Kulturstufen heute lebender Rassen an verfolgen bis zu den europäischen Hochkulturen der Gegenwart mit ihrer beinahe schrankenlosen Überwindung der Erdoberfläche durch die geniale technische Entwicklung der Verkehrsmittel. Und gerade in den Höchstleistungen der Raumüberwindung, im Flugwesen z. B., tritt die schöpferische Überlegenheit der weißen den anderen Rassen gegenüber deutlich in Erscheinung. Ein Teil der farbigen Rassen, vor allem Völker gelber Rasse wie Japaner und Chinesen, sind wohl erfolgreiche Wettstreiter im Gebrauch der genialen technischen Hilfsmittel zur Raumüberwindung, Schöpfer und Bahnbrecher aber sind die Hochkulturvölker der weißen Rasse. Eine Wertung von Kulturen selbst ist damit nicht ausgesprochen. Eine solche kann auch nur erfolgen nach dem rasseeigenen Zielbild; sie ist für jede Rasse und jedes Volks anders, seiner rassischen Besonderheit und seinem Gesittungswillen gemäß.

Für die Geopolitik als angewandte Wissenschaft im Dienste des Volkes ergibt sich, daß ihre Aufgaben und Möglichkeiten begrenzt werden durch die lebensgesetzlichen Beziehungen zwischen Rasse und Raum, zwischen Blut und Boden.

STAAT, RAUM UND SELBSTBESTIMMUNG

Von KARL HAUSHOFER

VOM WESEN DES VOLKES UND STAATES IM RAUM

Wäre die Geopolitik — was der tiefste Sinn ihres Werdens ist — heute schon: eine abgeschlossene, jedem einleuchtende Lehre — wie aus Blut und Boden, soweit es vom Boden, vom Erdhaften her lehrbar ist, der ideale Volksstaat in seinem größten erreichbaren Lebensraum erwachsen sollte und deshalb aufgebaut werden muß, damit er zu seinem höchsten Wuchs für sich und dann für seinen Beitrag zur Kultur der Menschheit gelange —, dann hätte sie die bisher so oft trügerische Geschichte als Erzieherin der Menschheit in sich aufgenommen und zum Teil ersetzt; der Kampf um ihre Geltung wäre überflüssig.

Aber so weit ist die Menschheit längst noch nicht; und ebenso sind — mit wenigen Ausnahmen, die sich deshalb große Reiche bauen und ihren vollen Wuchs erreichen konnten — selten einzelne Völker so weit; und selbst ihnen begegnete — oft in entscheidenden Zeitwendungen ihrer Geschichte — daß sie einzelne, lebensgefährliche Schwächen ihres Raumes übersahen, oder aber Stärken nicht erkannten, die ihrem politischen Willen andere Richtungen hätten geben müssen, und daß sie darüber ihre Reiche gefährdeten oder verloren, oder aus nicht verstandenen Räumen zurückweichen mußten. Das erfuhr der kurze Weltglanz des Hellenismus und der dauerhaftere Roms um das Mittelmeer, die kurze Pracht der eurasiatischen Mongolenreiche und Karls V. Kaisertum, in dem die Sonne nicht unterging und doch so bald nach seinem Tode versank oder die längere Herrschaft der seegewaltigen Inselreiche bis zu ihrem heutigen Ringen mit den Großblöcken des Festlandes in alter und neuer Welt: S. S. S. R. und U. S. A.

RAUMÜBERWINDUNGSKRAFT DER STAATEN

Raumüberwindung und die Einsicht der Staaten in die Mittel dazu also ist die Lebensfrage jeder Reichsbildung über ganz einfache und kongeniale Teilräume hinaus; und bei der großen Frage des Zusammenbaus von Blut und Boden im Raum zum Staat kommt

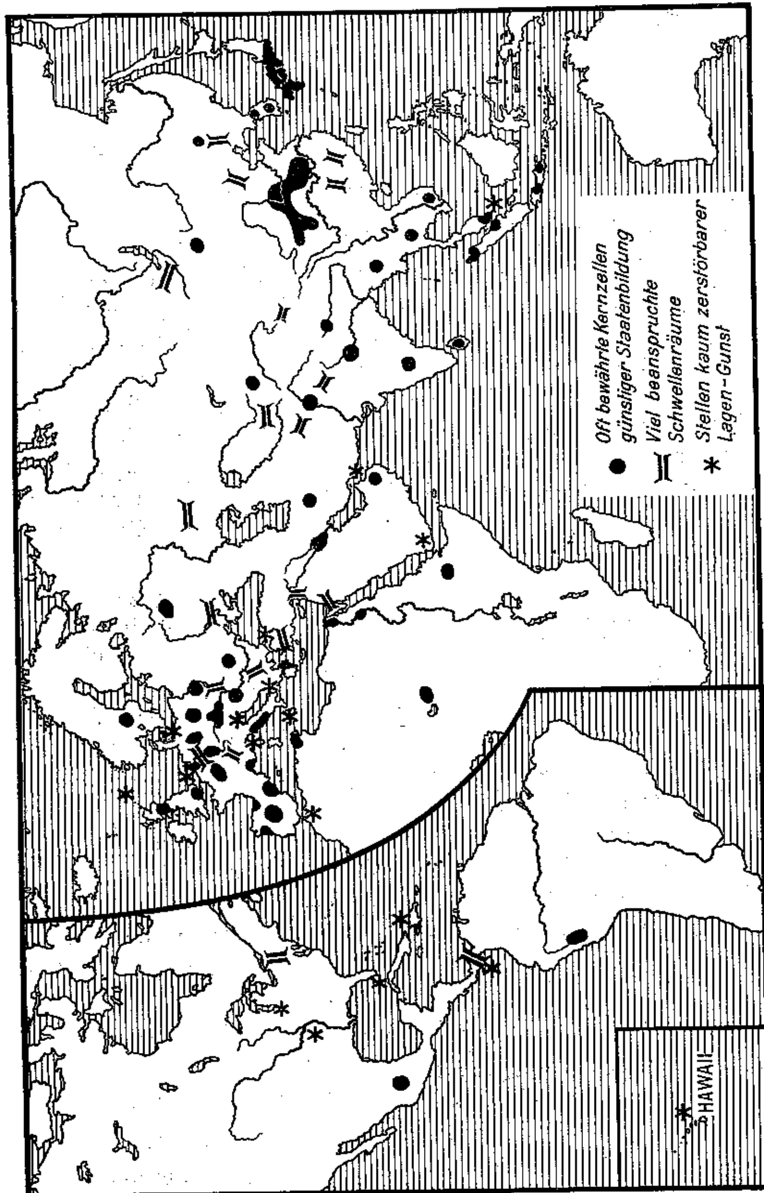


Abb. 11. Günstige, erprobte Kernräume der Staatenbildung.

es bei allem Primat des Blutes doch entscheidend darauf an, daß die Träger des Blutes und Volksstaatwillens die Bühne erkennen, auf der sie zu spielen haben, wenn sie nicht jäh in ihren Versenkungen verschwinden wollen, und daß sie sich der Eigenschaften bewußt bleiben, die sie unabstreifbar von ihrem Stammboden, ihrer Kinderstube in der Welt, mitbekommen haben, ob sie nun streng, neblig und nordisch, oder leichtlebig, von blauer Flut durchpulst und sonnenerfüllt war. Dies alles den Staaten bewußt zu machen und ihnen damit Wege zur Selbstbestimmung zu weisen und die Grenzen ihrer Bestimmung über andere Staaten zu zeigen, ist Ziel der Geopolitik.

Dabei geht sie allerdings von der Erfahrung aus, die Erdkunde, wie Geschichte unbestreitbar erkennen lassen, daß es Räume auf Erden gibt, die durch vielseitige Naturanlagen oder einige besonders starke und staatsbildende Kräfte immer wieder, wie Kernzellen, zur Staatsbildung einladen (Attika, Großbritannien und Japan, Böhmen), darin entstandenen Reichen starke Stützpunkte bleiben (Isle de France; Iran), bei ihrem Zerfall als Ganzes wieder heraustreten (Nilland, Kesselstaaten, wie Ferghana), Eigenleben erhalten und fördern (Schweiz), auch wohl als natürliche Reservate zur Erholung von Völkerresten dienen, die dann von ihnen aus wieder unerwartet die Weltgeschichte durchstürmen (Reservate des Angara-Landes, der Mandschurei, der Barga).

Es ist etwa die von Ratzel auf eine klassische Form gebrachte Eigenart der Inselstaaten: „Allen Anregungen und Eindrücken weit offen und zugleich fähig zu sein, sie im Schutz einer geschlossenen Persönlichkeit sicher zu verarbeiten — darin liegt die Gewähr des Wachsens der Lebensentwicklungen bis zur höchsten Vollendung."

RAUMBESTÄNDIGKEIT DER STAATEN

Darin sind große Vorsprünge in der Gunst einer Naturanlage begründet; aber auch sie, wie etwa ähnliche „gemütlich ganz anders zu erfassende" von berühmten Gebirgsländern — (Schweiz, Tirol, Kärnten, Steiermark, Nepal, Aethiopien, Mexiko) bedürfen der vollen Erfüllung und Auswertung durch die Eigenart, das Blut ihrer Bewohner, wenn sie weltgeschichtlich zur Geltung im Staatsgeschehen kommen sollen. Wir sehen neben den lebensprühenden Inselgruppen von Großbritannien, Japan, Hawaii andere lagengünstige Inseln wie Ceylon, Madagaskar, Borneo selbstgenügsam und wie außenpolitisch tot durch die Weltgeschichte daliegen; und wir kennen bei Groß-

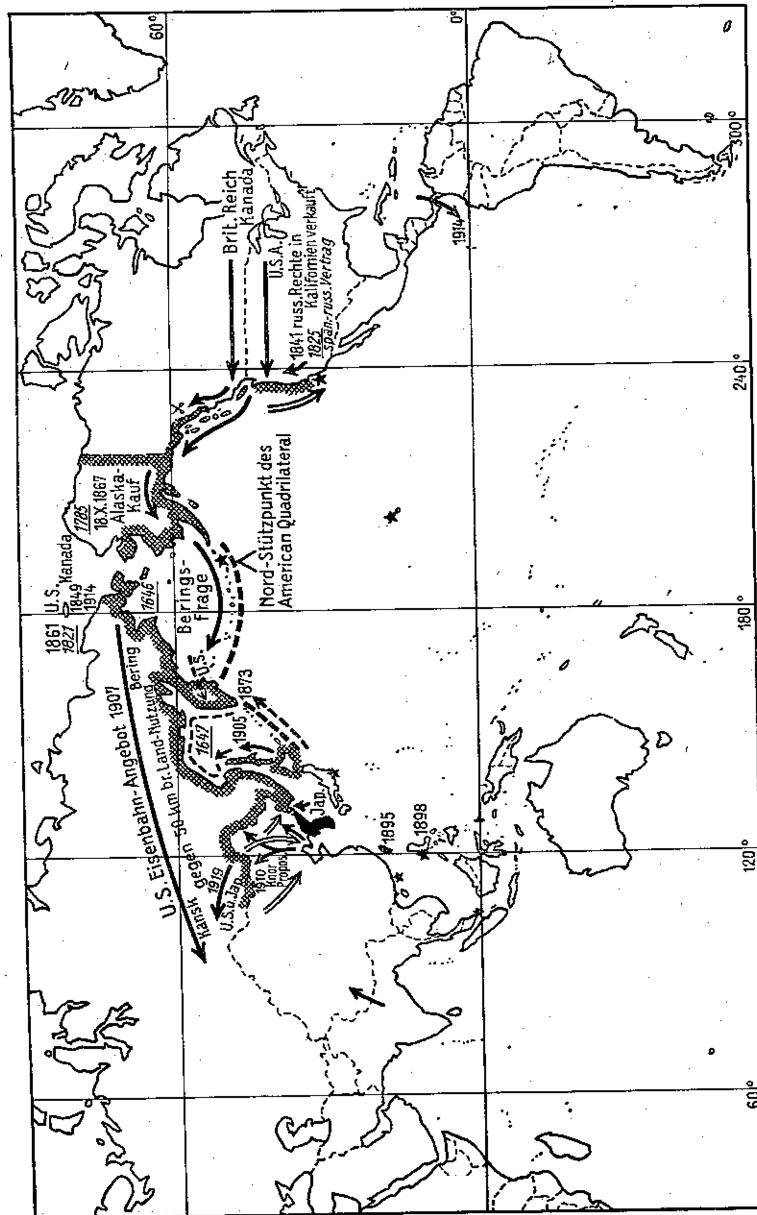


Abb. 12. Werden und Vergehen des nordpazifischen Russenreiches.
(Nach Haushofer, Geopolitik des pazif. Ozeans. Verlag Vowinckel.)

britannien, wie Japan genau den Überflutungspunkt, wo sie über das bläue Band, den Silbergürtel zur Gegenküste hinausstrebten, nachdem nicht etwa eine Einheitsrasse, sondern ein Rassengemisch, freilich von lauter Strömen hoher Lebenskraft, darin zur vollendeten Einheit verschmolzen war — doch offenbar durch bergende, hegende Kräfte des Raumes, in den sie instinktsicher hineingeströmt waren, oder sich hineingekämpft hatten.

Umgekehrt sehen wir instinktlosere, sehnsüchtigere Völker mit glänzenden Rassenanlagen aus sicherem Gehege vorzeitig ausbrechen, wie Markomannen aus Böhmen, Gepiden aus Siebenbürgen (Schlacht am Alt).

Wir erkennen angesichts solcher Schicksalsspannungen in Fragen der Raumüberwindung ohne weiteres die Gefahr von Verallgemeinerungen, wie sie etwa Hanslick mit einer Weltkarte zeigte, in der die ozeanisch bestimmten von den kontinental bestimmten Staaten geschieden werden, worin ihr Verhängnis Mexiko und Dekkan aus einer zu übersichtlichen Zusammenfassung heraus in die Reihe der ozeanisch bestimmten Staaten geführt hatte.

Als typische Kontinentale müssen sie sich darin notwendig so unglücklich fühlen, wie der Großteil des russischen Tschin, der Bürokratie, von 1821—1867 im Besitz der Inselkränze zwischen Asien und Amerika, mit den Anläufen, sich mit den Lateinamerikanern in der Gegend von San Franzisko in die Herrschaft des pazifischen Ufers zu teilen, woraus eben schließlich der Zusammenbruch des nordpazifischen Russenreiches entstand. Man hatte Wesensfremdes unternommen; der Riesenwille eines Murawiew Amurski, vorübergehend durch Nikolaus I. im Rücken gedeckt, hatte keine Stimme des Blutes, keinen Volkswillen zur Staatenbildung im wesensfremden Raum hinter sich gehabt, in dem heute Angelsachsen und Japaner als Herren stehen.

Aber freilich sagt uns das politisch-geographische Gewissen, daß über allen Versuchen, auch in der nach Ratzel entscheidenden Frage des Übergangs vom Festland aufs Meer, „dem Größten, was sich über Völker und Völkergruppen aussagen lasse", mögen sie selbst von einem Kjellén, einem Spengler ausgehen, die Gefahr des Dilettantismus schwebt, zu der wir andererseits nach Burckart in seinem edelsten Sinne den Mut haben müssen, weil wir sonst dem Bann des Spezialistentums nicht entrinnen können.

WISSENSCHAFTLICHE UNTERLAGEN (ERD- UND LÄNDERKUNDE)

Das Gewissen der politischen Erdkunde und der aus ihr erwachsenen Geopolitik weist uns aber — an der Hand von J. v. Uexkuells geistvoller Arbeit: Staatsbiologie (Anatomie, Physiologie, Pathologie des Staats, Berlin, 1920) einen rettenden, echt geographischen Ausweg, indem es uns predigt:

Anschauung an Ort und Stelle, (d. i. Länderkunde, Landschaftskunde!) — als Voraussetzung eines sicheren, vergleichenden Urteils über das Verhältnis von Staat und Raum und beider natürliches Talent zur Selbstbestimmung, Freiheit und Herrschaft.

„Als Naturforscher huldige ich nämlich dem Grundsatz, daß man einen Gegenstand erst ansehen muß, ehe man über ihn redet — ein Grundsatz, der den Staatstheoretikern von heute abhanden gekommen ist" — (Uexkuell, S. 55). Das gilt auch von dem Gegenstand der Staatswissenschaften, dem Staat, dessen wirkliche Anschauung auch für viele, die heute sehr geläufig über diese Schöpfung von Blut und Boden reden, doch auch nur durch vergleichende Betrachtung mehrerer, womöglich höchst verschiedener Staaten in ihren verschiedenen Lebensräumen gegenständlich wird.

Wenn also Staatswissenschaften, namentlich in politischen Sperrzeiten, die lebendige, vergleichende Anschauung mehrerer, also mindestens zweier lebendiger Staatswesen nicht unmittelbar vermitteln können, dann bleibt eben doch nichts übrig, als sich in möglichst schöpferischer Symbiose an die Leute zu wenden, die dieses Bild mittelbar und nebenher besitzen sollten: die Vertreter der Erdbeschreibung, die jene fremden Lebensformen gesehen und sie im Guten und Bösen in ihren sehr fühlbaren Raumwirkungen erlebt haben.

Die Gegenforderung ist freilich, daß die Erdkunde in bedrängten Lagen des eigenen Lebensraumes ihren Schwerpunkt in die Darstellung des politischen Lebensraumes, der Staaten und der sie aufbauenden Rassen und Völker verlege, nicht in eine möglichst vollkommene Zerfaserung, Analyse der Einzelheiten der Formenwelt ihrer Teilräume, soweit sie nicht für Macht, Wehr und Wirtschaft oder Kulturpolitik von maßgebender Bedeutung sind.

Je unsicherer in seinem Lebensraum, je formloser Staats- und Reichsbildungen sich fühlen, je mehr ihnen bei ihrer Gottähnlichkeit, ihrer Selbstbestimmung bange wird, desto besser werden sie tun, wenn sie sich bei ihrem Forschungsweg nach Verbesserung ihrer Lebensbedingungen zunächst an ihre gefährlichsten Gegenspieler, die formsicheren, raumklaren Staaten und Reiche untersuchend wenden.

Das ist ein Hauptgrund, warum dem Volk der Grenzen in Mitteleuropa das einen hochentwickelten, wertvollen Raum fast ohne Naturschutz zu behaupten hat, die Inselreiche als Betrachtungsgegenstand so nützlich sind, die Kjellén in „Staat als Lebensform" (S. 66) „Das ideale Reich" nennt, denn alle Staatsraumprobleme sind allerdings dort klarer, fester umrissen, deutlicher, begreifbarer gestellt, als bei den meisten Festlandmächten.

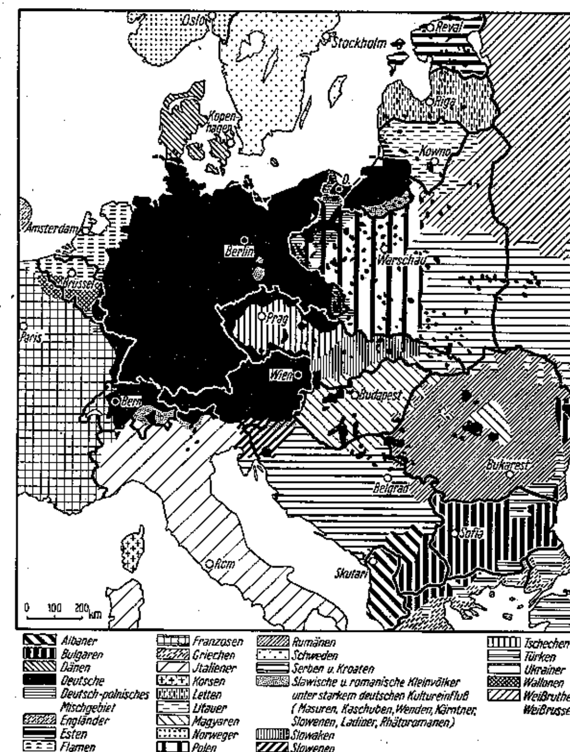


Abb. 13. Staaten und Völker in Europa 1919.

Gerade das deutsche, überwiegend kontinental, binnenländisch bestimmte Weltbild wird durch Herausarbeiten gegensätzlicher, peripherisch, ozeanisch und insular bestimmter Weltbilder, von Kontrastbildern und Weltanschauungen deutlicher, in deren Raumbereich viele Überschiebungen und Kontakt-Metamorphosen der Rassen und Völker wegfallen, die in Mitteleuropa das Staatsbild im Raum so sehr trüben und eine wirkliche Durchführung des Selbstbestimmungsgedankens an vielen Stellen Zwischeneuropas fast unmöglich machen.

Das geht bis in die feinsten Verästelungen der Wissenschaften und Künste, ja bis in die Darstellung des Raumes und seiner Probleme im Verhältnis zum Staat selbst hinein. Vergleiche man nur etwa die politische Geographie des gediegenen Ratzelschülers Schöne mit der ozeanischen Auffassung des Ringens der Großstaaten um Lebensraum innerhalb der alten Welt, wie es Mackinder im „Pivot of History", dem geographischen Drehpunkt der Geschichte (Roy. Soc. G. J., Bd. 23)

darstellt, oder die Unterschiede zwischen der kontinentalen Philosophie von Descartes, Spinoza, Leibniz und der insularen von Locke.

Es gibt aber gerade für die vom Raum minder begünstigten Volksstaaten, wie den deutschen, kein anderes Mittel, sich doch darin zu behaupten, als die bewußte Überlegenheit des Blutes durch erhöhte Beherrschung des eigenen Raumgedankens und der mit ihm kämpfenden anderen Raumideen und Rassen herbeizuführen, also durch gesteigerte Kenntnisse der Wissenschaft vom Raum, durch die allein bewußt gewisse, aus Unzulänglichkeiten des Raumes stammende Instinktfehler ausgeglichen werden können.

Solche Instinktfehler oder Instinktlosigkeiten — zum Teil aus edelsten Beweggründen, wie Sonnensehnsucht und vorzeitigem Wunsch nach weltweiter Wirkung entsprungen — ziehen sich wie ein roter Faden gerade durch die mitteleuropäische Geschichte. Sie sind verfolgbar in der Planlosigkeit der Cimbern- und Teutonenzüge, gegenüber der Instinktsicherheit, mit der Cäsar Gallien und die Rheingrenze, seine Nachfolger die Donaugrenze dem Volksdruck der Germanen entgegenbauten, in verhängnisvollen Lücken des Gegenstoßes, im Verlassen Böhmens, Siebenbürgens, in der Blutaufmischung der mittelländischen Welt bis zur Mißhandlung heutiger Grenzfragen.

WERTUNGEN DES RAUMES IM VERHÄLTNIS ZUM STAAT

Eine weltüber vergleichende Betrachtung der Wertung des Raumes im Verhältnis zum Staat läßt uns durch zwei Jahrtausende unserer mitteleuropäischen Geschichte die Unterschätzung des Raumwerts als beständige Hauptursache aller Rückschläge erkennen. Sie führte immer wieder in der verstiegenen Italienpolitik gerade der glänzendsten Kaisergeschlechter, in ihrer Verkennung des volkstümlichen Zuges der Ostrückwanderung der Niedersachsen und

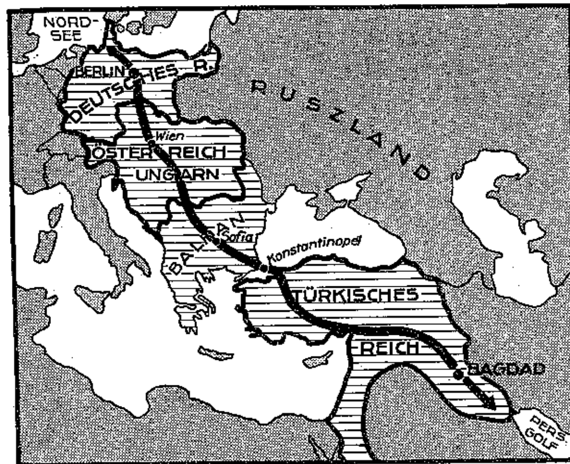


Abb. 14. Berlin—Bagdad.

Bayern, der Hansa die Zusammenbrüche herbei, wie in der zwar weit aussehenden, aber doch raumengen Berlin-Bagdad-Politik der Vorkriegszeit, deren räumliche Angreifbarkeit atembeklemmend wirkt, wenn man sie sich nur in einer Weltkarte betrachtet. „Weiter Raum wirkt Leben erhaltend", das hatte Ratzel nicht etwa erst 1919, sondern an der Jahrhundertwende geschrieben, und fast gleichzeitig das Wesen, das eigentliche Gesetz der Seeherrschaft umrissen: „Große Macht, von kleinem Raum aus geübt, mit weitreichendem augenblicklichen Erfolg, aber auch von vereinzelten großen Entscheidungen abhängig ..." (Erde und Leben, II, S. 291). Dort auch fand sich die schöne Ideenfolge über die anthropogeographische Einwirkung des Ringens mit dem Meere auf den Charakter der Seevölker.

Die Zusammenhänge zwischen Raumnot und Einwirkung des Raumes auf die Organismen (ebd. S. 595) lassen uns aber auch die ganze Grausamkeit des über uns in Versailles verhängten Schicksals erkennen und die Notwendigkeit es zu ändern, wenn wir nicht verkümmern und sterben wollen.

Lesen wir doch, was die Seevögel auf der Insel Laysan im Stillen Ozean als Recht der Besitzenden mit ebenso grausamer Folgerichtigkeit durchsetzen, wie die Weltwirtschaftskonferenzen unserer Tage, als beste Erzieher und Lehrer der Bedeutung des Raums für das Leben der Staaten und die Selbstbestimmung der Rassen und Völker: „Die Früherkommenden hatten die besten Brutplätze. Ihre Jungen gediehen prächtig. Die Verspäteten aber mußten mit den schlechtesten Wohnplätzen vorlieb nehmen. Hier sieht man auch die größte Zahl von verkommenen Vogelkindern mit struppigem Gefieder und von der Salzsole angeätzten Beinen, hier herrscht die größte Kindersterblichkeit und hunderte von Leichen liegen umher." Wer denkt dabei nicht an Selbstmordzahlen, an jene furchtbaren Ziffern der Verzweiflung aus Mitteleuropa, mit denen Hitler dem Weltgewissen die Unmöglichkeit der gegenwärtigen Vertragszustände vor Augen führte.

WICHTIGKEIT GROSSER RAUMVORSTELLUNGEN; RAUMGEFÜHL

Entscheidend aber ist es wohl, ob die zur Vergrößerung der staatlichen Lebensformen auf einen lebentragenden Raum notwendige große Raumvorstellung in die tragenden, breiten Schichten dringt. Denn auf die Dauer siegt beim Zusammenstoß in Fragen der Raumbewältigung und Weitenüberwindung fast immer die groß- und weiträumige Vorstellung über die eng- und kleinräumige Gedankenwelt.

Aber es kann sehr wohl ein Volk, wie Griechen und Deutsche, in zahlreichen Köpfen über diese Vorstellungen verfügen, das Wissen davon sogar entscheidend bereichern, und doch als Ganzes

ihnen gegenüber versagen. Weitblick einzelner und Kurzsichtigkeit des Ganzen, namentlich wenn es sich in parlamentarischen und Parteikämpfen ausleben konnte, standen sich in ganz Mitteleuropa z. B. in großen Verkehrsfragen des Land-, Wasser- und Luftverkehrs unvermittelt gegenüber. Das galt, ob es sich um solche Fragen handelte, wie die rechtzeitigen Bahnbaues in Südwestafrika, die Einräumung von Kompromissen gegenüber dem Kap-Kairo-Gedanken, Spannungen zwischen der eurasiatischen Festland- und Eisenbahnpolitik in Kiautschau und dem Besitz des am meisten ozeanischen Inselreichs in der Südsee oder um Mittellandkanäle oder die Donau-Oder-Kanal-Verbindung: beide unabweisbar für rechtzeitige Innenbindungen des volksdeutschen Gesamtlebensraums.

Mangelndes Raumgefühl innerhalb der Staats- und Reichsgedanken ließ uns auch großrussische und u.s.-amerikanische Raumbewältigungsziele verkennen. Was uns 1919 begegnete: das Finden einer Niete in amerikanischen vierzehn oder mehr oder weniger Punkten, das war doch innerhalb unserer Wahrnehmung im Raume vorher schon Kuba, Korea, Mittelamerika, Haiti, den Philippinen, dem großen China begegnet, nur von uns nicht politisch-geographisch realisiert worden.

Umgekehrt glaubten wir in Mitteleuropa mit Friedjung (Zeitalter des Imperialismus!) ganz schwächliche Raumbewältigungsgedanken schon als imperialistisch ansehen zu müssen: wie etwa unseren so schleppenden Bahnbau in den östlichen Mittelmeerländern, oder das österreichische Kanalgesetzprojekt von Körber im alten nahen Ostweg der Germanen von Oder und Weichsel zur Donau, dessen Scheitern ein Vorklang zum Scheitern von Naumanns harmloser Mitteleuropaidee war, in der der Machtgedanke so völlig fehlte.

Das Verhalten eines Volks zu raumbewältigenden Ideen aber zeigt untrügbar dessen Stärke oder Schwäche, namentlich wenn es vor dem Schein oder Wesen des Imperialismus in der Phraseologie der anderen schon erschrickt.

Da war doch der u.s.-amerikanische Meridionalbahn-Gedanke durch Mittel- und Südamerika (vgl. Petermanns Mitteilungen 1900, Taf. 14) schon ein ganz anderes raumüberwindendes Werkzeug des Imperialismus, als der ganze Hamburg—Bagdad-Plan; und ganz ebenso die sibirische Magistrale oder die Turksib! Wenn ein Staat die Fahrt Manila—Hawaii—Seattle—Panama—New-York als u.s.-amerikanische Küstenschiffahrt erklärt, wenn ein anderer ein Viertel eines Weltmeers seestrategisch abriegelt, wenn ganze Erdteile wirtschaftlich nach der Anakonda-Theorie umschlungen werden, wie Südamerika von der „Dollar-Diplomacy", — dann mag man — raumüberwindende Kräfte von Staaten betrachtend, die fest genug in ihren eigenen Raum stehen, um solches wagen zu können — von Imperialismus reden. Mitteleuropa schweige davon: es hat ihn nie in breiten Schichten als weltumspannende raumüberwindende Macht begriffen, nur in Ausnahmsgestalten, am wenigsten Österreich, in dessen Hauptstadt ein Buch von unserem Zeitalter als dem des Imperialismus inmitten einer „verdorrenden Armee" zu reden wagte; als ob der Imperialismus,

der Gedanke der Raumbewältigung weltüber von einem Staat aus, der sich in einer Weltmission fühlt, nicht so alt wäre, wie die sieben Todsünden, und auch erst mit ihnen aus der Welt verschwände!

Hier also heißt es, harten Wahrheiten des Kampfes ums Dasein ins Gesicht schauen oder vor ihnen vergehen!

Dem deutschen Verhältnis zu den Ideen von Karl Marx fehlte z. B. das ganze Korrektiv, daß die Angelsachsen durch den bloßen extensiven politischen Tagesbedarf ihrer Reiche haben: nur darum konnten die deutschen Arbeiterführer ihren eigenen Staat in seiner Todesnot aus internationalen Wahnvorstellungen zugrunde richten, statt ihn unter der roten Fahne erst recht mit Nägeln und Zähnen zu verteidigen, wie die erste französische Republik oder die Sowjets.

Es fehlte ihnen neben jeder geopolitischen Schulung — die ihre britischen und französischen Kameraden zum Teil empirisch, aus ihrer Reichspraxis heraus für die Wichtigkeit der Raumerhaltung und Überwindung hatten — die geographische und geschichtliche Erkenntnis, daß eine Reihe von Erscheinungen sozialer Art, die Europa erst seit etwa einem Jahrhundert peinlich empfindet, in älteren dichten Siedelungshäufungen, wie China, seit Jahrtausenden von Staaten im Raum erprobt und überwunden worden sind. So z. B. durch raffinierte Durchführung, nicht Zerstörung der Familie in der Volksenge durch das konfuzianische System, die chinesische Rassenhygiene, wie sie Schallmayer so ausgezeichnet beschreibt. Japan hatte seine Taikwa-Grundreform 650 n. Chr.; Ägypten eine Revolution mit auffallend verwandten Raumtorheiten 2000 v. Chr.

Es fehlt vor allem die Erkenntnis, daß die Umstände, unter denen solche falsche Raumüberwindungsvorstellungen beschränkt Leben gewinnen konnten, nur auf einen ganz kleinen Teil der Erdoberfläche zutrafen, der noch dazu für die übrigen Teile und Räume keineswegs so lebensnotwendig war, wie er sich selbst in seiner europa-zentrischen Auffassung einbildete.

Mittel- und West-Europa können tatsächlich aus dem ganzen wirtschaftsgeographischen Raumgefüge um den Großen und den Indischen Ozean auf Jahrhunderte herausfallen, ohne daß ihr Fehlen schmerzlich empfunden wird. Selbst Ostasien kann heute noch seine völlige Autarkie aufrecht erhalten, und ebenso das amerikanische Festland, das australische (wenn auch bei etwas gesenkter Lebenshaltung) und das Wirtschaftsgebiet um den Indischen Ozean. Der Ausfall des russischen wurde schmerzhaft empfunden, aber nur für Europa und die Weizenländer: die Lebensformen, auf die sich die Schlüsse von Marx gründeten, sind als Räume tatsächlich viel ent-

behrlicher, als sie und er glaubten. Die Staatswissenschaft, die sich ihnen unterwarf, hatte — neun Zehntel der wirklichen Erdoberfläche übersehend — auf Papier, statt auf den Boden gebaut und gezeigt, daß man nicht ungestraft die Wissenschaft vom Raum ausschaltet, den Boden vergißt, namentlich wenn man obendrein das Blut und seine Urwirkung übersieht.

So mußte der Leitgedanke der deutschen Sozialdemokratie nach dem Kriege aus ehernen Notwendigkeiten von Blut und Boden scheitern, wenn er als das Ideal von Morgen über die Raumüberwindung durch den Staat Völkersolidarität und übernationale Planwirtschaft proklamierte. Es führt zu einer furchtbaren Ironie, wenn man aus den heutigen Zuständen selbst eine so gedankenreiche Nachkriegsschrift wie die von G. E. Graf: „Die Landkarte Europas von Gestern und Morgen" durchblättert, die mindestens viel zu europazentrisch gedacht ist.

Gewiß: „die in Versailles gezogenen Grenzen sind in ihrem Verlauf sowohl geographisch, wie national und ökonomisch durchaus unlogisch und können daher nur provisorisch sein" — das glauben auch wir, und darauf gründet sich unsere Hoffnung. „Auch nach Versailles hat die Landkarte Europas etwas kaleidoskopartiges; nur ein kleiner Ruck — und ein neues Bild, eine neue europäische Staatenkombination muß entstehen" (S. 254). Ihre Schattenumrisse zeigen sich ja schon. Aber ehe sie Wirklichkeit gewinnen, sind sie eine Schwäche, gerade so wie etwa die kaleidoskopartige Ansicht Lateinamerikas, gegenüber den Staaten und Reichbildungen, die fester, mit mehr Einsicht in raumüberwindende Lebensnotwendigkeiten in ihren Räumen stehen und von ihnen aus politische Hebelwirkungen üben.

Aber das Kapitel über die Wirkung des Krieges: „daß er die Völker gelehrt habe, weiträumig zu denken" trifft leider nicht auf alle zu, am wenigsten auf die dem Verfasser so nahestehende Partei (S. 211), die erst 1933 zu spät umzulernen begann; sonst hätte sie nicht die Wehrorganisation ihres Erdraums zerstört, ohne die eben eine Lebensform, weil ihr die raumüberwältigende Kraft fehlt, immer nur eine untergeordnete, dienende Stelle auch in übernationaler Planwirtschaft fände, selbst wenn sie zustande käme. Wir sagten damals (— 1920! — uns nicht eben bei den Machthabern beliebt machend), daß wir uns an Inazo Nitobes Äußerung über die „Törichten Jungfern unter den Völkern "erinnert fühlten. Wir sagten es damals und müssen es heute für das Leben der Völker und Reiche im Raum und über ihn hinaus erst recht für wahr halten:

„Eine logisch durchkonstruierte übernationale planetarische Wirtschaft zerstört erbarmungslos die hohen Lebenshaltungsforderungen des deutschen Proletariers, . . . auch die der früheren Oberschichten,

gewiß, aber die des Proletariers am gründlichsten. Das wissen die angelsächsischen Arbeiter genau, namentlich die australische Sozialdemokratie, die sich so zielsicher des Machtgedankens bedient, um ihren Raum als isoliertes Hochlohngebiet in furchtbarem Menschendruck zu erhalten" (vgl. Gattineau: Arbeiterherrschaft in Australien!).

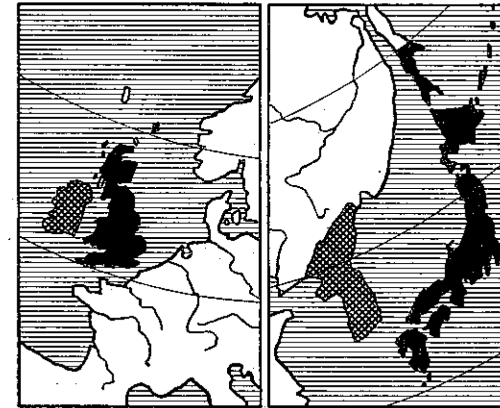


Abb. 15. Großbritanniens und Japans Kernräume. (Nach Haushofer. Japans Reichserneuerung. Slg. Göschen Bd. 1025).

Das wissen Japaner und Inder, nur in Mitteleuropa hat die Erkenntnis bis zum elementaren Durchbruch von 1919 bis 1933 gebraucht, und in Rußland scheint sie heute noch nicht durchdringen zu können; — aber dort herrscht ein kleiner Kreis von etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen, (etwa die Zahl des einstigen Zaren-Tschin) über verelendete 160 Millionen auf rd. $21\frac{1}{2}$ Millionen qkm im groteskesten Raumproblem der Erde, das als solches dem kleinräumigen Denken des mitteleuropäischen Marxismus im Grunde immer unbegreiflich geblieben ist: in den Vorzügen, wie den Sünden seiner raumbeherrschenden, wenn auch nicht ihn überwindenden Machtträger.

Deshalb liegt auch der größte Gegensatz raum-umkämpfender Macht auf Erden in dem Ringen zwischen dieser binnenländischen, flächenhaft ergossenen Formlosigkeit der Sarmaten und der formgestaltenden, raumsichersten Kraft, die sich in den großen Inselreichen Großbritanniens und Japans verkörpert. Schon die angelsächsische, leichter als die japanische und russische erreichbare Literatur über dieses Ringen genügt, um zu erkennen, mit welcher Verstandesklarheit und Willensschärfe die großen Inselreiche, im Gegensatz zu vielen Festlandmächten das Raumproblem der Daseinsbedingungen ihrer Staaten und Reiche und ihre Gefahren begreifen, verfolgen und ganz offen diskutieren. Sie handeln dabei in dem aus ihrer staatsicheren Form und Vorstellung der Demokratie durchaus demokratischen Gedanken, beständig die Träger des Volkswillens zur Instinktsicherheit in Reichsfragen im Raume zu erziehen: „to educate

our masters." Es wären hier aus England, aus Altvenedig, aus Jung-Japan unzählige Proben nachzuweisen. Eine kennzeichnende davon müßte jeder gelesen haben, ehe er überhaupt von angewandter Geographie in Außenpolitik spricht, ja, ehe er wählen darf.

ANSCHAUUNGS-FORMEN STAATLICHER UND VÖLKISCHER RAUMÜBERWINDUNG

Für meine eigene Auffassung der raumbeherrschenden Mächte des Staats- und Reichsgedankens und ihre Selbstbehauptung im Kampf ums Dasein auf Erden glaube ich die größte geographische Anschauungsform in Mackinder: „The geographical pivot of history" (Geogr. Journ. Roy. Soc. Bd. 23) gefunden zu haben. Wenigstens ist mir nie eine größere entgegengetreten: eine hohe Schule der Geopolitik auf wenigen Seiten. Wer diese Studie oder Mahan in seinem ganzen Werk gelesen hat, wer dazu persönlich mit einem Mann von Lord Kitcheners oder Itos und Katsuras wie Yamagatas Schnitt Wechselrede über solche Probleme an den Sitzen ihrer Macht, in Fort William in Calcutta oder im Schatten der Kaiserburg in Tokyo hat tauschen dürfen, der kennt in ihrer ganzen raumbewältigenden Größe die Anschauung der wirklich leitenden Männer jener großen Lebensformen über das Verhältnis ihres Imperialismus — sei er denn so benannt! — zur politischen Erdkunde und ihrer Weiterentwicklung zur Geopolitik.

„Tu regere imperio populos Romane memento, parcere subjectis et debellare superbos!" Diese alterprobte, harte Römerweisheit und etwa noch die des Sallust: „Omne imperium iis solum artibus retinetur quibus ab initio partum est." — Das, und nicht die Selbstbestimmung der kleinen und der großen Völker leitet ihr Tun und Handeln. Wenn sie unter sich sind, oder sogar, wenn sie einem Verständnisvollen aus fremdem Volk zu begegnen glauben, dann ist es ihnen gar nicht der Mühe wert, sich die Arbeit des Verschleierns, des „Cant", wie Angelsachsen diese sanften Redensarten nennen, zu machen.

Dann schauen sie ruhig von ihren Kaminen, oder vom anmutigen Spiel des Cha-no-yu, der Teezeremonien zum unverschleierten „Bild von Sais" empor, dem Abbild der waltenden Macht über den Räumen der Erde, zu ihrer natürlich immer nur zeitlichen Besiegung durch Einzelwillen, Staatskraft und Reichsbauten, und deuten ihre geheimnisvollen Züge.

Wenn Grabowsky in seiner Schrift: „Raum als Schicksal. Das Problem der Geopolitik" (1933) neben vielen ganz ausgezeichneten

und treffenden Einsichten ausruft: „Niemals vielleicht ist eine Disziplin mit größerer Harmlosigkeit ins Leben gerufen worden..." (die Geopolitik nämlich!), so will ich gern diesen Vorwurf zusammen mit den Männern ertragen, die mich die Geopolitik praktisch erkennen gelehrt haben, ehe ich sie theoretisch nach dem Kriege auf die Beine stellen half, weil es damals, ehe sie Konjunkturobjekt wurde, niemand anders tat. Wer den alten Chamberlain, wer Mahan und Kjellén, wer Ratzel (von dem meine ersten Jungeneindrücke persönlich aus seinen Gängen mit meinem Vater stammen), wer die Reichsgründer Ito und Yamagata wie Katsura, wer Lord Kitchener für harmlos hält, der mag auch unseren geopolitischen Freundeskreis bei den Harmlosen einreihen.

RAUM, HELDEN UND HÄNDLER

Wer jahrelang mit dem Aufbau des britischen und japanischen Reiches im innersten Getriebe zu tun hatte, für den brauchte wahrlich nicht erst der Marxismus zu kommen, „um sie überhaupt auf das Problem des Verhältnisses von Raum und Ökonomie aufmerksam zu machen" (Grabowsky, S. 19). Nur eben wußten sie von Anfang an, daß die Macht das primäre war, daß sie die Staatskultur beschützte und beide zusammen sich die Wirtschaft zum Dienst der raumüberwindenden Völker erzogen, keine Herrin darin sahen wie der Marxismus.

Der Vorwurf Grabowskys, daß unsereiner im Grunde nur zwei geschichtsschaffende Mächte kenne, den Raum und den Helden (der ihn überwindet!), wobei noch reichlich unklar in die heroische Weltanschauung hinein Rassenfaktoren und sittliche Kräfte gestellt werden (die eben den Helden zum Führer und Meister des Raumes machen, im Zusammenwuchs von Blut und Boden), der zeigt, daß unsere Auffassung geopolitischer Erziehung zur Raumüberwindung durch Erkenntnis seiner Kräfte von der Milieutheorie wie von der ökonomischen Denkweise her schwer verstanden wird und wie notwendig als Ergänzung der „Großmächte" und der Kräfte „Jenseits der Großmächte" ein dritter Band über die raumüberwindenden Mächte war, um das Bild von „Macht und Erde" abschließend zu gestalten und die Rolle der Geopolitik dabei klarzustellen, wie wir sie uns denken, als Erzieherin und Gewissen der politischen Machtträger.

In solchem Sinne nur scheint es uns möglich und richtig, nach der Rolle der Erde als Lebensraum und der ihn umgestaltenden des Menschen im Raum seinen Staat in diesem Machtanschauungsbau einzufügen.

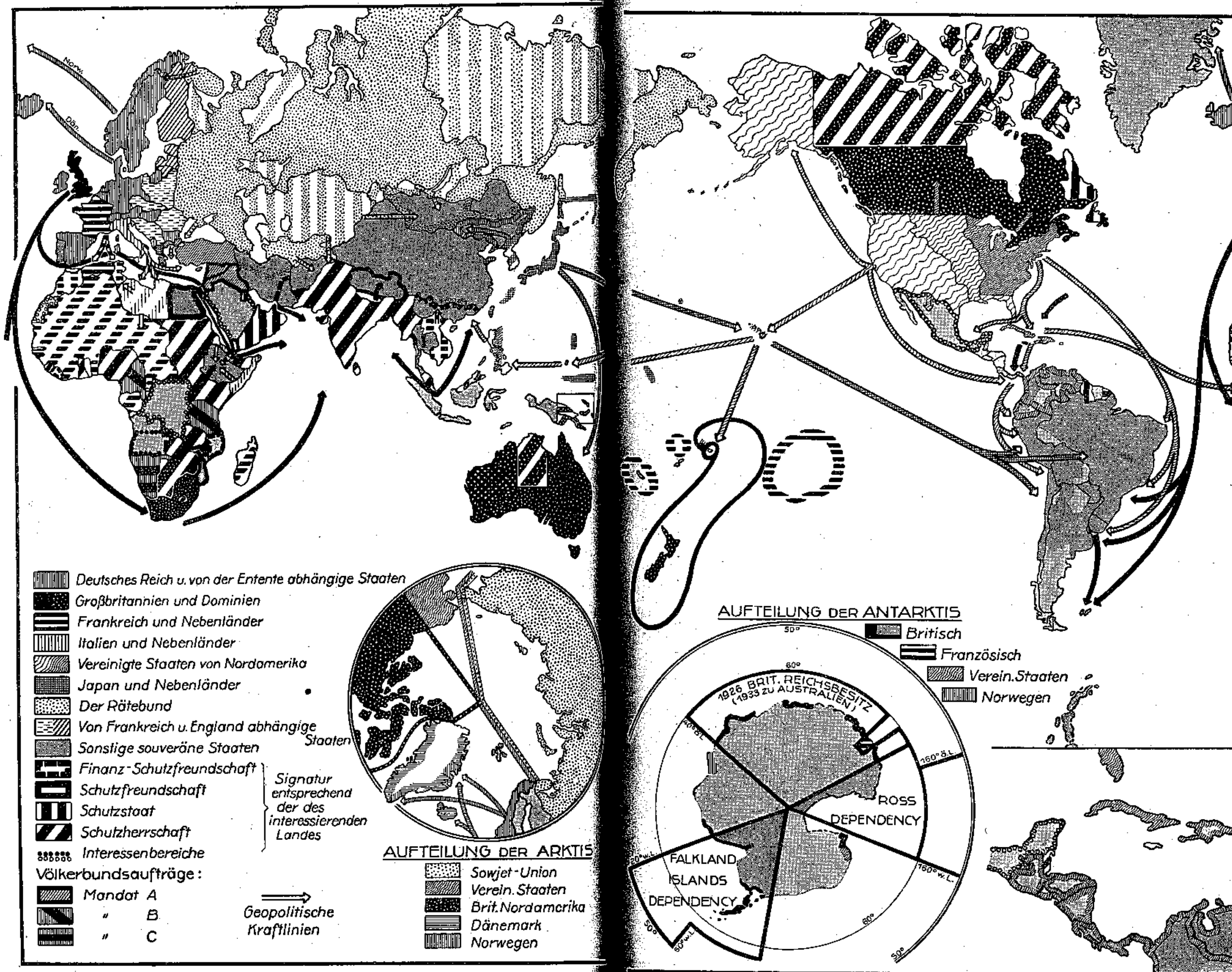


Abb. 16. Geopolitisch Weltkarte.
(Vereinfacht nach der im Verlag Jus Perthes-Gotha erschienenen Geopolitischen Weltkarte.)

MACHT UND SELBSTBESTIMMUNG IN DER WELTKARTE

Aus solcher Überzeugung heraus von den Erziehungsaufgaben der Geopolitik an den raumüberwindenden Kräften des Staats und von seinem Selbstbestimmungsrecht an seinem Boden (je totaler seine Staatsideologie ist, desto unbedingter) sind alle seither entstehenden geopolitischen Atlanten und Karten, Werke, soweit sie sich beeinflussen ließen, angeregt worden (Hennigs Geopolitik z. B. geht ihre eigenen Wege!). Auf gleichem Boden mit uns scheint uns auch die erste große geopolitische Welt-Wandkarte zu stehen, von der wir eine Abbildung beigeben.

Immer standen dabei Kulturstrahlung und Machtübung bei der Raumüberwindung voraus, und die Wirtschaft folgte ihnen dienend und helfend wie der Handel der Flagge, wie die Wissenschaft der Geopolitik. So muß es sein, wenn nicht der Grundsatz:: „L'art pour l'art" oder „Die Wirtschaft ist das Schicksal" gerade die raumüberwindenden Kräfte beider schließlich aus Überwucherung (Hypertrophie) zerstören soll, um wieder neuen Schöpfungen der Kultur und Macht im Staatsleben den Weg zu bereiten — aber dann aus der Zersetzung alter heraus.

Die Oberfläche der Erde wird immer wieder neu verteilt: diese Tatsache des Lebenskampfes lehrt nichts deutlicher als die dynamische, geopolitische Karte, die wichtiger ist als die statische, politisch-geographische. Sie ist es deshalb, weil diese mit ihrem Flächenkolorit und ihren starren Grenzlinien die Wahrheit beständiger Verschiebung und Verlagerung der Macht auf der Erde verschleiert, statt sie zu offenbaren und Mittel zur Prognose, zur Vorausschau, zur Vorhersage zu bieten. Auf diese aber kommt es bei der Äußerung des politischen Willens im Raum doch entscheidend an, wenn er sich nicht den Gegebenheiten, dem Mittelmaß erdgegebener Einflüsse, beständig unterordnen soll. Will er sie aber beherrschen, muß er sie kennen.

Das bedeutet alles eher als eine mechanistische Unterordnung des Willens unter die Kräfte des Raums, sondern die im geschichtlichen Geschehen oft erprobte Lehre zu ihrer Überwindung. In solchem organischem Sinne auch vom Staat, nicht im marxistischen oder materialistischen einer ökonomischen Weltauffassung brauchen wir das so viel mißbrauchte Wort: „Wissen ist Macht!"

Das wird uns überzeugend klar, wenn wir vor die geopolitische Weltkarte von Justus Perthes treten und darin zwar noch nicht die einzelnen Staaten (das würde Aufgabe der Wandkarten der Erdteile

und Staaten sein) wohl aber die großen Machtbereiche der Erde nicht in gleichmäßigem Flächenkolorit, sondern wie organische Wesen mit durchgegliederter Muskulatur hervortreten sehen und auf den ersten Blick die Kraftmittelpunkte, die Träger der raumüberwindenden Kräfte und die überwundenen, der Selbstbestimmung mehr oder weniger beraubten Räume unterscheiden können.

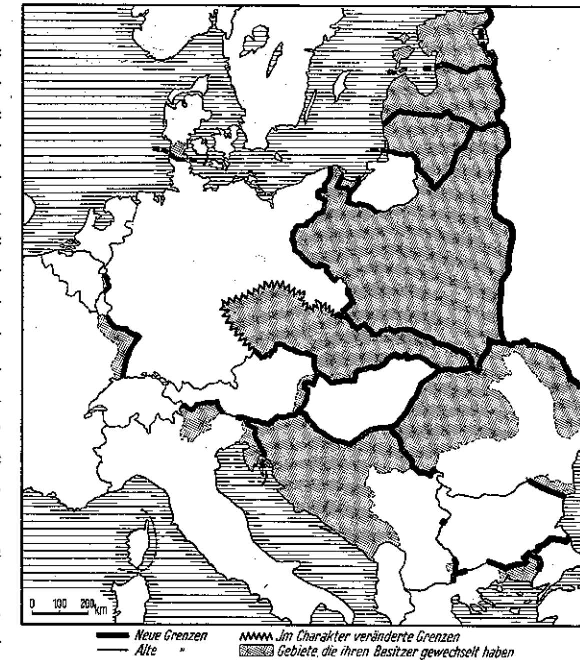


Abb. 17. Die Umwälzung Europas durch die Friedensdiktatur der Pariser Vororte.

Noch viele Feinheiten würden darüber hinaus bei weiterer Entwicklung möglich sein. Man müßte sofort schon im Farbenspiel erkennen, wo große Volkskörper, wie etwa die 40 Millionen Ukrainer, staatlicher Gestaltung an der Erdoberfläche überhaupt entbehren. Man könnte geopolitische Kernräume von Übergangsgebieten schwankenden, zwischen den Kernzellen hin und her fallendem Machtcharakters scheiden; ebenso stetige, oft naturentlehnte und schwankende (labile) Grenzen, Unterwanderungsvorgänge, wie im Süden Chinas und in der Mandschurei durch ein Rasterverfahren erkennen lassen, maritime und kontinentale Sachsengängerei, Menschen-Druck- und Saugrichtungen, wie um den Pazifik, durch Pfeile andeuten. Matte und neutrale Farben können noch unfertige Machtzustände in unbewältigten Räumen ausdrücken, wie in Südamerika; kühle Töne mehr passive, wärmere raum-aktive politische Gebilde kennzeichnen; die am meisten lebensprühenden, ausgreifenden Räume und ihre Staatsvölker müßten auch die lebhaftesten Farben erhalten, wie der Schöpfer der Karte M. G. Schmidt das so glücklich getroffen hat. Jedes

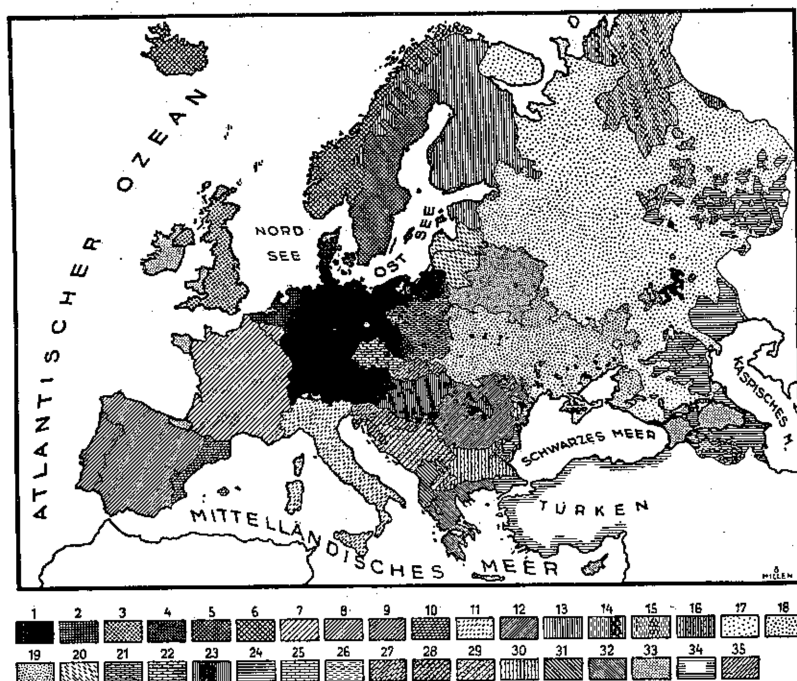


Abb. 18. Völkerkarte Europas.

1. Deutsche. 2. Niederländer. 3. Engländer. 4. Dänen. 5. Schweden. 6. Norweger und Isländer. 7. Franzosen und Belgier. 8. Spanier. 9. Portugiesen. 10. Katalanen. 11. Italiener. 12. Rumänen. 13. Finnen, Lappen, Esten. 14. Samojeden. 15. Syrjanen. 16. Mogulen. 17. Groß-Russen. 18. Klein-Russen. 19. Weiß-Russen. 20. Letten, Litauer. 21. Polen. 22. Tschechen. 23. Magyaren. 24. Tataren, Kirgisen und Baschkiren. 25. Kalmücken. 26. Armenier. 27. Slowaken. 28. Kroaten. 29. Serben. 30. Bulgaren. 31. Albanesen. 32. Griechen. 33. Kleinere Völker. 34. Türken. 35. Slowenen.
Die Volksgrenzen im Westen sind einfach und ohne Verzahnung: sie stehen seit 1000 Jahren fest. In Innereuropa östlich des Siedlungsraumes der Deutschen sind sie gezackt und werden von völkischen Inseln vorgelagert.

Volk aber wird für den eigenen Raum die nach der Farbenplastik am meisten überzeugende Farbe wählen; und es wird sogar die Pflicht haben, mindestens auf einer großen und zuverlässigen kartographischen Darstellung alle die Räume auszuweisen, die es einmal mit Strahlungen seiner Rassenkraft, seiner Kultur, mit Gebilden seiner Wirtschaft erfüllt und gestaltet hat, damit aus den nachfolgenden Geschlechtern die Erinnerung einstiger Raumüberwältigung durch Staat und Reich, und damit die Hoffnung auf Wiederbelebung nicht verschwinde. Das ist nicht Imperialismus, sondern Lebensrecht und Lebenserinnerung auf Erden.

VERANTWORTLICHKEIT GEOPOLITISCHER KARTENZEICHNUNG

Mit welchem Bedacht die scheinbar so sehr vereinfachten geopolitischen Karten entworfen werden müssen, welche Umsicht zur Eintragung der Pfeile und Kraftlinien rings um den Erdball vorausgesetzt wird, das verrät etwa jener Pfeil der Weltkarte über Ost-Turkestan, der längst vor 1932 entworfen, den Aufstand von 1932/33 mit seinem Ansatz zu weiten Machtverlagerungen ahnen ließ, die seither ihre Stichflammen von Turfan über Hami-Urumchi-Yarkand bis Kashgar sandten; oder der Wirbel um den Druckmesser von Hawaii, mitten im Herzen des Machtvierecks der U. S. A.; oder die Zukunftsbedeutung für den nordischen Weltluftverkehr des Farbunterschiedes zwischen Neu-Fundland und Kanada, erst neuerdings beim Wassern der italienischen Geschwader Balbos hervorgetreten. Gewiß wird man in gedämpfter Schrift die Bodenschätze, die Roh-

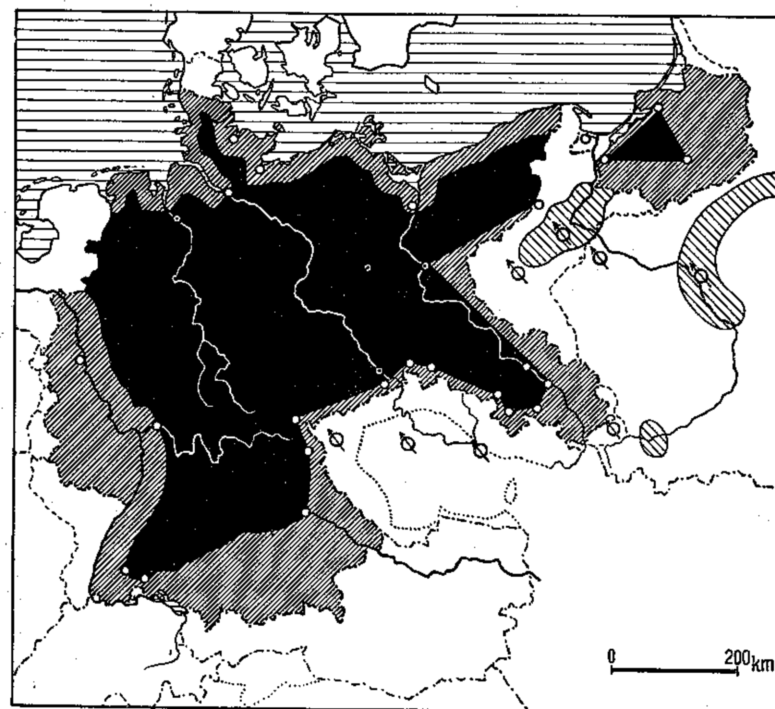


Abb. 19. Deutschlands Atem-Enge in Mittel-Europa.
(Nach Haushofer, Grenzen in ihrer geogr. und pol. Bedeutung. Verlag Vowinckel.)

stoffe, die Wirtschaftsunterlagen an Halb- und Fertigerzeugnissen eintragen; aber erst die Linien und Kraftfelder der Macht erweisen, ob sie lebenweckende oder lebenstörende Einwirkungen auf andere Lebensformen gewinnen. Nur die wenigen, wirklich unabhängigen Weltmächte, sechs an der Zahl, sind wirklich ihre Herren und tragen volle, lebhafte Machtfarben im Raume zu Recht; die unsere, siebente, ist ein Anspruch eines zur Zeit immer noch unterdrückten, gefesselten, nicht wehrfreien Großvolks der Erde, das fast ein Drittel seiner Volksgenossen unter fremder Gewalt weiß oder doch von seinem Raumkörper getrennt sieht.

Den Schmerz darüber so lebendig zu gestalten, wie ihn der einzelne an offenen Wunden spürt, dem eigenen Volk zu zeigen, daß es mit dieser Art von Mißhandlung ganz allein auf Erden steht, das muß ein Nebenzweck der geopolitischen Karte sein, solange bis sich dieser Zustand ändert. Bis dahin muß sich Mitteleuropa damit vertraut machen, mit seinem tiefsten Leid unter den raumüberwindenden Staaten und Reichen der Erde so wenig verstanden zu werden, wie Italien und Japan mit ihrem Volksdruck in unheimlich überhöhten Wirtschaftsbauten auf zu schmalem Volksgrund von den raumweiten Mächten lange Zeit verstanden wurden, in den Gründen ihres Ausgreifens im Raum heute noch nicht begriffen sind, außer eben in Mitteleuropa, das nicht zuletzt deshalb so leidenschaftlich die Geopolitik ergriff — weil sie ihm geistige Waffen bot.

ANTRIEBE ZUR RAUMÜBERWINDUNG DER STAATSVÖLKER

Denn freilich ist es ein ungeheurer ethischer Unterschied, ob die raumüberwindenden Kräfte eines Staats oder seiner Kernzelle aus dem Antrieb des Machtreizes, der Lockung, dem Reiz der Gegenküste heraus entfesselt werden, wie im französischen oder im britischen Kolonialreich oder aus dem Druck der Not der Raumenge einer im eigenen Lebensraum nicht mehr zu bewältigenden Übervölkerung, wie in Deutschland, Italien oder Japan.

Anhaltspunkte dafür lassen sich sehr nüchtern in Zahlen geben, wenn man prüft, daß heute weder Briten, noch Franzosen, Belgier, Niederländer, Nordamerikaner oder Russen den Schutz ihrer Flagge zu verlassen brauchen, wenn sie sich großräumig ausleben oder in der Ferne und Weite wirken wollen, und daß diese weiten, ihnen offen stehenden Reichsräume Druckquotienten von nur 7 bis 25 Menschen auf den Quadratkilometer haben, also Raumüberfluß besitzen. Deutsche, Italiener, Japaner hingegen müssen in einem Volksdruck von 330 bis über 800 auf den Quadratkilometer leben, im deutschen Reichsdurchschnitt nahe an 140, wenn man die Gesamtfläche, 250—300, wenn man brauchbare Böden rechnet, obwohl doch der Quadratkilometer nördlich der

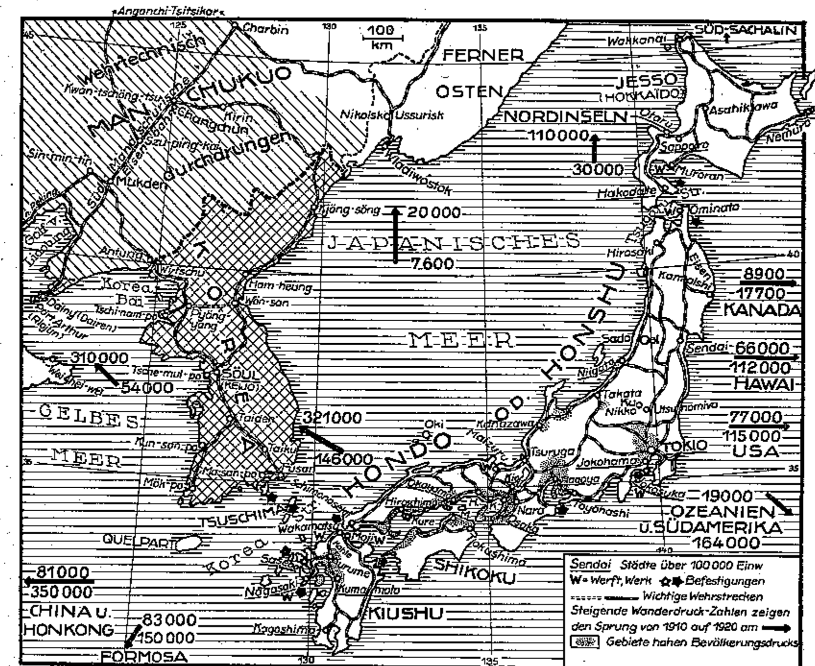


Abb. 20. Japans Wanderdruck und Wehranlagen.

Alpen höchstens 100 im Durchschnitt dauernd tragen und ernähren kann (wie in Böhmen und Bayern). In Japan aber erhöht sich die Zahl, ausgerechnet auf den Quadratkilometer wirklich ertragreichen Bodens, auf 969, also fast 1000 Menschen: ein Übermaß, das zu Explosionen, zu volkspolitischen Ausbrüchen drängt, auch wenn sich nicht nah jenseits von beherrschten Meeren in weiten untersiedelten Räumen verführerische Gelegenheiten dazu böten, und die Antriebe von Not und Reiz zusammenfielen.

So überlegen erweist sich dabei die Dynamik des Volksdrucks aus Raumnot gegenüber allen anderen Faktoren, daß auch die sonst für Ausdehnungsvorgänge so wichtigen Fragen des inneren Aufbaus, der Binnenstruktur und der Grenzgestaltung ihr gegenüber zurücktreten, vollends aber Fragen der Herrschaftsform. In diesem Zusammenhang müssen zwei Lieblingslegenden unserer Zeit unerbittlich zerstört werden: die eine von der größeren Friedlichkeit und geringeren Ausdehnungslust der Demokratie und die andere vom immanenten Pazifismus der proletarischen Lebensformen, wie etwa des Bundes der Sowjetrepubliken. Eine Raumverteilungskarte der Erde verrät, daß gerade die Stützen der Demokratie: Britenreich, Frankreich, Vereinigte Staaten, die weitesten, noch unentwickelten Räume der Erde

unter ihrer Herrschaft festhalten und verschließen; und von den aus dem Riesenleib Chinas gerissenen Landfetzen verwahren die Sowjetbünde unbestreitbar den Löwenanteil, weit größere, als das schließlich von Japan doch als eigene staatliche Lebensform anerkannte Manchukuo.

ROLLE DER BINNEN- UND GRENZ-BAUFESTIGKEIT

Immer noch ragt einsam das Werk von Roscher über die Naturgeschichte der Monarchie, Aristokratie und Demokratie über die staatsbiologische Schrifttumsflut unserer Zeit und enthält zu dieser Frage eine Fülle historischen Stoffes; wie ich selbst mich ja auch bemüht habe, für die „Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung" solchen zusammenzutragen. Am wenigsten klar gesichtet ist er über das Verhältnis der inneren Staatsstruktur, der Landes- und Gaufestigkeit, zu den raumbewältigenden Kräften. Immerhin aber kann wohl als gesetzmäßig erwiesen betrachtet werden, daß ein Staat um so mehr Herr seines Raumes ist, um so eher fähig, unverhältnismäßig größeren Volksdruck darin zu bemeistern, je druckfester und gleichartiger die einzelnen Gauzellen gebaut sind. Dafür liefert Japan ein ausgezeichnetes Vorbild: dort vermögen die einzelnen, alten Feudalgaue, alle gleichmäßig als Flußeinzugsgebiete mit Bergwaldgrenzen, mit meerhaftender, küstennaher Bevölkerung aufgebaut, ein geradezu unwahrscheinliches Maß von Volksdruck in ihrem wabenartigen Gefüge festzuhalten. Freilich, wenn das Höchstmaß erreicht ist, hat ein so gebauter Staat, ein solches Reich keine Reserveräume mehr, in die sein Bevölkerungsüberschuß ausweichen könnte, während in Mitteleuropa die Binnenwanderungsmöglichkeit, die Umsiedelungsfähigkeit doch noch eine größere Rolle spielt als etwa in Italien oder Japan. Freilich muß dazu der Zug nach Westen bei uns, die Verstädterungsneigung in allen drei Reichen überwunden werden, die in allen drei überfüllten Staaten, wie übrigens auch im britischen Mutterland, eine verhängnisvolle Rolle spielt und die Rassenhygiene erschwert.

Erleichternd wirkt bei Italien, noch mehr bei Japan die lange, produktive Küstenentwicklung, die im japanischen Reich — bei stark hervortretender Meerernährung — über 45000 km umfaßt gegen nur 1500 km Landgrenze, während das Deutsche Reich mit seiner Ungunst der Grenzentwicklung an Friedrichs II. „état des frontières" erinnert.

RAUMÜBERWINDUNGS-KRAFT DES DEUTSCHEN VOLKSBODENS

Ein solches Reich, mit starken naturentlehnten Binnenscheidungen, wie die mitteldeutsche Waldgebirgszone, im Innern, aber einer wenig überzeugenden, vor allem gar nicht schützenden und alle geographischen Grenzkategorien spiegelnden Außengrenze hat schon mit der Erhaltung seines zurückgeschnittenen Raumbestandes weit größere Schwierigkeiten als andere, günstiger geformte Reiche, wie Frankreich, die großen Inselmächte oder die Halbinsel Italien. Will es aber auch nur in seine alten Volkstumsgrenzen hineinwachsen, so

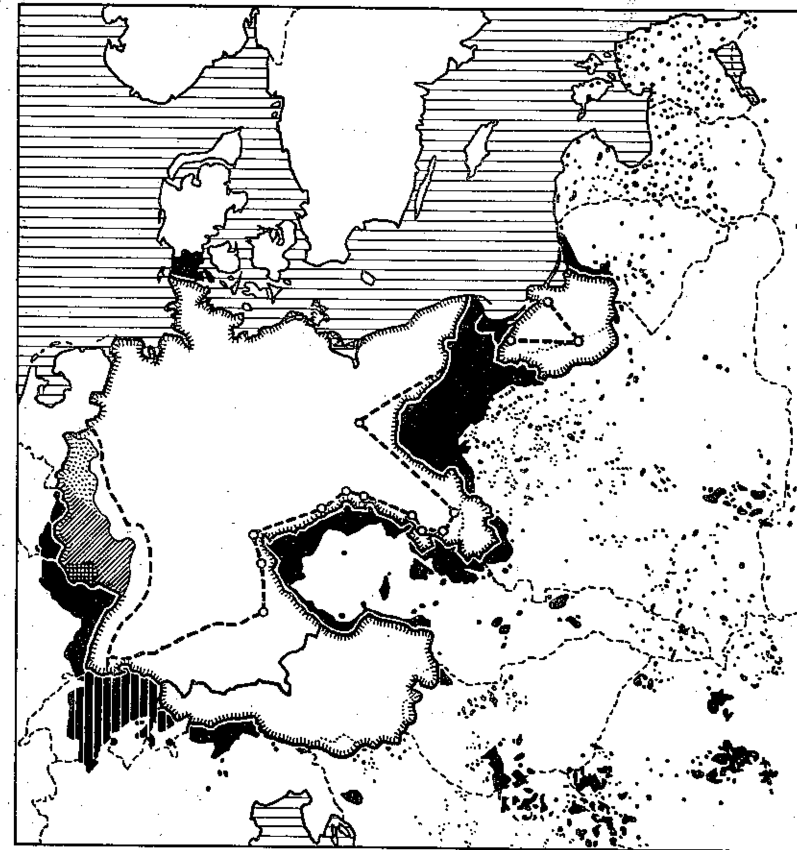


Abb. 21. Unterschied westlicher und östlicher Raumfragen.
(Nach Haushofer, Grenzen in ihrer geogr. und polit. Bedeutung. Verlag Vowinckel.)

ist es klar, daß es dazu eine weit intensivere Entwicklung und geistige Vorbereitung seiner raumüberwindenden Mächte nötig hat. In seinem ganzen Umzug in allen wichtigen Grenzmarken künstlich durch Verträge entwehrt, mit Lock- und Reizgrenzen für seine Gegner ringsum, oder mindestens schlecht schützendem Naturgehege auf dem eigenen Boden, verbraucht es zum notwendigen Schutz Kräfte, die anderwärts zur Ausdehnung oder Raumerweiterungsdrohung frei sind.

Daraus erhellt, daß ein solches Volk nicht mit einem hausbackenen Durchschnittsmaß von Vaterlandsliebe, Opferfreudigkeit und Wehrvorbereitung auskommt, sondern einen Aufwand über den Durchschnitt an geistiger und seelischer wie wehr-technischer Bereitschaft auch in scheinbar ruhigen Zeiten vorbeugend leisten muß. Daher die ungeheure Schwierigkeit „germanam condere gentem" — eine ähnliche, wie sie das alte Rom als Stadtstaat zu leisten hatte und überwand, so oft es dabei an den Rand des Abgrunds, der Staatsvernichtung geriet, ehe ihm die größte Raumerweiterung des Altertums gelang.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Kerngebiet der Mongolenreiche am Onon und vorher in den Sammelbecken, von denen Hunnen (Hiungnu), Avaren, Saker in die skythosarmatische Wanderstraße von der mandschurischen bis zur norddeutschen Tiefebene auszogen.

Auch für die Raumerweiterung gilt das alte japanische Sprichwort: „Vögel, die auffliegen wollen, ducken sich." Es kommt nur darauf an, daß die wesentlichsten Träger des Raumwillens feder- und spannkräftig bleiben und nicht erlahmen und daß der Wunsch sich erhält, nachher die Flügel zu gebrauchen und den Augenblick zum Abschwung wahrzunehmen. Dafür allerdings ist eine straffe Bündelung der Staatsglieder, wie in faschistischen Lebensformen, ungleich besser bereitet, als ein Gefüge in loseren Verbänden oder Bundesstaaten.

HILFS-STELLUNG INNERSTER VOLKS-SEELEN-HALTUNG

Insofern also spielt die innerste Seelenhaltung des Staates oder Reiches eine entscheidende Rolle für seine Raumerweiterungsgedanken. Aber es ist dann gleichgültig, ob der Führerantrieb dazu von einem gekrönten Haupt voll Jugendschwung ausgeht, wie Alexander dem Großen, oder vom rastlos emporgedrungenen Führer einer Volkspartei, wie bei Julius Cäsar, oder vom zähen Machtwillen einer Aristokratie oder Gentry, wie in Venedig, in England, im Lande der Samurai, wo sich monarchische, aristokratische und rassen-demokratische Motive in glücklichster Weise verbanden. Entscheidend ist nur, daß der Sinn für die Notwendigkeit eines ausreichend großen

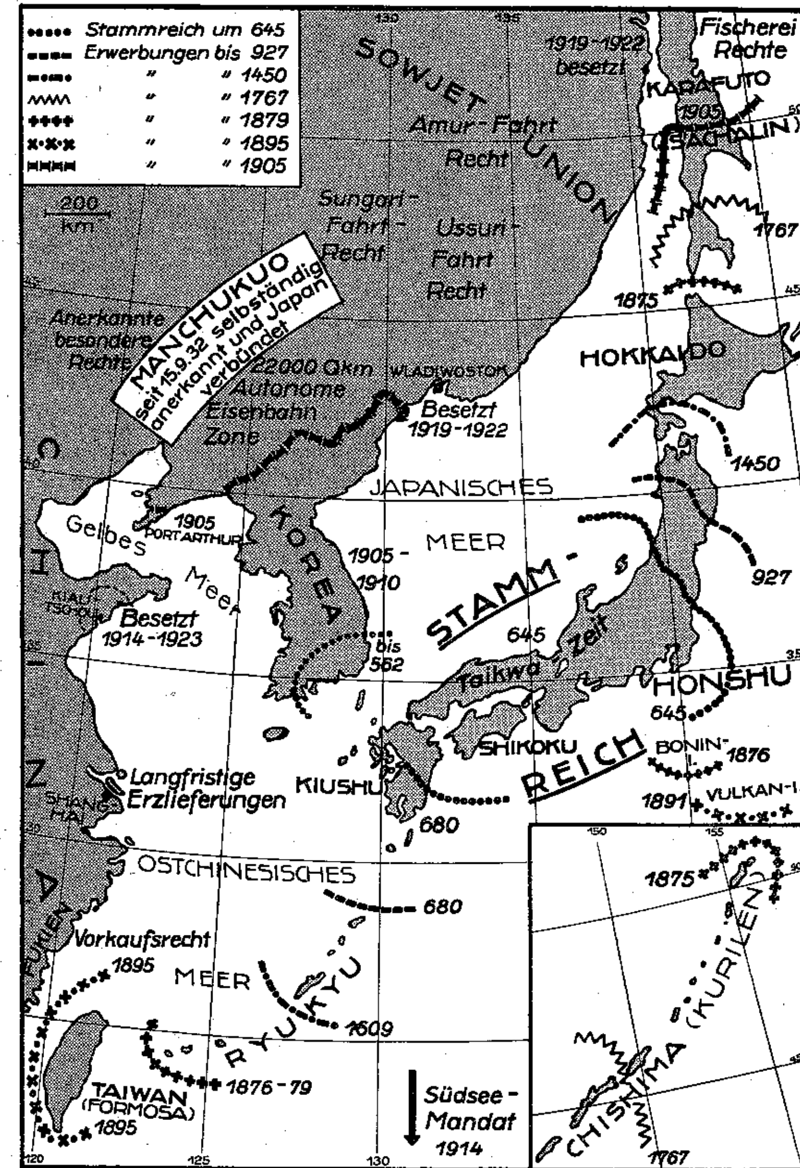


Abb. 22. Wachstumsübersicht des Japanischen Reiches.

Lebensraums für die Gemeinschaft der Volksgenossen, ungetrübt durch jeden Weltanschauungs- oder sozialen Bruderkampf, wacherhalten werde — sei es auch, wie in Japan, durch fast zweieinhalb Jahrhunderte der Abschließung und inneren Verschmelzung unter Ansammlung ungeheurer Massen von latenter Energie, bis die Umwandlung in potentielle, kinetische erfolgen kann, wie Richthofen vom japanischen Vorgang schrieb. Im Verhältnis zur Größe und Wohndichte der Kernräume bleibt der Raumerweiterungsvorgang der beiden Inselreiche, nächst dem Entspannen des Hellenismus, das spontanste Raumbewältigungswunder des Planeten, trotz Roms langsamerem Wachsen und dem zwar auf 80 Jahre beschränkten, aber doch durch unwohnbare Räume führenden Heranschieben der Russen an den Großen Ozean, den sie — was man leicht vergißt — lange vor dem Aufstoßen des Petersburger Fensters nach Europa erreichten.

Raumbewältigungswunder also vollzogen sich beständig auf dem Rücken der Erde; sie spielten sich erst jüngst vom 18. September 1931 bis 1933, wenn auch in neuen Formen, im Fernen Osten ab, andere, große Raumbewältiger der ferneren Vergangenheit, wie China, der jüngsten Gegenwart, wie Russen und U. S. Amerikaner zu Rückzügen nötigend. Weltanschauungen, wie der raumverzehrende Islam, auch das ausdehnungsfrohe Christentum mischten sich ein, den Glauben der ihrer Sendung gewissen Großvölker an sich selbst verstärkend, in dem schließlich doch mit unwägbaren, seelischen Werten verankert, der letzte Grund der Raumbewältigung über die Stammgründe hinaus gefunden werden mag.

KULTURKREISE
UND KULTURKREISÜBERSCHNEIDUNGEN

Von Karl Haushofer

FRONTEN DES KULTURKREISSCHRIFTTUMS

Am meisten aufschlußreich, eindringlich, geistvoll, schlüssig und überzeugend unter allem, was von der Kulturkreislehre und der Kulturmorphologie her an das Arbeitsfeld der Geopolitik heranstrebt und in seine Grenzzonen hineingebaut wurde, erscheint uns — aus dem Kreise von Leo Frobenius stammend — seiner langjährigen rechten Hand Kurt von Boeckmanns kulturmorphologisches Bekenntnisbuch „Vom Kulturreich des Meeres". Deshalb hatten wir ihn gebeten, diesen Abschnitt zu schreiben. Wechsel der Lebensarbeit und große Aufgaben des von ihm betreuten Kurzwellensenders haben es verhindert — zu seinem Bedauern, wie er uns versicherte.

In dieser „zugegeben persönlichen" Wertung liegt eine weitgehende Anerkennung. Denn es ist zu der Frage der Kulturkreise als raum-

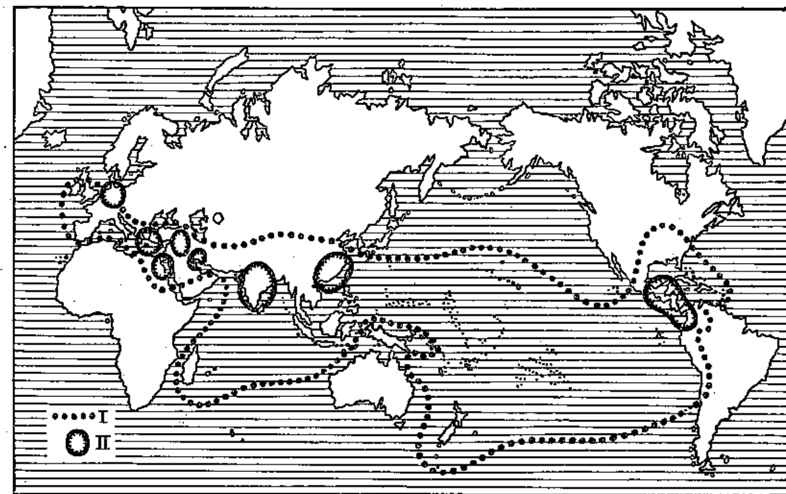


Abb. 23. Lage der Hochkulturen (II) im Raume der solaren Kultur (I) nach der Kulturkreislehre von Leo Frobenius.

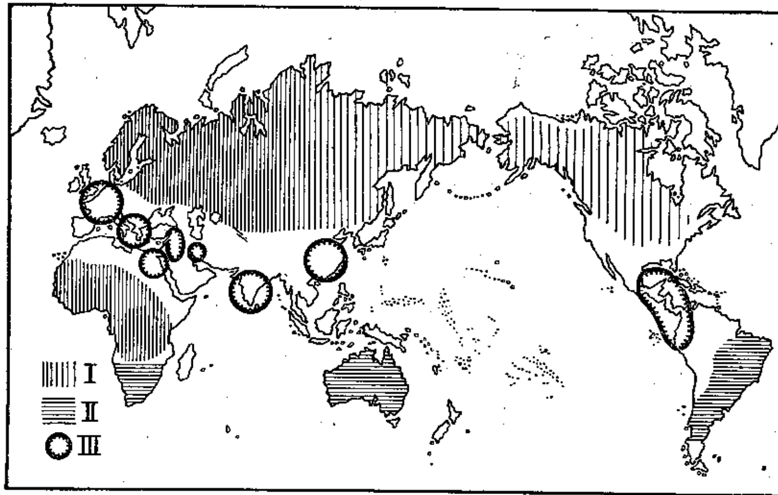


Abb. 24. Lage der Hochkulturen zwischen der 3 (I) und 2 (II) nach Leo Frobenius.

überwindender Mächte und namentlich zu ihrer sichtbarsten Erscheinung als solche an ihren Grenzen, an ihren Überschneidungen vieles Aufschlußreiche, Eindringliche, Geistvolle, Schlüssige und Überzeugende geschrieben worden, wenn auch längst nicht das letzte Wort gesagt. Wir erinnern nur an die großartige, zeitlich gerichtete Auffassung der Kulturkreise von Spengler und seine Versuche zur Systematik und Einteilung in einen babylonischen, ägyptischen, indischen, antiken, magischen, abendländisch-westeuropäischen, chinesischen, die aber alle doch europazentrisch gesehen sind, bei deren Aufstellung man deutlich das Fehlen des Eindrucks Ostasiens, Groß-Asiens fühlt. Wir denken der, der Geopolitik und Ethnopolitik weit näher stehenden Lebensarbeit von Leo Frobenius seit seinen fernfühligen und weitsichtigen Frühleistungen über die Südsee, mit ihrer Zone der Hochkulturen zwischen 2 und 3, Sonnen- und Mond-Verehrung, an die vielfältigen Untersuchungen über die Abgrenzungen zwischen abendländischer und russisch-orientalischer Kultur durch Hanslick. In dieses Arbeitsfeld schlägt auch alle die Feinarbeit innerhalb volkspolitischer Einheiten wie des deutschen Volksbodens, die in Vorahnung der nationalsozialistischen Rassenauffassung Männer wie Peßler für das Niedersächsische Stammes-Gut geleistet haben, die für den alemannischen, den langobardischen, den bayrischen Stammesbereich im Werden sind, aber schon mannig-

fachen Niederschlag gefunden haben (Länder- und Stammes-Kultur-Atlanten; Sprach-Atlas.)

Das Gegenstück, ein Spiegelwerk zum „Kulturreich des Meeres" — das bei der einigenden Kraft dieser gewaltigen geopolitischen raumüberwindenden Macht freilich viel leichter in eine groß-gesehene, organische Entwicklung von drei Stufen (pazifische Inselkultur, mittelländische Küstenkultur, atlantische Flußkultur) zusammenzufassen war —, ist „Das Kulturreich des Festlandes" von Leo Frobenius, nach vielseitigen Anläufen und Versuchen aus „Paideuma" hervorgegangen, wie die Afrika-Forschungen mit dem Monument des „Atlas Africanus" eine notwendige Folge waren.

Aber wer die Spannungen zwischen Frobenius und Gräbner, ja zwischen den kühnen oft vorausgenommenen Schlußfolgerungen und der mühsamen Sichtung des dafür grundlegenden Stoffes innerhalb der Werke von Frobenius kennt, wer etwa Ritter von Wilm oder Karl v. Malaisé bei der Verantwortungslast des Ziehens der scheinbar so leicht hingeworfenen Kurven des „Atlas Africanus" zusah, wer aus Dialektforschungen, wie den alemannischen, dem Schweizer Sprachenatlas, den bayrischen von Schweizer die unendliche Mühe kennt, die aus dem Zusammenfassen vieler doch nie ganz zusammenfallender Grenzen zu Linien gleicher, ähnlicher oder verwandter Kultur führt, der ermißt, aus welcher Unsumme von Einzelforschung erst Annäherungswerte erwachsen können, die tatsächlich bis jetzt nur für winzige Räume der Erde genügend sicher erkannt sind, zumal sie als politische Kampfmittel verwendet und dadurch verzerrt werden.

Die nicht sehr zahlreichen, kulturpolitisch sicheren, unangreifbaren Erkenntniswerte sind zunächst noch mosaikartig, wie die Teile eines

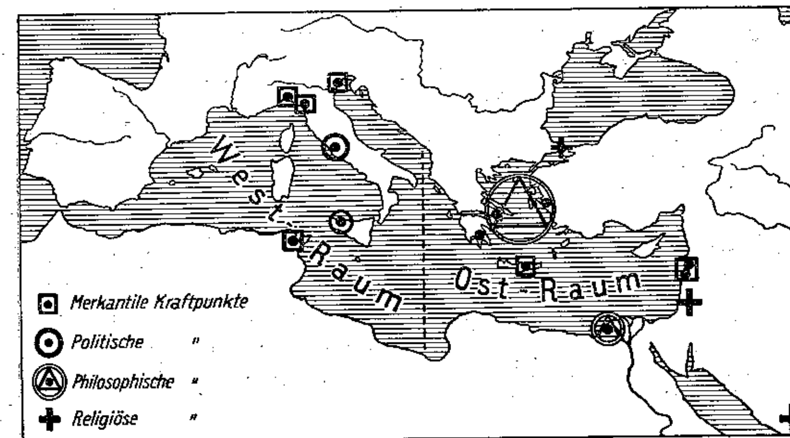


Abb. 25. Der mittelländische Kulturraum mit einigen seiner raumüberwindenden Kraftpunkte.
(Nach K. v. Boeckmann, Kulturreich des Meeres, Abb. 4.)

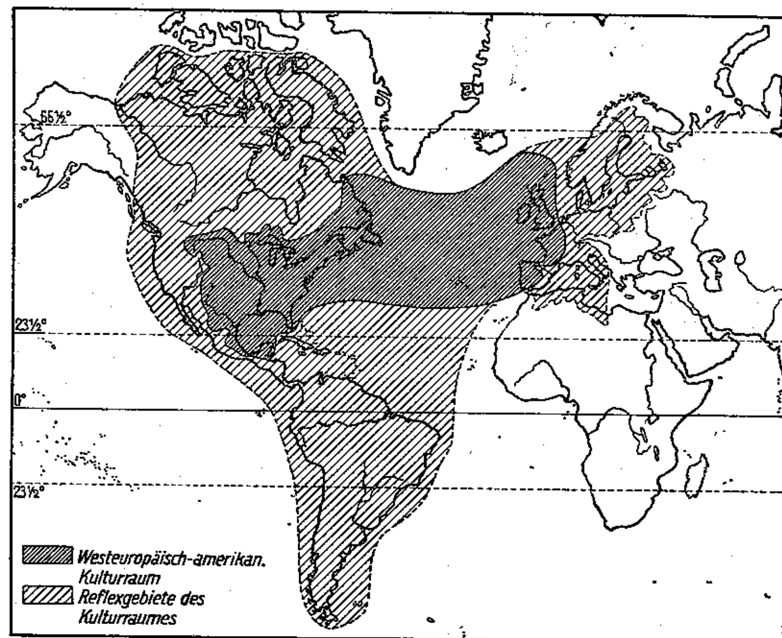


Abb. 26. Der atlantische Kulturraum.
(Nach K. v. Boeckmann, Kulturreich des Meeres, Abb. 6.)

langsam werdenden Bildes — das vorerst nur gewagte Vermutung zusammenschauen kann —, über den weiten Rücken der Erde verstreut. Vielfach wurden sie gehoben, wie eben der Zufall Forscher an besonders dankbare Gegenstände führte. Das traf manchmal zu, weil alte, reizvolle Kulturen zu Sonderforschungen lockten, wie in Indien, China und Japan, später in der Malaienwelt, in Mittel- und Südamerika, wo Quichua- und Azteken — wie Maya-Kultur sich doch weniger spröde an Zeugnissen erwiesen, als ursprünglich angenommen wurde. So entstanden etwa Untersuchungen, wie die von Sapper, von Lehmann, neuerdings von Walther Staub (Zur Übereinanderschichtung der Völker und Kulturen an der Ostküste von Mexiko). Mit unendlicher Vorsicht konnte man, Schritt für Schritt, den von Hehn in seinen „Wanderungen der Kulturpflanzen und Haustiere" gewiesenen Pfaden folgend, „naturbedingte Kulturwege" aufzeigen.

NATURBEDINGTE KULTURWEGE

Es wurde möglich, dafür Karten zu zeichnen, die mehr als allgemeine Anhaltspunkte, die im einzelnen probefest waren, wie etwa Paul Borchardts „Naturbedingte Kulturwege" (Anthropos, Bd. XXI, 1926), aus denen wir Zeugnisse für die tiefe auch geopolitische Berechtigung dieser geistigen Arbeitswege bringen.

Endlich konnte man, wie es die Abschnitte VI und VII ausweisen werden und Prof. Wüst in seiner Studie über die Veränderung des Buddhismus beim Durchschreiten aus tropischem Tieflandklima über die asiatischen Hochländer vorbildlich skizzierte (Geopolitik 1924), die Veränderung sogar solcher höchst durchgeistigter, weltflüchtiger, raumabgewandter Lehren durch das geographische Mittel während der Beschreitung solcher naturbedingter Kulturwege nachprüfen.

Damit aber war die Einwirkung des Bodens, des Raumes, selbst beim bloßen Hindurchgehen, auch auf die sublimsten Werkzeuge der Macht und des menschlichen Macht- und Verbreitungswillens, wissenschaftlicher Untersuchung unterstellt; und es lag im Kreis ihrer Aufgaben, die Herde, die Optima der Verbreitung, ihre Widerstände, die kampferfüllten Grenzzonen und die Schranken zu erproben und festzustellen.

EINBAU DER KULTURKREISLEHRE IN DIE EIGENTLICHEN RAUMWISSENSCHAFTEN

Damit aber waren auch die Kulturkreislehre und die Kulturmorphologie notwendige Grenzwissenschaften der politischen Erdkunde, der Geopolitik geworden. Sie waren es um so mehr, als zwischen ihrer zeitlichen, mehr geschichtlich vorbetonten Betrachtung, wie sie etwa Spengler vertrat, und ihrer räumlichen, mehr erdkundlich, länderkundlich vorbetonten Betrachtung durch Frobenius, Graebner, Ratzel, Schulz u. a., auch Obst und Passarge, schwer zu überbrückende Meinungsverschiedenheiten klafften. Das kam auch in den auseinandergehenden Schulen der Anthropologie zum Ausdruck, die sich ein wesentliches, zu wenig gepflegtes Gebiet in der Rassenlehre und Rassenkunde aus der Hand nehmen lassen mußte, während die Kulturmorphologie — als viel mehr synthetisch, zusammenbauend arbeitend — sie noch einheitlich betrachtete und darum nützlicher für die Staatswissenschaft blieb. Diese politische Auswertungsmöglichkeit fand vielleicht den kühnsten Ausdruck in Boeckmanns Schlußwort: „Deutschland hat mit dem untergehenden Abendland nichts zu schaffen!"

Das war — trotz allem Kühnen, das Leo Frobenius gewiß gesagt und vertreten hat — vielleicht die kühnste Fanfare, die — im Jahre 1924! — den Aufbruch des deutschen Volks aus dem Lager der westeuropäischen Kulturmüdigkeitskrise vorwegnehmend, vorausahnend, aus dem Lager der Kulturmorphologie vor den Mauern der historischen Kulturkreislehre jemals erschollen war.

Fielen die Mauern eines intellektuellen schematisierenden Pessimismus vor dem aus räumlichen Erfahrungen geschöpften Mut zur Lebenserneuerung am Einzelnen wie an der Gruppe und dem Staat aus Blut und Boden, vor der eine Volksverjüngung bejahenden Fanfare des Optimismus wirklich ein? Erwies die Schöpfung der Kulturforscher im räumlichen Sinne, aus dem Durchpflügen des Rückens der Erde in Land und Meer heraus entstanden, damit von selbst ihre raum- und zeitüberwindende Kraft, die man dann ohne weiteres ihren Teilherden zubilligen mußte?

Wir werden es vielleicht erkennen, wenn wir die zeitlichen und die räumlichen Aufstellungen (Thesen), etwa an Hand von Spengler einerseits, von Frobenius und Boeckmann andererseits geopolitisch untersuchen.

KULTURMORPHOLOGIE IN ZEIT UND RAUM

Dem geopolitisch Forschenden fällt vor allem die Starrheit der Kulturkreiseinteilungen von Spengler auf; er fragt sich verwundert, wo denn darin unleugbare Stilverspätungen (Gebirgsländer) und Verjüngungs-, Erneuerungserscheinungen (Islam in Indien; Japan) unterzubringen seien, die den ganzen Rahmen sprengen.

Wie kann man Volkheitsunterschiede, die Spannen von Jahrtausenden umfassen, in denselben Zyklus von Jugend, Reife und Altern zwängen? Wo wird man die vier Jahrtausende chinesischer Vitalität, wo die zweieinhalb Jahrtausende japanischer Lebenskraft, wo die Spätblüte des Islam unter den ersten genialen Großmogulherrschern in dem Jahrtausend-Zyklus unterbringen? Wenn ein möglicher und nachweisbarer Ausnahmefall wie die japanische Vitalitätsverjüngung, ein jäher Geburtenanstieg nach zweieinhalb Jahrhunderten der Trägestauung den ganzen Zyklus ausweiten kann, wo bleibt da das Gesetz? Selbst wenn man Chinesen und Inder Fellachenvölker zu nennen wagen wollte, (ein sehr kühnes Unterfangen bei den ungeheuren Vitalitätsunterschieden ihrer Riesenräume), wer wagt es, das von den Japanern zu behaupten? Vgl. IV.

In der Tat wird schon kein Geograph alter Schule, viel weniger ein geopolitisch angehauchter nach Spenglers mit Recht abschreckender Kennzeichnung dieses Typs „das monotone Bild einer linienförmigen Weltgeschichte sehen, das man nur aufrechthält, wenn man vor der überwiegenden Zahl der Tatsachen das Auge schließt". Die Erfahrung, daß ein solches Weltbild möglich ist, kann von dem berühmten Verfasser des „Untergangs des Abendlandes" wohl nur in historischen Bereichen gemacht worden sein. „Das Phänomen einer Vielzahl mächtiger Kulturen, die mit urweltlicher Kraft aus dem Schoße einer mütterlichen Landschaft, an die jede von ihnen im ganzen Verlauf ihres Daseins streng gebunden ist, aufblühen, von denen jede ihrem Stoff, dem Menschentum, ihre eigene Form aufprägt, von denen jede ihre eigene Idee, ihre eigenen Leidenschaften, ihr eigenes Leben, Wollen, Fühlen, ihren eigenen Tod hat" — ist dem geopolitischen Beobachter eine Selbstverständlichkeit. Er fügt sogar das Wort „und ihre eigene Wiedergeburt" hinzu, weil er nur in einer völlig zur Ruinenandschaft oder Landschaftsruine gewordenen, durch Raubbau erschöpften Umwelt keine Erneuerungsmöglichkeit sieht — sonst eben nur die Notwendigkeit, sich rechtzeitig von untergehenden Fahrzeugen abzuhängen. Deshalb leugnet er auch die Richtigkeit des Verdammungsurteils zu einmaligem Dasein: „Jede Kultur hat ihre eigenen Möglichkeiten des Ausdrucks, die erscheinen, reifen, verwelken und **nie wiederkehren!**" Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie in allzu ähnlichen Formen wiederkehren, aber es ist, mindestens von der geographischen Seite her, möglich. Es gibt eine raum- und zeitüberwindende Kraft der Kultur. Aus ihr stammt ihre Verjüngungsfähigkeit.

Es ist der ungeheure Reiz und Wert Spenglerscher Arbeiten, daß wer fest in seinen eigenen Schuhen steht, bei der Auseinandersetzung mit ihnen sein Weltbild immer neu revidieren muß und neue Facettenstrahlungen daran erlebt. Nur den Unsicheren werfen sie um. Das ist ihre Gefahr. Was bedeutet dem Wissenden doch ein Satz wie: „Wir behandeln sie (die Tatsachen) mit Verachtung wie die Geschichte der Chinesen oder würdigen sie überhaupt keines Blickes wie die Kultur der Maya. Sie haben „zum Bau der Weltgeschichte nichts beigetragen — ein köstlicher Ausspruch!" Wer hat sich durch ihn gerichtet? fragen wir nur. „Wir denken heute in Erdteilen" (Einleitg. z. Untergang d. Abendlandes Ziff. 8). Das ist heute zu wenig! Wir müssen weltumspannend in Imperien (imperially) denken. Aber selbst dann ist uns die Völkerwanderung kein „rein lokales Ereignis".

Selbst wenn dieser, von Spengler als zwar „für uns wichtiges und deshalb stark vergrößertes, in Wirklichkeit rein lokales Ereignis" bezeichnete Vorgang „die arabische Kultur nichts angeht", so reichte er doch von der chinesischen Mauer und den mandschurischen Völker-Rückhalträumen bis zum Atlantik, wenn wir ihn durch die ganze skytho-sarmatische Wanderstraße hin verfolgen.

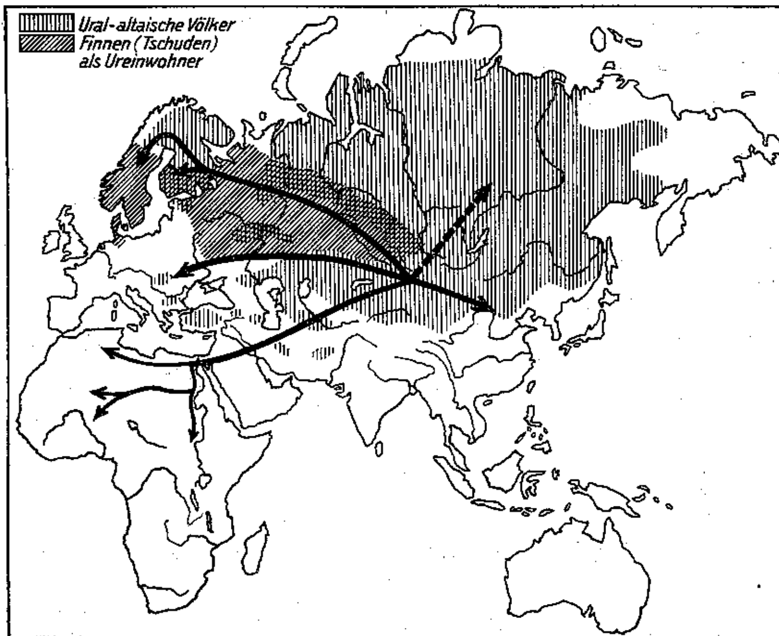


Abb. 27. Teildarstellung naturbedingter über-lokaler eurasiatisch-afrikanischer Wanderwege durch die Alte Welt nach Paul Borchardt.
(Anthropos, Bd. XXI. 1926.)

Die skytho-sarmatische Wanderstraße vom Nordpazifik zum Kanal ist doch — neben den meridionalen, ihre kulturleitenden Hochländer umfassenden Hohlformen, die innen den pazifischen Küstentyp Amerikas begleiten — eine der größten natürlichen Leitlinien für raumüberwindende Mächte: Indogermanen, Skythen, Saker, Hunnen, Avaren, Alanen, Sarmaten, Turkstämme, Mongolen, Chinesen, Russen haben sich darin hinbewegt. Der graeco-buddhistische Kulturaustausch hat darauf und über die Hochstraßen weiter südlich stattgefunden; der hellenische Rundspiegel mit seinem Traubenornament ist darauf, wie Hirth nachgewiesen hat, ostwärts, die Seide und der Tee westwärts gewandert. Als Ersatz dafür strömten die Edelmetalle des Westens zur Anreicherung und Hortung hinüber, soweit sie nicht Indien auf dem Seeweg erreichten. Die Ursachen des Opiumkriegs von 1842 wurden schon von den römischen Wirtschaftlern beklagt: die Edelmetallanreicherung des sich selbst besser genügenden Ostens der Alten Welt, dessen Überschüsse der Westen in Gold und Silber zahlen mußte.

Aus den Entstehungsquellen der ostasiatischen Inselrassen wissen wir, daß weite Wanderungen kleiner Scharen mit geringen Kopfzahlen durch ganz Asien südwärts und auf den Inselgirlanden zurück dabei beteiligt waren, die unterwegs aus Steinzeitmenschen „moderner“ wurden, vom Steinzeitwerkzeug zu Holz und Horngerät aufstiegen und dann wieder in eine zweite Steinzeit zurücksanken. Eine andere solche Strecke beständiger Raumüberwindung dehnt sich von Madagaskar bis in die letzten Südsee-Inselwolken und von da so gewiß weiter nach Mittel- und Südamerika, wie die Paläo-Asiaten nordwärts auf Inselbrücken herüberwanderten.

RAUMWEITE DER FRÜHKULTURWANDERUNGEN

Wir müssen also schon in frühgeschichtlichen Tagen vorsichtig mit der Abstempelung auf „rein lokale Ereignisse“ sein und stehen früh vor raumüberwindenden Frühkultur-Bewegungen, in deren Rahmen mindestens der Anstoß durch die Hunnen von den chinesischen Annalen bis zu ihrem Aufprall auf den Westen sicher als überlokal angesehen werden darf.

So wird also jede Untersuchung der raumüberwindenden Kräfte in Kulturkreisen mit dem Vorbehalt der noch aufzuklärenden, später aufzufindenden Wanderwege und Stoßwirkungen zu beginnen haben: etwa, wie Thilenius die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedelung Melanesiens schilderte oder R. Simmersbach alte Wanderwege über den Stillen Ozean auffand. Ohne Arbeitsannahmen (Hypothesen) größten Stiles, zuweilen verwegener Konzeption, kommen wir dabei nicht aus.

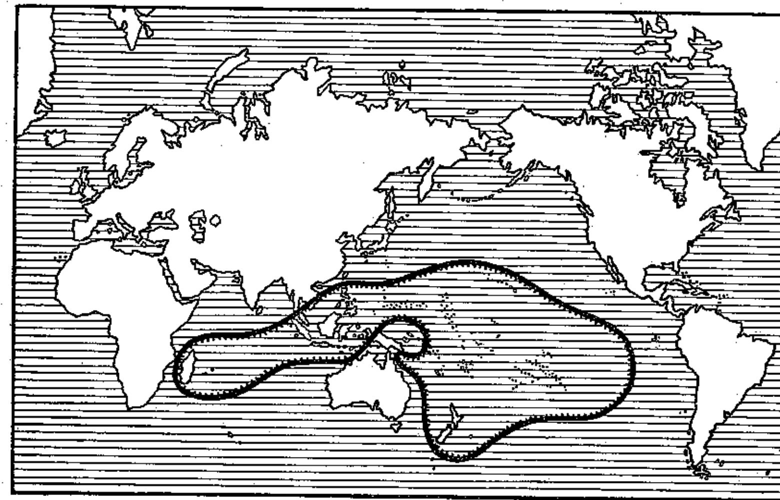


Abb. 28. Malaio-Polynesische Raum-Überwindung nach Leo Frobenius.
(Kulturreich des Festlandes.)

Wie man auf diese Weise manchen Rätseln der kulturpolitischen Erwanderung und Erschließung Afrikas gegenüber auf Lösungen oder doch wenigstens glaubhafte Lösungsmöglichkeiten kam, zeigt die Afrikaarbeit von Frobenius zur Genüge, auch wenn man den kühnen Karten des Afrikaarchivs des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie mit größter Vorsicht gegenübersteht. Großartige Arbeits- und Sichtungsbehelfe werden doch die Annahmen zu hamitischen und äthiopischen Urkulturen bleiben, zu den indischen Strahlungen, den Ruinen-, den jungerythräischen, syrtischen, alterythraeischen und atlantischen historischen oder jungen Kulturen, zur Einteilung in chthonische, tellurische und hyläische Bereiche und andere Ordnungsbehelfe mehr.

Aber ist es mit den graeco-buddhistischen Verbindungen, mit der Lebensleistung von Sir Aurel Stein, von Grünwedel und Lecoq anders bestellt? Schritt für Schritt nur weicht das Dunkel der frühesten Raumüberwindungen durch kulturpolitische Dynamik vor dem liebevoll und mühselig gewobenen Forschungsnetz zurück oder läßt sich einfangen und gibt uns — zugleich mit den Ergebnissen der ersten Kulturwanderungen — das heute noch machtvoll über Blut und Boden wirkende Geheimnis der Rassenentstehung und der Rassenmischungen und ihrer Kulturzusammenhänge zögernd preis. Durch lange Geschichtsperioden ist es oft wichtiger, was die Völker von sich glauben, was sie sich als Staatsmythos aufbauen und als Ideal ihres Volkstums wie ihrer Volkheit, als das, was sie sein sollten und wollen, vor ihre Seele hinstellen, als was sie wirklich sind.

HEMMUNGEN UND NACHWIRKUNGEN

Heute noch stemmt sich als stärkstes Hindernis für eine einheitliche Übung der Macht im indischen Raum die aus uralten Frühwanderungen der zwei Ariervorstöße stammende Kasteneinteilung entgegen, längst statt eines Rassenschutz-Inhalts mit einem religiösen und sozialen gefüllt, die nur etwa 80 Millionen von 353 nicht irgendwie erfaßt oder ausstößt. Vgl. Abb. 77 in Bd. II (Jenseits der Großmächte).

Heute noch zieht die Festlegung einer macht- und kulturpolitischen Wanderung und Raumüberwindung unter Jimmu Tenno von Süd-Kyushu aus durch die Inlandsee bis in das Ahnenland um Kyoto-Osaka durch eine Staatslegende auf den 11. 2. 660 v. Chr. einen Schleier durch die japanische Frühgeschichte, der nur mit großer Vorsicht gelüftet werden darf (Wedemeyer), bei dessen Anzweiflung Unvorsichtigkeiten das Leben kosten können, wie seiner Zeit dem Unterrichtsminister Mori.

Wer wagt es, in Italien den Gründungstag Roms, wer in Deutschland die verletzenden Sätze eines Lothrop Stoddard von dem Herabsinken der nordischen Rasse auf höchstens 17% der Bevölkerung, der „Alpinisation Deutschlands" zur Debatte zu stellen? Wer zeigt, gegenüber der Legende von der Latinität der südwesteuropäischen Kultur, wohin diese Kultur ohne die Blutauffrischung durch Alemannen, Bajuwaren, Franken, Goten, Langobarden, Gepiden, Vandalen u. a. gekommen wäre, wohin das ostfränkische Reich ohne die vorher fast zum Verbluten gebrachten Sachsen und Baiern. Wie stolz ist gerade die Geburtsauswahl führender Romanen auf ihre Abkunft von den sogenannten Barbaren gewesen, von den vielen auf Rekkared und Arnulf von Metz zurückgeführten Herrscherhäusern, von Michel Angelo, ja dem fiktiven Stammbaum Napoleons ganz abgesehen?

Wie horchte eine wissenschaftliche Tagung in Rom nach dem Kriege auf, als ihr durch einen geistreichen Einfall eines deutschen Teilnehmers „England", „Frankreich", „Lombardei", „Andalusien", ja der zum „Amerigo" latinisierte Emerich in „Amerika" (der einzige Erdteil mit einem deutschen Namen nach Penck) als Beispiele alten deutschen Kulturrechts in weiteren Räumen als den heutigen, vorgeführt wurden.

So sehen wir die raumüberwindende Macht von Kulturkreisen, von Kulturstrahlungen selbst dann noch lange nachwirken, wenn die ausübende Ursache mit ihrem Kraftüberschuß längst aufgesogen ist. „Stet magni nominis umbra!" Wir müssen uns dabei nur ängstlich hüten, Kultur mit Zivilisation und Kulturdünger zu verwechseln. Denn es kann tatsächlich in Stilverspätungen von nordischen Holz- und Bronzekulturen (was ja z. B. auch die altjapanische bis auf ihre Waffen aus Eisensanden war) mehr wirkliche Kultur stecken, als in vielfach überfahrenen „amorphen" Reichskörpern, wie sie Spengler treffend nennt, und deshalb auch mehr raumüberwindende Kraft.

An gewissen morphologisch besonders geschützten Schranken stauen sich in Jahrtausenden immer wieder die Ausdehnungsbewegungen von Kulturkreisen. Dazu gehört der große Steppen- und Wüstengürtel durch die alte Welt und die im Nordwesten und Nordosten aufgerichtete Gebirgsmauer, die sich zwischen die Hochlandstaaten von Iran und Tibet und die Stromrinnen des Indus und Ganges hineinlegt. Aber dennoch haben sich gerade in diesen so oft von der Geschichte anerkannten Glacis-Gebieten nach beiden Seiten kleinere eigene Kulturherde gebildet, von denen der eine schließlich den von Spengler so getauften „magischen" Kulturkreis trug und drei Weltreligionen aus sich hervorbrechen ließ, während der andere in den Graeco-buddhistischen Reichen, u. a. in Peschawar, einen Mittel-

punkt hatte, der uns heute als eine der am meisten typischen Grenzstätten „zwischen den Kulturen" gilt.

Innerhalb kleinerer Gebiete ist z. B. die Pyrenäengrenze völlig verknöchert, ihr letztes Reststück in Andorra augenblicklich in Liquidation begriffen, während die Alpen, von lateinischer und südslawischer Seite sehr bewußt angegriffen, von nordischer ohne eine einheitliche Kulturpolitik in beständigem Zurückweichen mühsam behauptet, eine der deutlichsten und am meisten kulturpolitisch durchfochtenen Kultur-Grenzzonen sind, fast wie die Rhein-Rhone-Furche, an der Frobenius ja eine der gefährlichsten kulturpolitischen und kulturmorphologischen Scheiden der Erde zu erkennen glaubt (vgl. Abb. 24).

FRAGE DER WIRKUNGSDAUER IN DER RAUMÜBERWINDUNG

Prüfen wir raumbewahrende und raumüberwindende Kräfte in den von Kulturherden ausgehenden, um ihre Peripherie brandenden Wellen auf ihre Dauerwirkung, so erkennen wir, mit ganz wenig Ausnahmen, nichts dauernd als den Wechsel, den Kampf; Gleichgewichtszustände dagegen als ganz seltene Ausnahme. Das gilt für die Kulturgrenze fast noch mehr als für die reine Macht- und Wirtschaftsgrenze; wie bei diesen können wir ausgreifende und werbende, erhaltende, weichende und sinkende Grenzzustände unterscheiden. Sie künden sich deutlich in eingeschmolzenen Restzeugen, wie fremden, überwältigten Rassenmerkmalen, Stilschöpfungen, Bauten, Kunstleistungen, genau so wie die sich zurückziehenden Eisströme ihre Spuren hinterlassen.

Restzeugen, wie von fremden Kulturen überwältigte, zu ihrem Dienst gezwungene Dome, Kirchen, Rathäuser, Schauburgen, Wehrbauten, beweisen zum mindesten, daß die Kultur, die sie in einem heute ihr entfremdeten Boden hinterließ, selbst wenn sie einstmals ausgreifend war, es jetzt nicht mehr ist. Es mag ein schwacher, schlechter Trost für den deutschen Volksboden sein, daß er rings von solchen Rückzugsmalen umgeben ist. Wir erkennen sie weit außerhalb der Grenzen des zusammengeschrumpften Machtbereichs heute: den Adler des Rotbart am kaiser-romanischen Bau von St. Trophîme in Arles, die Münster von Thann, Straßburg und Colmar, die Hohenstaufen- oder Habsburgerschlösser im Elsaß, in Gerardmer. Ringsum liegen die anderen herabgefallenen Steine vom Bau der Westmauer des ersten deutschen Reichs von den württemberger Wappen in Mömpelgard über die entfremdeten Stifter Metz, Toul, Verdun, Lüttich bis zum niederdeutschen Flandern und der deutschen Inschrift am Roeland in Gent. Im Osten legen stummes Zeugnis geraubte deutsche Theater und Museen und Schlösser vom Bastion von Siebenbürgen bis zu den Domen von Reval und Riga und der Ordensburg an der Narowa.

Der kulturpolitische Verlust vollzog sich in anderen Wellenhebungen und Wellentälern als der politische und wirtschaftliche; aber er ist im Raum nicht weniger furchtbar. Was bedeuten demgegenüber

Südslawenstreiche gegen die Wappenlöwen von Venedig an der Italien immer wesensfremden dalmatinischen Küste mit ihrem volkspolitischen slawischen Hintergrund . . ? über dem ja doch immer die italienische Abschlußmöglichkeit der Adria steht, wenn auch freilich die ideologische Gleichsetzung der letzten raumpolitischen Ziele der neuen Römer mit denen ihres alten Mittelmeerreiches einen nicht leicht zu mildernden Stachel für Machtwünsche bedeutet.

KULTURZEUGEN; MACHT- UND RASSENIDEOLOGIE; VORAUSSCHAU (PROGNOSE)

Was in solchen Fällen folgerichtig gepflegte Ideologie vermag, dafür ist die Weltgeschichte der Proben voll; sie zeigt auch, daß sich große rassengewohnte Hemmungen überwinden lassen, z. B. wo meerverbundene Völker wie das japanische heute festlandeinwärts Linien scheinbar geringeren Widerstandes folgen, obwohl sie tief im Blute den Zug nach warmen Meeren trügen, der freilich wieder jäh hervorbrechen kann und — südseewärts ausgreifend — künstliche Schlagrichtungen zu ändern vermag (Tokutomi; Mecking).

Ähnliches ist im Pendelschwung der deutsch-nordischen Wanderstöße zwischen West- und Ostrichtung mit ihren stets bestraften Ausschlägen nach Süden, über die Alpen verfolgbar.

Wenn wir die Ausdehnungswege der Kultur, der Macht und der Wirtschaft vergleichend betrachten und uns fragen, was sie uns für die geopolitische Prognose zu offenbaren haben, liegt ihre feinste Bedeutung darin, daß die von der Kultur geleiteten oft auf weite Sicht instinktsicherer scheinen, daß kulturpolitische Abneigung gegen wesensfremde Räume die Rassen und Völker am ehesten vor Fehlentwicklungen und Irrwegen warnt, starke und natürliche Fähigkeit, die eigene Kultur in bestimmten Richtungen voranzutragen, ihnen zugleich biologisch richtige Wegziele, Stellen erfolgreicher dauernder Lebensraumerweiterung weist.

Viel leichter reißen Führer und Völker ihre Machtwünsche und Wirtschaftsbegierden über Schranken und Schwellen hinweg, vor denen Rasseninstinkt und Volksferngefühl zurückscheuen möchten, als kulturpolitische Bewegungsantriebe.

Kulturkreise pflegen ihre Schritte bedachtsamer in den Raum hinein vorwärts zu setzen als Macht, Wehr und Wirtschaft — umsichtiger darauf bedacht, ob die Werke auch dauern. Pendelbewegungen der Kern- und Schwerpunkte, wie in Deutschland und Japan, pflegen die Lebensdauer zu erhöhen, aber die Stoßkraft während des Umschwungs zu hemmen. Eine seltsame Erfahrung machen wir dabei

weltüber, daß die rein um der Kultur willen errichteten Zeugen langfristiger ihr Zeugnis abgeben, als der Wehr- und Nutzbau. Technische Vorsprünge veralten schnell und ihre Werke dienen der nächsten sie erwerbenden zuerst kulturfremden Generation mit gleicher Kälte und Sachlichkeit, wie die Maschinenkultur, die Mechanisierung überhaupt sich vom Volkstum abseits ihren Nutzweg wuchtet. Anders das Werk der Kunst, je mehr von der Seele eines Kulturkreises darin lebt, desto mehr. Darin müssen wir Spenglers Vorstellung vom „Einmaligen" recht geben; aber es verbindet sich durch die Möglichkeit der Wiedergeburt sehr oft mit einer Landschaft, aus der eben der Kulturherd emporgerichtet werden konnte, weil die Landschaft sich dem menschlichen Willen dazu der kongenialen, wesensverwandten Rasse williger anbot, mit günstigeren Unterlagen als andere Räume.

Je mehr eine Rasse, ein Volk sich in seinen Boden vertieft, je gläubiger die Wurzeln hinabgesenkt werden, um so fester vermag es ihn zu halten, um so sicherer wird er wieder zum Dank raumüberwindende Kräfte ausstrahlen können. So entsteht als höchstes Ziel auf geliebter Erde eine „metaphysische Liebesgemeinschaft der Nation", der Volkheit, im Einklang mit ihren Macht- und Wirtschafts- wie Kulturgrenzen.

Walter Scheidt zeigt in seinen beiden Schriften: „Kulturkunde" und als deren Anwendung „Kulturpolitik", wie er sich das Zusammenwirken von Rassenbiologie und Kulturbiologie zur überindividuellen Erhaltungswahrscheinlichkeit des Lebens vorstellt — aber mit dem Ziele des Lebens als Dominante, nicht der Kultur. Daraus schließt die Geopolitik zwangsläufig auf einen erhöhten Raumbedarf für dieses Leben, also eine Ausstattung mit raumüberwindender, mindestens raumerhaltender, Leben im Raum vertiefender Kraft.

KULTURLEBEN UND RAUMAUSFÜLLUNGSKRAFT

Nur Kulturen, die sich auf Kosten des Lebens weiterentwickeln, ziehen sich räumlich in sich zusammen. Schon wenn sie nur Hand in Hand gehen, müssen Kultur und Leben, aneinander höher entwickelt, expansiv, ausdehnungsbedürftig werden.

Das wird vielleicht kaum an einem Kulturkreis klarer als dem chinesischen, der — aus ganz kleinen räumlichen Anfängen hervorgehend — entweder längs der Seidenstraße aus dem Tarimbecken herabgewandert oder autochthon um das Hwei- und Hwangho-Becken entstanden oder auch (nach der allerdings unwahrscheinlichsten Annahme) von Süden her befruchtet, sich immer wieder bald stoßweise, bald sickernd, überschiebend oder unterwandernd ausgedehnt hat. Zum Teil sind dabei Methoden der Straßenkolonisation angewendet worden, die einst in zwei Armen nach dem oberen, mittleren und unteren

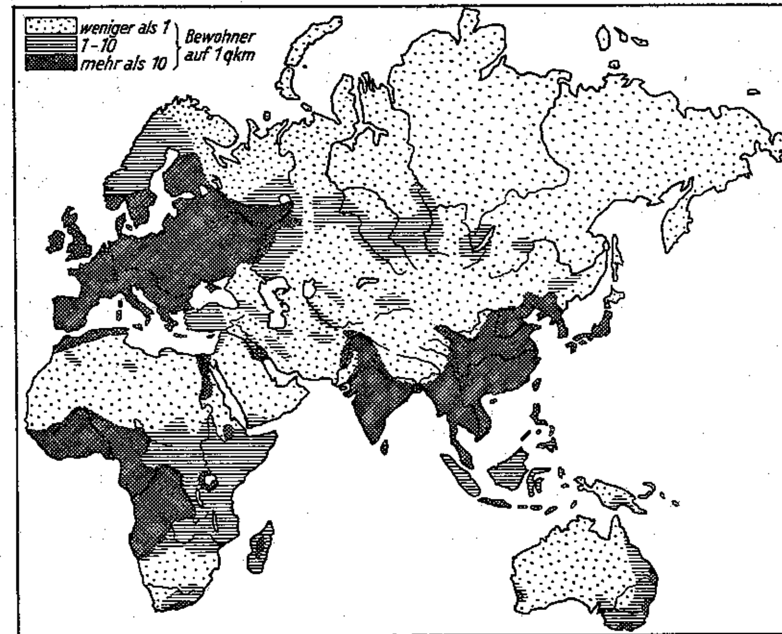


Abb. 29. Volksdichte und Raumausfüllungskraft des Kulturlebens. (Nach Paul Borchardt, Naturbedingte Kulturwege Anthropos) Bd. XXI; 1926.)

Yangtse fluteten und heute noch in Sinkiang, in der Mongolei beobachtet werden können, zum Teil mag das Vorgehen flächig gewesen sein. Jedenfalls ist es von sehr bescheidenen Zahlen zu den heutigen 480 Millionen und ihrem Lebensraum von rund 10 Millionen qkm aufgestiegen: der stärksten Zahlenwucht im Volksdruck hinter sich, die je ein Kulturkreis zusammenhängend erlangt hat.

So ist ein Zusammenhang zwischen der raumbewältigenden Macht von Kulturkreisen und der Siedelungsdichte und Ballungsfähigkeit ihrer Herde unabweisbar; wir werden damit zwanglos zur Anschauung der drei Hauptbevölkerungs-Verdichtungen der Erde geführt: der west- und mitteleuropäischen, der ostindischen und der ostasiatischen. Dabei fällt der seltsame Kontrast auf, daß die am spätesten dichtgeballte abendländische Menschenanhäufung weitaus am meisten verstädtert ist, auch in ihren Tochterbildungen, während die indische mit nur 11% verstädterter Menschen, die chinesische mit 20—25 % sich von dieser Kulturkrankheit freier gehalten haben.

Aber sie haben das auf Kosten ihrer Ausdehnung in Kultur, Macht und Wirtschaft getan, während die abendländische Kultur oberflächlich den Erdkreis zu überwinden schien. Erst jetzt steht sie im An-

gleich der zahlenwuchtigen Altkulturen der Monsunländer an ihre, in den Randgebieten immer flächiger werdende Zivilisation der vielleicht größten, entscheidenden Aufgabe des 20. Jahrh. gegenüber; namentlich angesichts der Empordämmerung des Pazifischen Zeitalters, der mit der Dynamik einer Torschlußpanik wachsenden Raumbewältigung des japanischen Reiches, der machtpolitisch leistungsfähigsten Bildung unter den nicht aus der weißen Rasse hervorgegangenen Mächten, der größten „Rückschlagserscheinung gegen die Europäisierung der Erde".

Entscheidend für die Selbstbehauptung und die damit wohl zusammenhängende Rückgewinnung des Selbstbestimmungsrechtes der Monsunländer in ihren ursprünglichen Optimalgebieten wird es sein: ob die raumbewältigende Kraft des ostasiatischen Kulturkreises eine Synthese zwischen japanischer Staatskraft und ihrer staatssozialistischen, nationalsozialistischen Dynamik und dem chinesischen bevölkerungspolitischen Beharren und der Wirtschaftszähigkeit, dem Familiengefüge und dem Gildenaufbau findet; und ob der indische Kulturkreis seine diesseitsabgewandte, staatlich-amorphe, transzendentale Neigung nicht nur im mohammedanischen, etwa ein Fünftel betragenden Bevölkerungsanteil, sondern auch in seiner Hindu-Masse überwindet. In diesem Falle wird seine Selbständigkeit, mindestens als raum- und volksgewaltigstes der britischen Dominien, und wenigstens eine ostasiatische Selbstbestimmungslehre (Monroe-Doktrin für die Monsunländer?) in absehbarer Zeit unvermeidlich sein. (Vgl. Abb. 29.)

GEFÄHRDUNGEN DES ABENDLÄNDISCHEN KULTURKREISES

Verhängnisvoll für das Abendland ist dabei, daß sich die Sowjeträume, ein Sechstel der Erdoberfläche umfassend, schärfer als je zuvor vom Kulturkreis des Abendlandes abgetrennt haben, nachdem sie einige der gefährlichsten geistigen Völkergifte (Intoxikationen) von dorther übernommen hatten, die kraft ihrer ortsfremden Entstehung aus den Gebieten des britischen und rheinischen Früh-Industrialismus auf das weite slawische, eurasiatische Bauernland raumfeindlich (anatopisch), verheerend wirken mußten.

So ringen innerhalb der Alten Welt die raumüberwindenden Antriebe der abendländischen Kultur, bei großen Unterschieden zwischen den raumfreieren westeuropäischen Kolonialmächten und der zusammengepreßten Mitte des Erdteils — gleichviel, wie man im einzelnen Mitteleuropa erfasse — an ihrer uralten kontinentalen Grenze gegen den großrussischen, eurasischen Kulturkreis. Dort hebt und setzt sich das einstige Osteuropa zweifellos von dem Erdteil ab, dem es gewaltsam zwei Jahrhunderte zugewandt worden war. Sie ringen nicht minder in überseeischer Auseinandersetzung nach der indo-pazifischen Welt zu mit dem ostasiatischen und indischen stark

verjüngten Kulturkreis, nach dem atlantischen Graben zu mit den iberischen und angelsächsischen Tochterbildungen. Diese Tochterkulturen haben — trotz allen Ansprüchen — bis jetzt noch nicht gezeigt, daß sie den Kulturkrankheiten, wie den Kulturspalieren des Abendlandes, entwachsen sind, vor allem auch den Nachwirkungen der künstlichen spanischen Staatskonstruktion „innerhalb deren die Sonne nicht unterging", aber das Lebensblut versagte.

Dennoch ist aus der Umfassungstendenz des abendländischen Kulturkreises auf den äußeren Linien ein Daseinskampf auf umfaßten inneren Linien geworden.

In der einst vom Kulturkreis des Islam, den Spätbildungen des von Spengler als magisch bezeichneten Gebildes, erfüllten Zwischen- und Puffer- wie Trümmerzone haben sich bis jetzt zwei Reste von uralten Kulturherden erhalten: das Kernland von Alt-Iran in Persien mit Afghanistan als Schicksalsgefährten und das Strahlungsgebiet der erythräischen Kultur, das sich heute Äthiopien nennt. Aber beide haben sich nur mit äußerster Mühe, durch ein gewagtes Divide-et-impera-Spiel, der Umarmung und Erdrückung durch Ausläufer der abendländischen und russischen Raumbewältigung entzogen. Sie waren sozusagen schon aufgeteilt. Der Kulturherd der malaio-polynesischen Welt aber ist gänzlich von ortsfremder Macht und Wirtschaft überschoben; der arabische vorläufig noch bis auf Ibn Saud's Reich, Irak und Transjordanien unter Vormundschaft (Mandat).

Es hat sich also beim Abringen der raumüberwindenden Kulturkräfte das „Gesetz der wachsenden Räume" von F. Ratzel bestätigt und drängt auf weitere großräumige Zusammenfassungen auch der Kulturkreise zu, so sehr dabei wertvolle Einzelheiten verloren gehen oder museumsreif werden mögen.

Darin ist Schicksalhaftes, soweit sich nicht der radikal-böse Vergewaltigungszug der Macht an sich dahinter verbirgt.

GROSSRAUMGEDANKEN VON REICHEN UND PAN-IDEEN UND IHR KULTURBEREICH

Die Frage liegt nahe, weshalb Großraumgedanken wie der allbritische, der panslawische und andere Pan-Ideen mit starkem raumüberwindenden Zug und kulturmorphologischer Wirkung nicht lieber hier als im II. Bd. von „Macht und Erde" eingebaut wurden. Denn sicher hat die angelsächsische Weltreichsidee, wenn auch — abgesehen von den Vereinigten Staaten und Indien — überall mehr ozeanisch, randhaftend, weithin angelsächsische Lebensgewohnheiten, eine gewisse Kolonialzivilisation verbreitet und als Kulturträger über weite Räume hinweg, oberflächlich sogar weltumspannend gewirkt. Heute noch ist im Bereich der panamerikanischen Bewegung

ein herrischer Zug der iberischen oder angelsächsischen Kolonialkultur flächenhaft bemerklich, der nur in der panpazifischen Union Ausgleichs- und Kompromißzüge trägt.

Ähnliches wäre für die allindische, die großasiatische Bewegung in chinesischer und japanischer wie eurasiatischer Prägung durch kulturmorphologische Methoden ebenso leicht festzustellen wie für Panislam-Neigungen (vgl. Abb. 29) oder auch andere Weltanschauungen, die schon in ihren Kultbauten einen wohl erkennbaren Stempel mit sich führen.

Aber es liegt doch im Wesen aller Pan-Bewegungen und -Ideen, daß sie zunächst von bestimmten Räumen ausgehen, von ihnen ihre Eigenart erhalten und wenigstens vorgeben, mit ihrer Bewältigung — und sei es ganzer Erdteile und Weltmeere — befriedigt zu sein. Sind sie es nicht, so erfahren sie Rückschläge als Strafe für das „Sortir du caractère", wie etwa das russische Zarenreich, als es mit seiner urkontinentalen Anlage ein, den Nordpazifik umspannendes Seereich aufzubauen suchte; oder das allzu festländische Kastilien mit seinem künstlichen Staat, wie ihn uns Samhaber in der „Geopolitik" (X, 33) in großen Zügen zeigt als ein seine kulturmorphologischen Daseinsbedingungen weit überschreitendes und deshalb zum Einsturz verurteiltes künstliches Gebäude, ohne die nötige Rassen- und Menschenunterlage im unbeherrschten, eben nicht überwundenen Raum. Raumüberwindende Mächte also im reinsten Sinn, auf Raumüberwindung ohne Schranken von vornherein eingestellt, kann man die meisten Großraum-Ballungen und Pan-Ideen nicht nennen, wohl aber stecken solche in ihren kulturmorphologischen Wesenszügen und treten bei Verkörperungen heraus.

Daher die Einfügung von Pan-Ideen und Völkerbund in Bd. II: „Jenseits der Großmächte" — aber diesseits der Raumüberwindung a priori!

KULTURPOLITISCHE VORHERSAGE-MÖGLICHKEITEN

Hier streift auch dieser Teil des Zusammenbaues eine lebenswichtige Frage der Kulturkreislehre und Kulturmorphologie überhaupt, die darin gipfelt: gibt es danach eine Vorhersage, eine Vorausschau auf die Grenzen, jenseits deren ein Kulturkreis und sein Machtkern seine schöpferische Kraft, ja die Fähigkeit zur Selbsterhaltung, falls er sich wieder zurückzöge, verliert? Das betrifft also die von Spengler in seiner Jahrtausendperiode zeitlich versuchte Lösung der Frage der Lebensdauer der Kulturkreise aus räumlichen geopolitischen Erfahrungen heraus! Wo liegen Kernräume, die ursprünglich einen autonomen Kulturherd haben bilden können (Abb. 29)?

Wie weit reicht ihre Fähigkeit, fremde Kulturen einzuschmelzen, sich einzuverleiben, wie weit reicht ihre verändernde Strahlungskraft in andere art- und rassenfremde Kulturkreise hinein, mit welcher Aussicht auf Dauer? Und wo endet sie, zerschellt sie, versiegt sie? Kann ihre Eigenart nur an den Rändern, kann sie in wesentlichen Grenzräumen oder gar im Herde vergewaltigt, überfremdet und ausgelöscht werden? Alle diese Fragen hat die Geopolitik der Kulturkreislehre und Kulturmorphologie mit dem Anspruch auf Antworten zu stellen, ehe sie ihr das Recht auf Dasein um ihrer selbst willen, als „l'art pour l'art", einräumen könnte. Denn wir alle dienen dem Leben des Staats, das uns mehr als je „Erstes" sein muß. Einige Teilantworten sind bisher gegeben worden; erdumspannende, als gesetzmäßig oder gar als Gesetz annehmbare Auskünfte noch nicht.

Hier also liegen gerade für die neuen staatsbiologischen Daseinsforderungen Mitteleuropas, aber auch aller anderen nationalsozialistischen Mächte noch ungeheure geopolitische Forderungen für ihre Kunst- und Kulturwissenschaft, ihre Ethnologie und Anthropologie, deren diese sich noch nicht im vollen Umfang bewußt worden sind. Sie bedingen zugleich vielfache Anlässe zu einem gewaltigen Auftrieb, der freilich manche bisher sich als Alleinherrscher in ihrem Bereich fühlende Teilwissenschaft wieder in Reih und Glied zurückführt, um — ebenso, wie bei der Prüfung der Weltreligionen (VI) und Weltanschauungen (VII) als raumüberwindende Mächte — ihren Teilbeitrag als Glied des Zusammenbaus verjüngter Staatskultur im Rahmen der Weltkultur zu leisten.

WELTRELIGIONEN

Von Eugen Oberhummer

RELIGION UND ERDKUNDE

Religion als inneres Erlebnis des Menschen scheint auf den ersten Blick weit abzuliegen von dem Ziel geographischer Betrachtung, der Erdoberfläche und ihrer örtlichen Unterschiede. Doch haben sich gewisse Beziehungen geographischer Art schon lange von selbst aufgedrängt, wie die zahlenmäßige Verteilung der Hauptreligionen und ihre räumliche Ausbreitung, soweit sie kartenmäßig greifbar ist. Solche Angaben sind längst Gemeingut unserer Lehrbücher und Atlanten geworden. Aber darüber hinaus geht die landläufige Darstellung selten. Zu den Ausnahmen gehört der geistvolle, allerdings mehr ethnologisch gehaltene Abschnitt über Religionen in Peschels Völkerkunde (1874); den Schluß desselben bildet der geographische Ausblick auf die „Zone der Religionsstifter". Unter den führenden Methodikern der Gegenwart sagt Alfred Hettner „Die Geographie der Religionen ist der schwerste und heikelste Teil geographischer Betrachtung".[1])

Gleichwohl läßt sich schon unter allgemeinen Gesichtspunkten an verschiedenen Erscheinungen zeigen, wie vielfach die Religion Kultur und Wirtschaft, Landschafts- und Siedlungsbild beeinflußt. Es gibt kaum eine schärfere Kulturscheide, als sie durch mehr als ein Jahrtausend zwischen den Völkern des christlichen und des islamischen Bekenntnisses bestanden hat. Diese Grenze, fortwährend in Bewegung, hat sich sowohl auf der Iberischen Halbinsel wie in Syrien und Kleinasien, später in Südosteuropa durch Jahrhunderte ausgewirkt. Der Kampf um Wien 1529 und 1683, dann die erst 1851—81 aufgelassene „Militärgrenze" kennzeichnen den Gegensatz scharf. Wenn Lord Byron im Angesicht des türkischen Albanien den Eindruck in die Worte kleidet „The cross descends, thy minarets arise", so berührt er damit den wesentlichen Einfluß der Religion auf die Kulturlandschaft und auf das Siedlungsbild. Die dem Kultus geweihten Bauten, seien es indische oder griechische Tempel, christliche Kirchen oder Moscheen, haben von jeher die äußere Physiognomie menschlicher Siedlungen

1) G. Z. 1931, S. 411.

beherrscht. Erst in unserem Zeitalter hat die Wucht des Profanbaues in amerikanischen Städten und auch in manchen europäischen Industrieorten sie aus ihrer Rolle verdrängt. Noch stärker wirken die auf sich allein gestellten Klosterbauten im Landschaftsstil, am großartigsten im buddhistischen Kulturkreis, doch kaum minder eindrucksvoll in vielen christlichen Klöstern, so am Athos, in Monte Cassino, dem Escorial, oder den Klöstern der österreichischen Donau wie Melk und Göttweig.

Die Rolle der Klöster als Pioniere materieller und geistiger Kultur führt uns weiter zur Bedeutung der Missionen, worin sich wieder Christentum und Buddhismus berühren. Beiden Religionsformen gemeinsam ist auch das raumbezwingende Element der Pilgerreisen und Wallfahrten. Doch werden diese im Ausmaß noch übertroffen durch die aus dem ganzen Umkreis des Islams von Marokko bis Indonesien nach dem Zentralheiligtum in Mekka gerichteten Pilgerfahrten aller gläubigen Mohammedaner. Im Islam hat sich auch die Religion am stärksten als treibende Kraft für Eroberung und Staatenbildung erwiesen; bei den christlichen Konquistadoren hat sie wenigstens zum Vorwand gedient.

Die Auswanderung religiöser Dissenters aus Großbritannien hat schließlich zur Entstehung der Vereinigten Staaten den Anstoß gegeben und die Mentalität ihrer Bevölkerung beeinflußt. Theokratische Staatenbildungen, wie der römische Kirchenstaat oder Tibet, aber auch die kleine Athos-Republik müssen von der Geographie als Raumerscheinungen gewertet werden. Dasselbe gilt von wirtschaftlichen Einflüssen, wie dem Rückgang des Weinbaues und der Schweinezucht im Gebiet des Islam oder der Auswirkung der katholischen Fastengebote auf die nordische Fischerei. Auch die überraschend große Ausdehnung des Weinbaues nach Norden im Mittelalter im Zusammenhang mit dem liturgischen Bedarf gehört hierher.

Die Anschauungen über Alter und Verbreitung religiöser Vorstellungen sind vielfach durch den eigenen Standpunkt einzelner Forscher beeinflußt. Im Zeichen der materialistischen Welle des vorigen Jahrhunderts glaubte man manchen Primitiven jede Religion absprechen zu dürfen. Vorsichtiger drückte sich Darwin in „Abstammung des Menschen" dahin aus, daß zwar der Gottesglaube nicht allgemein sei, wohl aber der Glaube an unsichtbare oder geistige Kräfte. Schon 1867 hatte Tylor vor der Royal Society die lange maßgebend gebliebene Theorie vom Animismus als Urform der Religion aufgestellt. Seither sind die Forschungen hierüber außerordentlich vertieft worden. Von evangelischer Seite hat Bischof Söderblom „das Werden des

Gottesglaubens“ bei den Primitiven und den asiatischen Kulturvölkern dargelegt. Vom katholischen Standpunkt hat P. Wilhelm Schmidt mit umfassendem ethnologischen Rüstzeug den „Ursprung der Gottesidee“ in einem groß angelegten, derzeit noch nicht abgeschlossenen Werke verfolgt. Der von ihm und seiner Schule, W. Koppers u. a., unternommene Nachweis eines „Hochgottes“ bei den Primitiven ist mehrfach angegriffen worden; doch steht diese Frage für uns hier nicht zur Diskussion.

Wir können, ausgehend von der Allgemeinheit religiöser Vorstellungen in horizontaler Verbreitung über die ganze Erde, noch den Blick nach rückwärts wenden, in „die Tiefe der Menschheit“ (Ratzel). Nicht nur in den ältesten Überlieferungen aller Völker tritt uns der Glaube an übernatürliche Kräfte in irgendeiner Form entgegen, auch zahlreiche Denkmäler und Attribute der vorgeschichtlichen Zeit bis ins Neolithikum geben dafür unverkennbares Zeugnis. Prähistoriker und Religionsforscher (Clemen) haben dafür schon reiches Material gesammelt, und jüngst hat Koppers auch den Bärenkult beim Eiszeitmenschen aufgezeigt. Religiöse Regungen, im weitesten Sinn verstanden, sind so alt wie die Menschheit selbst. Das sei hier beiläufig angemerkt. In erster Linie stehen für uns die räumlichen Beziehungen. Sie treten am augenfälligsten zu Tage in den sogenannten Weltreligionen, und unter diesen gebührt nach dem Empfinden der weißen Kulturmenschheit die erste Stelle dem Christentum.

DAS CHRISTENTUM

Die räumliche Ausbreitung der christlichen Religion in den ersten drei Jahrhunderten, ohne äußere Machtmittel, ja unter dem Druck einer gegensätzlichen öffentlichen Meinung und gegen den Zwang der Staatsgewalt, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte. Nur zum Teil erklärt sich dieselbe aus der Freizügigkeit in dem gewaltigen Raum des römischen Reiches, dessen Grenzen gleichwohl schon frühzeitig überschritten wurden (Irland, Persien und Innerasien, Habesch). War auch die Lehre des Stifters der Religion von allgemein menschlicher Geltung, so hat die aus dem Judentum hervorgegangene, und anfangs auf dessen Kreis beschränkte Gemeinde, doch erst durch Paulus den Anstoß zur Ausbreitung als Weltreligion erfahren. Die Missionsreisen des großen Heidenapostels allein umfaßten einen Großteil des römischen Reiches und reichten vielleicht bis Spanien.

In der weiteren Entwicklung hatte das Christentum nicht nur den Widerstand der Volks- und Reichsreligion, sondern auch den Wettbewerb anderer religiöser Strömungen zu überwinden. Es sei hier nur hingewiesen auf die Mysterienreligionen des Gnostizismus und des aus Persien stammenden, durch das römische Heer in die entlegensten Gegenden des Westens verbreiteten Mithraskultes sowie auf den theosophisch gerichteten Manichäismus, dessen große Bedeutung uns erst in jüngster Zeit aus den versunkenen Kulturen Innerasiens klar geworden ist. Mit der Übernahme des Christentums durch den Träger der Staatsgewalt unter Konstantin war die Bahn frei. Die oft tief greifenden dogmatischen Spaltungen innerhalb der Kirche wie Arianismus, Donatisten, Monophysiten, diese noch jetzt in Armenien, Syrien (Jakobiten), Ägypten (Kopten) und Abessinien, Nestorianer, deren weite Verbreitung bis China der Stein von Singanfu aus dem Jahr 781 kündet, können uns hier nicht näher beschäftigen. Von weittragender Bedeutung war jedoch die kulturelle Scheidung des römischen Reiches in eine griechische und lateinische Hälfte, die bald nach Konstantin auch in einer politischen Trennung zum Ausdruck kam. Christus und seine Jünger bewegten sich noch im Kreis der aramäischen Sprache. Das erste Hinausgreifen über den Boden Palästinas führte zwangsläufig zur Anlehnung an die griechische Weltsprache. In ihr sind die heiligen Schriften des neuen Testamentes geschrieben, die des alten schon von den Juden her übernommen worden. Bis zum 9. Jahrh. haben die allgemeinen Kirchenversammlungen im griechischen Osten stattgefunden, die letzten Reste der alten einheimischen Idiome in den Balkanländern und Kleinasien sind unter dem Einfluß der Kirche durch das Griechische aufgesogen worden. Die Mehrzahl der slawischen Völker übernahm von dorther das Christentum und paßte es der eigenen Sprache an. Der ganze Osten Europas von Griechenland bis zum Norden von Rußland stand unter dem kirchlichen Einfluß von Byzanz.

Im Westen wurde die Sprache Roms ähnlich bedeutungsvoll als Trägerin der christlichen Lehre, wie umgekehrt diese für Verbreitung und Erhaltung der Sprache. Auch hier haben die letzten Reste gallischer und iberischer Idiome — das Baskische ausgenommen — dem Lateinischen Platz gemacht, das sich auch die Atlasländer eroberte und hier erst mit dem Islam durch das Arabische verdrängt wurde. Das große Werk der lateinischen Bibel des Hieronymus und zahlreiche Kirchenlehrer, darunter überragende Geister wie der Afrikaner Augustinus, haben das sprachliche Kleid des abendländischen Christentums bestimmt. Zwar brach sich die Macht der sprachlichen Angleichung an den germanischen Völkern wie beim Griechischen an den Slaven. Aber im gottesdienstlichen Gebrauch blieb das Lateinische

überall siegreich, auch als die christliche Mission, zugleich Trägerin höherer Kultur, die nordgermanischen und westslavischen Völker erfaßt hatte. Bei letzteren sehen wir die bemerkenswerte Erscheinung, daß durch das römische Christentum Polen und Tschechen dem abendländischen Kulturkreis näher gerückt werden, bei den sprachlich einheitlichen Kroaten und Serben eine Scheidelinie durch das Volkstum gezogen wird, die äußerlich in der Schrift und in der politischen Einstellung zum Ausdruck kommt. Der allgemeine Gebrauch der lateinischen Sprache im katholischen Gottesdienst in ununterbrochener Tradition seit dem römischen Altertum und über die ganze Erde hin ist eine einzigartige Erscheinung und ein wesentliches Merkmal der katholischen Kirche als Weltreligion. Während das orientalische Christentum, das sich selbst betont als „orthodox" — in Rußland *pravoslavije* — bezeichnet, bei den einzelnen Völkern mehr und mehr zu einer nationalen Angelegenheit wird und mit dem Volksbewußtsein verschmilzt, was bei den Polen übrigens auch für das katholische Bekenntnis gilt, durchdringt das römische Christentum in einheitlichem Geist die Mitte und den Norden Europas, greift ein halbes Jahrtausend vor der spanischen Conquista über Island in die Westhemisphäre nach Grönland, entsendet Glaubensboten, deren Namen auch in der Geschichte der Erdkunde leuchten, durch das Mongolenreich bis China, ebenso auf dem Seeweg über Indien. Ganz konnte sich freilich auch die römische Kirche trotz Einheit der Lehre und des Gottesdienstes dem Einfluß des Volkscharakters in den einzelnen Ländern nicht entziehen. Der Katholizismus des deutschen Rheinländers zeigt uns ein anderes Bild als der Volksglaube des Süditalieners oder der Fanatismus des Spaniers zur Zeit der Inquisition.

Das stärkste Band des äußeren Zusammenhanges ist jedoch die straffe hierarchische Gliederung und die im Papsttum kulminierende einheitliche Leitung von Lehre und kirchlicher Disziplin. Der Vorrang des Bischofs von Rom, gegründet auf das bekannte Christuswort an Petrus und das natürliche Übergewicht der Reichshauptstadt, setzte sich im lateinischen Westen allmählich und unaufhaltsam durch. Der Versuch, diesen Vorrang auch über die griechische und die orientalischen Kirchen zu behaupten, führte nach langem Streit 1054 zur endgültigen Trennung (Schisma). Doch eben damals war das Papsttum auf dem Wege zur Höhe seiner Macht, der alle weltliche Gewalt untertan sein sollte. Wie Harnack in „Wesen des Christentums" treffend bemerkt, trat die Kirche an Stelle des römischen Weltreichs; in ihr lebt dieses Reich tatsächlich fort. Ein Hymnus auf Gregor VII. preist die Gewalt des Bannes, die dem Haupt der Kirche durch ein bloßes Wort gegeben ist. „Wer wird hier angeredet, ein Bischof oder ein Caesar?", frägt Harnack, erkennt aber auch in der römischen Kirche das umfassendste und gewaltigste einheitliche Gebilde, welches die Geschichte hervorgebracht hat.

Um 1200 war mit Innozenz III. der Höhepunkt des weltlichen Machtanspruchs erreicht. Verfallserscheinungen des kirchlichen Lebens gegen Ende des Mittelalters, das unheilvolle päpstliche Schisma und die straffere Ausbildung der Staatsgewalt, wie sie besonders in Frankreich, England, Spanien um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit in Erscheinung trat, haben die weltlichen Ansprüche des Papsttums zurückgedrängt; die Reformation hat auch das Gebiet seiner kirchlichen Jurisdiktion erheblich eingeschränkt. Aber gleichzeitig führt das Zeitalter der Entdeckungen der Kirche in der neuen Welt unermeßliches Neuland zu. Die in allen Weltteilen tätige Mission und als deren Träger straff organisierte Orden wie Franziskaner und Jesuiten vollendeten schließlich den weltumspannenden Bau, dem keine andere Glaubensgemeinschaft Gleiches entgegenstellen kann. Mehr als je ist auch heute die katholische Kirche eine raumüberwindende Macht.

Neben der geschlossenen Einheit der katholischen und den in Tradition und Ritualismus einander ähnlichen morgenländischen Kirchen stehen als jüngere Entwicklung christlichen Lebens die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchengemeinschaften, in ihrer Gesamtheit meist als Protestantismus bezeichnet. Die Reformation ist wesentlich aus deutschem Geist geboren, obwohl sie Vorläufer und Führer auch außerhalb hat (Wiclif, Hus, Calvin). Ihren Sinn verkörpert am stärksten Martin Luther und sein Manneswort „Hier stehe ich, ich kann nicht anders". Träger der Bewegung sind fast ausschließlich Völker germanischen Stammes; nur an der Peripherie griff sie darüber hinaus (Ostseevölker, Tschechen, Magyaren, französische Schweiz). Die Hugenotten in Frankreich wurden gewaltsam unterdrückt und wanderten vielfach aus (französische Kolonie in Berlin). So zeigt eine Konfessionskarte Europas in den Hauptzügen ein ähnliches Bild wie die Verteilung der Völker und Sprachen.

Innerhalb des Protestantismus bestanden von Anfang beträchtliche Unterschiede. In Deutschland sind die beiden Hauptrichtungen des Augsburger und des helvetischen Bekenntnisses zum Teil schon durch die preußische Union von 1817, die verschiedenen Landeskirchen aber erst jüngst zu einer deutschen evangelischen Kirche vereinigt worden. In England lehnte sich die Staatskirche mehr als anderwärts durch die Episkopalverfassung und durch die liturgischen

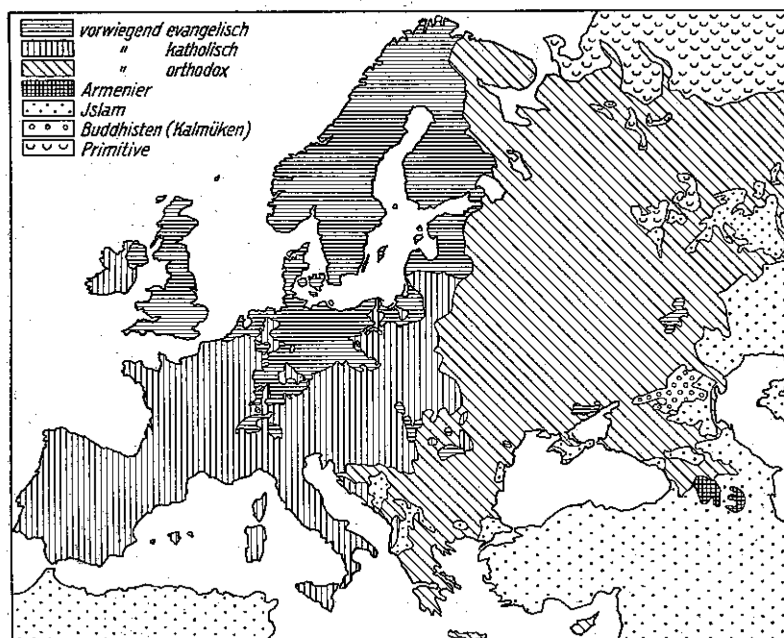


Abb. 30. Konfessionen in Europa (außer Juden).

Formen an die katholische Überlieferung an, gab aber dadurch auch Anlaß zu der den Angelsachsen kongenialen puritanischen Bewegung, auf deren geopolitische Auswirkung (Amerika) schon eingangs hingewiesen wurde.

Besonders ausgeprägt ist in dieser (der puritanischen) Richtung die stärkere Betonung des Alten Testaments. Es hat zwar auch für die beiden anderen Hauptkonfessionen kanonische Geltung, einschließlich der nur griechisch überlieferten, aber in jüdischem Geist geschriebenen Apokryphen, tritt jedoch gegen die Heilslehre des Neuen Testaments zurück. Luther erkannte die Apokryphen als ,,nützlich und gut zu lesen", die reformierte Kirche und der angelsächsische Protestantismus lehnen sie unbedingt ab. Um so stärker ist dort die Anziehungskraft der hebräisch und aramäisch überlieferten Bücher, die auch den Juden als kanonisch gelten. Das gilt für die meisten der in Großbritannien und den Vereinigten Staaten ungemein zahlreichen Kirchengemeinschaften, dort *denominations* genannt. Einige derselben genießen weite Verbreitung und großes Ansehen, wie die Methodisten, Baptisten, Quäker u. a. Die Mormonen haben durch ihre Wanderungen und Siedlungsgeschichte auch das Interesse von Geographen und Soziologen erregt.

Wenn wir von einigen ganz abwegigen Sekten absehen, wie sie auch die morgenländischen Kirchen, besonders die russische, aufweisen, umfaßt der Protestantismus verschiedene Richtungen, die in der

Reformbewegung des 16. Jahrhunderts wurzeln. Gemeinsam ist ihnen das Streben nach Verinnerlichung der Religion, Einschränkung der liturgischen Formen, Festhalten an der biblischen Grundlage unter Ablehnung einer äußeren Lehrautorität, daher auch des Primates und der Dogmen der römischen Kirche. Einigungsbestrebungen innerhalb des Protestantismus sind in neuerer Zeit mehrfach hervorgetreten, so in der Stockholmer ,,Weltkonferenz für praktisches Christentum" 1925 und in der Konferenz von Lausanne 1927 für ,,Glauben und Verfassung" *(faith and order)*. Der Gegensatz zum Katholizismus hat lange Zeit das deutsche Volk in zwei feindliche Lager gespalten. Eine Vereinigung mit diesem erscheint nach der grundsätzlichen Einstellung auch heute aussichtslos; wohl aber hat sich friedliches Wirken nebeneinander als möglich erwiesen. Das hohe ethische Moment des Christentums hat sich auch in dessen mannigfaltiger Gestaltung als wirksam erwiesen und durch das Vordringen der weißen Rasse, trotz beklagenswerter Begleiterscheinungen, wie die Greuel der spanischen Conquista und der älteren Kolonisation überhaupt schließlich segensreich gewirkt.

DAS JUDENTUM

Die biblische Geschichte führt die Anfänge des Judentums auf Abraham als Stammvater und Moses als Gesetzgeber zurück. Die unter diesem Namen überlieferten, an der Spitze des biblischen Kanons stehenden Bücher sind jedoch, wie die kritische Bibelforschung längst erwiesen hat, aus verschiedenen Quellen zusammengearbeitet und haben erst spät die uns jetzt vorliegende Fassung erlangt. An der geschichtlichen Persönlichkeit von Moses ist aber nicht zu zweifeln. Wir sehen ihn als Führer semitischer Hirtennomaden, die zwischen Syrien, Ägypten und Arabien von Weidewirtschaft und Hackbau lebten. Gewaltige Naturvorgänge wahrscheinlich vulkanischer Art, wie sie im Lande Midian noch in späterer historischer Zeit bezeugt sind, leben in den Berichten über die furchterregende Erscheinung des Gottes Jahwe fort, auf dessen Kult Moses die ihm folgenden Stämme geeinigt hat. Die Lokalisierung auf den jetzt Sinai genannten Urgebirgsstock, wo Zeugen vulkanischer Tätigkeit fehlen, gehört einer viel jüngeren Periode an. Der ursprüngliche Sinai oder Horeb war schon vor Moses als heiliger Berg bekannt (Wilke).

Nach langen Kämpfen sind die hebräischen Wanderstämme in Palästina seßhaft geworden. Der Name Israel ist dort schon durch eine Inschrift des ägyptischen Königs Merneptah um 1220 v. Chr. bezeugt. Die Nachbarschaft und Vermischung mit anderen dort heimischen

semitischen Stämmen erklärt das Fortbestehen verschiedener Kulte, auch bei den Israeliten, neben der Jahwe-Religion. Auf deren alleinige Anerkennung ist das religiöse Schrifttum gerichtet, das in den Psalmen und Propheten seine höchste Blüte erreicht. Der Weg zum Monotheismus, allerdings einem solchen stark nationaler Färbung, war beschritten. Der Ausbau des Religionsgesetzes gehört der letzten Zeit des Königreichs Juda, hauptsächlich aber der Periode des Priesterstaates nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil an. Der Name Juda, ursprünglich nur einer der israelitischen Stämme, wird jetzt zur Bezeichnung des Volkes und der letzten Phase seiner religiösen Entwicklung. Volk und Religion werden identisch.

Die zwangsweise Wegführung eines Teiles der israelitischen Stämme nach Assyrien und Babylonien Ende des 8. und Anfang des 6. Jahrh. war der erste Schritt zu der später so bedeutungsvollen jüdischen Diaspora. Im Zweistromland empfing das religiöse Denken eine starke Beeinflussung durch die Gedankenwelt des persischen Mazdaismus, wie sie besonders Eduard Meyer in „Ursprung und Anfänge des Christentums" aufgezeigt hat. Der iranische Dualismus des guten und bösen Weltprinzips hat durch das Judentum und neben diesem auch auf das Christentum und den Islam eingewirkt. Die weitere Entwicklung der Diaspora knüpft sich an die räumlichen Beziehungen, wie sie durch den Machtbereich der Diadochenstaaten und später des römischen Reiches gegeben waren. Um 320 verpflanzte Ptolemäus I. eine große Zahl von Juden nach dem neugegründeten Alexandrien. Ägypten wurde wie auch die zum Reiche der Ptolemäer gehörige Insel Cypern den Juden eine zweite Heimat. Sie wurden dort sogar sprachlich entwurzelt und übertrugen ihre heiligen Schriften in das Griechische; so entstand seit dem 3. Jahrh. v. Chr. die berühmte Septuaginta. Nächst Alexandrien war Antiochien, die Hauptstadt des syrischen Reiches, ein wichtiges Zentrum; Babylonien blieb ein solches auch im parthischen und sassanidischen Reich.

Die Ausbreitung der römischen Herrschaft über das Mittelmeer öffnete den Juden schon vor dem Christentum den Weg nach Westen. In Rom selbst müssen sie bereits gegen Ende der Republik zahlreich gewesen sein, wie aus den abfälligen Äußerungen römischer Schriftsteller von Cicero und Horatius bis Rutilius Namatianus hervorgeht. Ihre Abschließung und Verachtung gegen andere, der Anspruch, ein auserwähltes Volk zu sein, mußten mehr als die den Römern unverständlichen Gebräuche (Beschneidung, Sabbat, Speiseverbote) zur Gegnerschaft herausfordern. Die sich immer heftiger und römerfeindlicher gebärdende Zelotenpartei in Palästina, unter der auch die gemäßigten Elemente des Judentums litten, führte schließlich zu dem von Josephus geschilderten jüdischen Krieg, der mit der Zerstörung Jerusalems 70 n. Chr. endete. Die Folge war eine weitere Welle jüdischer Wanderung bis nach Spanien und neue, erbitterte Judenaufstände in Cypern unter Trajan und in Palästina unter Hadrian. Harnack in „Mission und Ausbreitung des Christentums" schätzt die Zahl der Juden zur Zeit Christi bereits auf mehr als 4 Millionen, muß aber allerdings die Unsicherheit der Berechnung zugeben.

Frühzeitig kamen Juden als Händler längs des Roten Meeres nach Hedschas und Jemen, wo um 500 n. Chr. ein arabischer Fürst das Judentum annahm. Mohammed bezog seine Kenntnis jüdischer (und christlicher) Überlieferung aus seiner unmittelbaren Umgebung. Von Südarabien, wo die Juden noch heute zahlreich und offenbar seit langem bodenständig sind, gelangten sie früher als das Christentum nach Abessinien; dort entstand die merkwürdige Sekte der Falaschas auf hamitischer Grundlage. In Asien bildete Mesopotamien, wo im 5. Jahrh. der „babylonische" Talmud entstand, den Ausgangspunkt für die Verbreitung durch das persische Reich bis Indien. Schon um 70 n. Chr. sollen Juden nach Kotschin in Südindien gekommen sein, wo sie noch jetzt eine auffallend helle Komplexion bewahrt haben. Die fernsten Ableger bilden jüdische Niederlassungen in China; sie erhielten sich in Honan bis zum 19. Jahrh.

Eine merkwürdige Erscheinung sind die „Bergjuden" im östlichen Kaukasus, wo auch sonst vielfach Spuren jüdischer Niederlassung zu finden sind (Merzbacher). Von den Chazaren, einem türkischen Volk, das vom 8. bis 10. Jahrh. in Südrußland herrschte, wird berichtet, daß die führende Schicht förmlich zum Judentum übergetreten sei. Mongoloide Züge unter den Ostjuden können vielleicht darauf zurückgeführt werden. Ein anderer Hauptsitz des Judentums war Spanien. Schon in der römischen Kaiserzeit waren die Juden dort zahlreich und spielten auch im westgotischen Reich eine große Rolle. Unter der maurischen Herrschaft 711—1492 erlebten sie eine förmliche Blütezeit. Als orientalisches Volk standen die Juden den islamischen Völkern von Haus aus näher; sie waren zwar als Ungläubige mißachtet, aber doch geduldet und nie den Verfolgungen ausgesetzt wie im christlichen Abendland. Jüdische Gelehrte wetteiferten mit arabischen auf verschiedensten Gebieten des Wissens und treten auch in der Geschichte der Erdkunde mehrfach hervor. Genannt sei hier nur Rabbi Benjamin von Tudela, der 1160—1173 bis China und Abessinien reiste und wertvolle Nachrichten über die Verhältnisse seiner Glaubensgenossen sammelte. Auch unter den christlichen Herrschern

Spaniens blieben sie unentbehrlich, bis 1492 der Großinquisitor Torquemada ihre Ausweisung durchsetzte; 1496 erfolgte dieselbe auch aus Portugal. Die Vertriebenen, über 200000, verbreiteten sich hauptsächlich längs der Küsten des Mittelmeeres, besonders in den Atlasländern und in der Türkei, wo sie in Hafenstädten wie Konstantinopel und Smyrna eigene Stadtviertel bevölkerten, in Saloniki bis zum Weltkrieg sogar die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten. Andere wanderten nach den spanischen Niederlanden aus, wo sie sich besonders in Amsterdam niederließen. Ein großer Denker, Spinoza, ist aus diesem Kreis hervorgegangen.

Die Juden spanischer Herkunft behielten in den Mittelmeerländern ihr altes spanisches Idiom, vermischt mit hebräischen Bestandteilen, bei und werden deshalb als Spaniolen bezeichnet. Sie bilden nach Sprache, Tradition und Ritus, meist auch nach dem physischen Habitus, eine der beiden Hauptgruppen der Juden und werden von diesen selbst als Sephardim bezeichnet, während die andere, weit zahlreichere, hauptsächlich durch die Ostjuden vertretene Gruppe als Aschkenazim zusammengefaßt wird. Beide Bezeichnungen gründen sich auf Ländernamen an der Peripherie des alten hebräischen Erdbildes. Die gallischen Provinzen des römischen Reiches waren die Basis für die Ausbreitung der Juden nach Mittel- und Osteuropa. Schon 321 n. Chr. finden wir sie in Köln, in Trier im 5. Jahrh. Unter den Karolingern sind sie besonders in der Gegend von Frankfurt und Mainz als Kaufleute, Ärzte usw. zahlreich angesiedelt. Noch heute ist die Gegend von Hessen-Nassau ein Gebiet stärkerer Verbreitung.

Nach England kamen sie, wie jüngst K. Knoll „London im Mittelalter" dargelegt hat, erst unter Wilhelm dem Eroberer aus Frankreich, wurden 1290 durch Parlamentsbeschluß ausgewiesen, seit 1656 aber durch Cromwell wieder zugelassen. Ihre größte Anhäufung ist gegenwärtig wohl im Osten von London. Die religiöse Erregung in der Zeit der Kreuzzüge und des Flagellantismus, meist unbegründete Beschuldigungen (Ritualmord, Hostienschändung, Brunnenvergiftung) führten im späteren Mittelalter zu den bekannten Judenverfolgungen, denen erst die Reformation entgegentrat. Da bot Kasimir III. von Polen seit 1349 den Juden eine Zuflucht in seinem weiträumigen Reich. Polen, in seiner damaligen Ausdehnung, wurde seither der Hauptsitz der Juden in Europa. Auch dort behielten die Ausgewanderten ihre in Deutschland angenommene rheinfränkische, mit hebräischen und später auch slawischen Bestandteilen gemischte Mundart bei, die als „Jüdisch" (in Amerika *Yiddish*) bekannt und mehrfach auch Gegenstand sprachlicher Forschung (H. L. Strack u. a.) geworden ist.

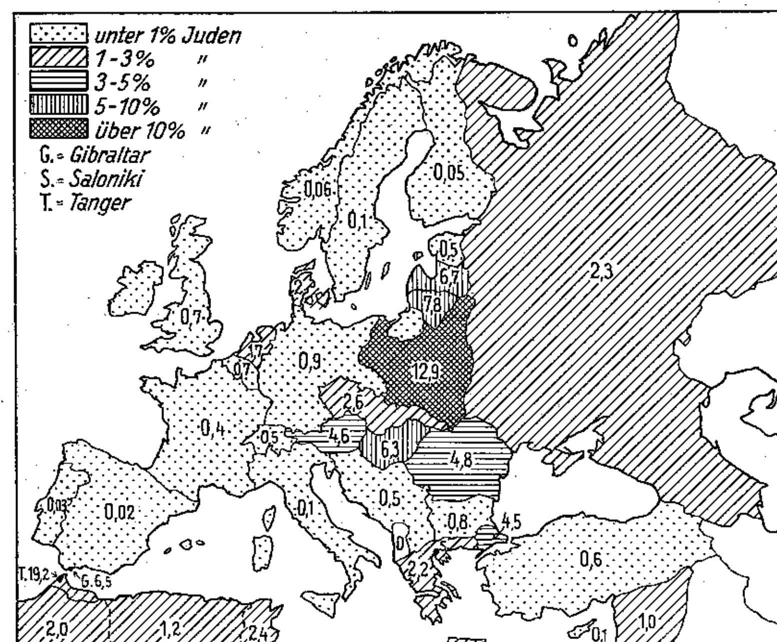


Abb. 31. Verbreitung der Juden in Europa.

Die Verteilung der Juden auf die heutigen Staatsgebiete von Europa zeigt deutlich das Übergewicht des Ostens, hauptsächlich im Gebiet des ehemaligen Königreiches Polen. Auch in Rußland wohnt die Mehrzahl der Juden südlich von Leningrad und westlich von Moskau; eine Abgrenzung ist mangels neuerer Angaben nicht möglich. Der im Vergleich zu den Nachbargebieten höhere Hundertsatz in Dänemark, Griechenland, Holland, Österreich und der Europäischen Türkei ist durch die volkreichen Hauptstädte, in Griechenland durch Saloniki, bedingt. Eine außergewöhnlich hohe Ziffer zeigen die kleinen Gebiete von Gibraltar mit 6,3 % und Tanger mit 19,2 %, was in der Karte nur angedeutet werden konnte. Sie ist bezeichnend für die wirtschaftliche Auswirkung der politischen Lage. Ein ähnlicher Fall sind die sieben jüdischen Gemeinden im früher ungarischen Grenzgebiet des jetzigen Burgenlandes, während in Österreich seit dem 15. Jahrhundert bis auf Josef II. die Juden ausgewiesen oder in der Ansiedlung beschränkt waren. Die Anhäufung der Juden in Westrußland ergibt sich aus ihrem Stand im alten Polen und einem Ukas von 1881, der ihre Freizügigkeit aufhob und sie im wesentlichen auf Kongreßpolen und 15 angrenzende Gouvernements beschränkte. Wieweit sich das seither geändert hat, entzieht sich der Kenntnis.

In den meisten europäischen Ländern, besonders in Deutschland und Italien, wurden die Juden strengen Einschränkungen unterworfen, die man kurz mit dem italienischen Wort Ghetto für ihre

Kasernierung in den Städten kennzeichnen kann. Die bürgerliche Gleichstellung wurde im 18. Jahrh. zuerst in England angebahnt, in Frankreich 1791 durch die Revolution dekretiert, in deutschen Ländern seit dem Toleranzedikt Josef II. 1782 allmählich durchgesetzt. Erst seit etwa 1800 waren die früher von beiden Seiten streng verpönten Mischehen zwischen Christen und Juden in weiterem Ausmaß möglich. Man muß sich das vor Augen halten, um die Stabilität der Rassenmerkmale zu verstehen.

Die so viel erörterte Frage der Rasse kann hier nur kurz gestreift und muß bezüglich derselben auf die Werke von H. Günther, S. Passarge und die dort angeführte Literatur, auch von jüdischen Autoren, verwiesen werden. Hiernach ist zunächst festzustellen, daß die Juden schon im Altertum keinen einheitlichen Typus darstellten, sondern aus verschiedenen Komponenten gemischt waren. Die wichtigste derselben ist die „vorderasiatische". Sie hat ihr Kerngebiet im armenischen Hochland und strahlt von dort nach Syrien, Kleinasien, Kaukasien, Persien aus. Daneben finden wir jedenfalls ein negrides, kraushaariges, und ein vielleicht nordisches, blondhaariges und rothaariges Element. In der Diaspora kamen später andere Einflüsse dazu, so bei den Ostjuden ein ostbaltischer Einschlag; doch könnte auch Anpassung an die geographische Umwelt vorliegen. Kein Rassenmerkmal bildet ein allgemein gültiges Kennzeichen, aber irgendwie sind Juden in den meisten Fällen nach ihrer äußeren Erscheinung zu erkennen; wobei Irrtümer freilich nicht ausgeschlossen sind. Das gilt besonders für die germanischen und slawischen Länder; schon weniger deutlich ist der Unterschied bei den romanischen Völkern; und im Orient teilen sie mit Armeniern, Kaukasiern, Persern, Syrern, Türken vielfach die charakteristischen Merkmale. Jedenfalls ist die Verbindung von Rassenmerkmalen mit Religion und Volkstum eine in der Menschheitsgeschichte einzigartige Erscheinung.

Für die heutige Verbreitung der Juden auf der Erde ist die seit etwa 50 Jahren einsetzende Masseneinwanderung nach den Vereinigten Staaten von größter Bedeutung. Die Verschiebung der dortigen Einwanderung aus den britischen und germanischen nach den süd- und osteuropäischen Ländern, dazu die blutigen Pogrome im zaristischen Rußland, waren dafür hauptsächlich maßgebend. Nach Hassert, Die Vereinigten Staaten, kamen die ersten Juden 1654 aus Brasilien nach Neu-Amsterdam. Auf sie und spätere Einwanderung aus Westindien dürfte die anthropologisch merkwürdige Gruppe der „Negerjuden" in Harlem zurückzuführen sein. Ein Negerjunge mit ausgesprochen jüdischem Profil, den ich dort sah, war eine der sonderbarsten Rassenkreuzungen, die mir je begegneten. Die Zahl der Juden in USA. betrug 1800 rund 3000, 1850: 50000, 1880: 230000. Jetzt wird sie auf 3,6 Millionen geschätzt, davon 1,75 Millionen in New York, dem größten jüdischen Zentrum der Welt!

Die Gesamtzahl der Juden auf der Erde wurde noch vor 50—60 Jahren zu etwa 5 Millionen angenommen, nicht wesentlich mehr als zu Beginn unserer Zeitrechnung (s. o.). Seither hat eine außerordentliche Vermehrung stattgefunden und ist ihre Zahl nach dem Jewish Yearbook und anderen Quellen auf 15—16 Millionen zu schätzen. Daraus erklärt sich ihr Einfluß im politischen und Wirtschaftsleben und das Anwachsen von Gegenströmungen. Auch unter den Juden selbst ergab sich aus den besonderen Verhältnissen in jedem Land eine verschiedenartige Einstellung. Während sie im ehemaligen Polen und zaristischen Rußland nach Sprache, Religion und Lebensweise stets einen Fremdkörper in der Bevölkerung bildeten, haben sie sich in den mittel- und westeuropäischen Ländern sowie in Amerika nach Möglichkeit dem Volkstum ihrer Umgebung angeschlossen und an der Literatur, Wissenschaft und Kunst ihren Anteil genommen. Demgegenüber strebt der 1896 durch Herzl begründete Zionismus einen nationalen Judenstaat in Palästina und bewußte Betonung eines jüdischen Volkstums an, was bereits zur Wiederbelebung des Hebräischen als Umgangssprache geführt hat. Ein großer Teil der Juden in den westlichen Kulturländern ist mit dieser Richtung begreiflicherweise nicht einverstanden. Zahlenmäßig fällt die in Palästina mögliche Einwanderung, die überdies mit dem Widerstand der arabischen Bevölkerung zu rechnen hat, wenig ins Gewicht. Der Schwerpunkt des Judentums liegt heute in Amerika.

DER ISLAM

„Es ist kein Gott als der Gott und Muhammed ist der Gesandte Gottes" lautet die fünfmal täglich im Gebetsruf verkündete Grundformel des Glaubensbekenntnisses für den Muslim, das mit besonderer Schärfe den reinen Monotheismus predigt. Die griechische Philosophie seit Plato und das Judentum haben dazu den Weg gewiesen, das Christentum die Idee des Einen Gottes weiter entwickelt, aber für die große Menge doch wieder verdunkelt durch die schwer faßbare Trinitätslehre. Scharf wendet sich dagegen das „antichristliche" Bekenntnis der Sure 112 des Korans, die beim Küssen des schwarzen Steins der Kaʿba gesprochen wird: „Sprich: Gott ist Einer! der ewige Gott! er zeugt nicht und wird nicht gezeugt". Sein Name Allah, aus dem Artikel *al* und dem ursemitischen Wort für Gottheit, ar. *ilâh*, babyl.

ilu, hebr. *el*, *elohim*, ist der Ausdruck des absoluten höchsten Wesens. „Kein Wesen ist ihm gleich."

Zu dieser Erkenntnis hatte sich Muhammed, beeinflußt von christlichen und jüdischen Vorstellungen durchgerungen, um an Stelle des Kultus der Gestirne und anderer Naturgottheiten der Araber eine neue, für alle Menschen gültige Religion der reinen Gottesverehrung zu setzen. Er glaubte in ekstatischen Zuständen die Offenbarungen empfangen zu haben, die aus abgerissenen Sätzen und mündlicher Überlieferung von seinen Nachfolgern im Koran (Lesung, Vortrag) zusammengefaßt wurden. Doch konnte sich Muhammed dem alten Volksglauben nicht ganz entziehen. Die in vorgeschichtliche Zeit zurückreichende Verehrung des Nationalheiligtums in Mekka, der Ka'ba, war so eingewurzelt, daß Muhammed diesen Kult nicht nur übernahm, sondern zum Mittelpunkt seiner Glaubensgemeinde machte. Die Pflicht jedes Gläubigen, wenn möglich einmal im Leben die Wallfahrt dorthin zu unternehmen, und die allgemein vorgeschriebene Gebetsrichtung nach Mekka, zugleich bestimmend für die bauliche Anlage aller Moscheen, haben diesem Zentrum für die ganze Welt des Islam dauernde Bedeutung gegeben.

Vorislamisch ist der Glaube an Geister (Dschinnen) und manche Lokalkulte, wie das jüngst durch van der Meulen und Wißmann zum erstenmal besuchte Grab des Propheten Hud in Hadramaut. Vor allem ist aus Christentum und Judentum, beeinflußt durch iranische Vorstellungen, vieles übernommen worden, so die Lehre von den Engeln und dem Teufel *iblis* (aus *diabolus*), von Paradies und Hölle, Auferstehung und Gericht, wobei die haarscharfe Seelenbrücke (iranisch) eine große Rolle spielt. Moses *Musa* und Jesus *Jsa* gelten als die bedeutendsten Propheten der Vorzeit. Auch die Sittenlehre des Islam beruht im allgemeinen auf ähnlichen Grundsätzen wie die christliche, abgesehen natürlich von der grundsätzlichen Zulassung der Polygamie. Doch hat diese schon aus wirtschaftlichen Gründen praktisch immer nur beschränkte Geltung gehabt und gilt heute in den kulturell fortgeschritteneren Ländern wie Ägypten auch für die höheren Gesellschaftsschichten als verpönt; in der Türkei ist sie jetzt sogar gesetzlich abgeschafft. Ein sympathisch berührender Zug ist die Mildtätigkeit und Gastfreundschaft, die sich in der Freigebigkeit gegen Arme und gemeinnützigen Stiftungen kundgibt. Auch das rücksichtsvolle Verhalten gegen Tiere, ähnlich wie im Buddhismus, unterscheidet den Islam vorteilhaft von manchen christlichen Völkern.

Entscheidend für das Schicksal nach dem Tode ist aber neben den guten und bösen Handlungen in erster Linie doch das Bekenntnis zum

Islam („Hingebung", nämlich in den Willen Allahs) und die düstere Lehre von der Vorausbestimmung (*kismet*), der Fatalismus, der wieder viel zum Todesmut der Muslimin (türk. *müsülman*) in Krieg und Gefahr beigetragen hat. Auf rituelle Vorschriften (Gebet, Fasten usw.) kann hier nicht eingegangen werden. Doch müssen wir noch der Heiligenverehrung gedenken, die trotz dem strengen Monotheismus ähnlich wie im katholischen und morgenländischen Christentum dem Bedürfnis des Volkes entgegenkommt. Eine Analogie zum christlichen Mönchtum sind ferner die einflußreichen Derwischorden und ihre oft sehr ansehnlichen, das Landschaftsbild beherrschenden Klöster. Die neue Türkei ist 1925 auch hiergegen eingeschritten.

Aus der Geschichte der Verbreitung des Islam können hier nur einige Hauptmomente hervorgehoben werden. Muhammed hatte seit dem Auszug (Hidschra) nach Medina, dem Beginn der muhammedanischen Zeitrechnung, bis zu seinem Tode 632 die arabische Halbinsel für seinen Glauben gewonnen und unter seiner Herrschaft geeinigt. Unter seinen Nachfolgern, den Kalifen (Stellvertretern in der Leitung der Gemeinde der Gläubigen) bewährte der Islam eine siegreiche Stoßkraft wie sie keiner anderen Religion in so kurzer Zeit beschieden war. Nach einem Jahrhundert erstreckt sich die Macht des Kalifats vom Atlantischen Ozean bis zum Indus. Geographisch war dieses langgezogene, stellenweise nur auf einen Küstensaum beschränkte Staatengebilde auf die Dauer unhaltbar und zerfiel bald in Einzelreiche, wobei die unmittelbare Herrschaft der Kalifen schließlich auf Mesopotamien mit Bagdad eingeschränkt und zuletzt zu einer nominellen Würde herabgedrückt wurde, bis das tatkräftige junge Volk der osmanischen Türken 1517 mit den heiligen Stätten auch die Führung im Islam gewann. Ungeachtet der politischen Zersplitterung breitete sich aber die Religion Muhammeds nach Osten und Süden unaufhaltsam aus. Sie drang nach Indien und durch Innerasien bis China und Indonesien vor, wo erst in neuerer Zeit Neu-Guinea, die Philippinen und Japan als äußerste Vorposten erreicht wurden. In Afrika wurde schon im 11. Jahrh. die Wüste überschritten (Bornu), im 17. Jahrh. Wadai, Darfur und Kordofan erreicht, im 19. Jahrh. Aschanti und das Kongogebiet. Die Negerrasse erwies sich als besonders aufnahmsfähig, ebenso im Osten die Malayen und in Innerasien die türkischen Völker, von denen nur der äußerste Ableger, die Jakuten, vom Islam unberührt geblieben ist.

Eine Sonderstellung nimmt das iranische Hochland ein, wo unter dem Einfluß alteinheimischer Vorstellungen sich die Schi'a („Partei", nämlich Ali's, als des allein berechtigten Nachfolgers des Propheten)

ausbildete. Von Persien aus sind auch die meisten der kaum noch als muslimisch zu bezeichnenden Sekten Vorderasiens beeinflußt, wie Ismailier, Metawile, Nosairier, Jesiden, Drusen, Tachtadschy und die moderne Reformbewegung des Babismus. Übrigens ist auch in Indien der Hinduismus nicht spurlos am Islam vorbeigegangen. Diese Einflüsse hat jüngst besonders F. Babinger (bei Clemen, Religionen der Erde) aufgezeigt.

„Muhammeds Sendung galt der ganzen Welt, den Menschen und den Geistern." Deshalb kennt der Islam auch keinen Unterschied der Sprache und der Rasse, nur Gläubige und Ungläubige. Gleichwohl hat dabei Arabien als Ursprungsland einen maßgebenden Einfluß. Arabisch wurde durch den Islam die Umgangssprache von Syrien, Mesopotamien, Nordafrika von Ägypten bis Marokko, lebt in Spanien in Ortsnamen und Lehnwörtern und vielfach auch sonst in unserer wissenschaftlichen Terminologie fort. Sprachen ganz anderer Herkunft haben mit dem Islam die arabische Schrift angenommen, so die meisten türkischen Idiome, Persisch, Afghanisch, Hindustani, Malayisch, Suaheli und andere afrikanische Sprachen. Arabisch ist aber auch für alle Muslimin die alleinige Sprache des Kultus, der Koran nur in dieser, nicht wie die Bibel in Übersetzungen, verbreitet, arabisch ist die Sprache des Gebets und Anfang alles Unterrichts. Die Ersetzung der arabischen Schriftzeichen durch die — für türkische Laute viel besser geeigneten — lateinischen (1928), mehr noch die Einführung des türkischen Gebetes durch Kemal Pascha (1932) ist ein in der Geschichte des Islam unerhörter Vorgang, der naturgemäß starke Widerstände auslöst.

Die Abschaffung des Sultanats 1919 und die 1924 darauffolgende Aufhebung des Kalifats in der Türkei waren die ersten Schritte zum Verzicht auf die türkische Vormachtstellung im Islam und zur Unterstellung der Religion unter den Staatsgedanken. Kein Wunder, daß von anderer Seite die alten Traditionen aufgegriffen wurden. Unter den mancherlei Sekten innerhalb des Islam, von denen ich den 1835 in Nordafrika begründeten und noch im Weltkrieg sehr einflußreichen Orden der Senussi nur beiläufig erwähne, haben die um 1710 in Zentralarabien entstandenen Wahabiten in jüngster Zeit große Bedeutung erlangt. Ursprünglich auf Wiederherstellung der reinen Gottesverehrung, Ablehnung des Heiligenkultus, einschließlich der übermäßigen Verehrung des Propheten, gerichtet, hat diese an die puritanische Richtung des Protestantismus erinnernde Bewegung schon um 1810 auf die heiligen Städte übergegriffen, wurde aber damals durch Mohammed Ali von Ägypten zurückgedrängt. In Nedschd

bestand ihr Reich mit der Hauptstadt er Riad weiter. Seit Ende des Weltkrieges hat es in Ibn Sa'ud einen neuen Führer gefunden und ist durch Einverleibung des kurzlebigen Königreichs Hedschas zur arabischen Großmacht geworden. Strenge puritanische Zucht (Verbot von Kaffee und Tabak usw.) kennzeichnen das äußere Leben. Ob diese starre Richtung sich außerhalb Arabiens durchsetzen wird, scheint sehr zweifelhaft. Führende Geister im Islam streben eine Anpassung an die abendländische Kultur an, was ja auch das Grundprinzip der modernen Türkei ist. Aber die während des Weltkrieges aufflammende panislamische Bewegung ist seither wieder im Rückgang.

Die Gesamtzahl der Muhammedaner kann kaum über 250 Millionen veranschlagt werden. Davon entfallen rund 78 Millionen auf Britisch-Indien; sie bilden dort neben der Vielheit von Sprachen und Rassen das größte Hindernis einer nationalen Einigung.

IRAN UND DER PARSISMUS

Iran ist ebenso wie Vorderindien ein großes Gebiet mit bodenständiger Religionsform, die aber in beiden Fällen weit über die Grenzen des geographischen Gebietes hinaus gewirkt hat und deshalb, in Indien auch wegen der hohen Bevölkerungszahl, zu den Weltreligionen gerechnet werden muß. Träger der religiösen Entwicklung waren in beiden Gebieten indogermanische Stämme, die sich selbst im Gegensatz zur unterworfenen Urbevölkerung als Arja „Edle" bezeichneten. Die Sprachen beider Gruppen stehen in engerer Verwandtschaft und werden in der Sprachwissenschaft seit langem als „arischer" Zweig der indogermanischen Sprachen zusammengefaßt. Der jetzt übliche Gebrauch von „arisch" im Rassensinn deckt sich damit in keiner Weise.

Bei den Ariern Irans knüpft sich die religiöse Überlieferung an den Namen Zarathustra, von den Griechen Zoroaster genannt. Seine Zeit ist unbestimmt, bald unmäßig überschätzt, dann über Gebühr herabgedrückt worden; etwa 1000 v. Chr. gilt jetzt als wahrscheinlich, doch fehlen sichere Anhaltspunkte. Seine Lehre ist in den heiligen Schriften des Awesta niedergelegt, die ihre uns vorliegende Fassung erst in sassanidischer Zeit erhalten haben. Ältere Elemente des Volksglaubens mußten auch hier übernommen werden. Dazu gehört die uralte, noch heute im Mittelpunkt des parsischen Kultes stehende Feuerverehrung, ebenso der indogermanische Lichtgott Mithra, den wir in Indien wiederfinden und jetzt aus einer Urkunde der kleinasiatischen Mitanni um 1400 v. Chr. kennen. Das Wiederaufleben seines Kultus und dessen weite Verbreitung in römischer Zeit wurde

oben S. 113 hervorgehoben. Im Awesta tritt er jedoch zurück gegen den Weltenherrscher Ahura Mazda „der weise Herr", neupers. Ormuzd. Ihm gegenüber steht das Prinzip des Bösen und der Finsternis, verkörpert in (mittelpers.) Ahriman. Auf diesem Gegensatz beruht die Bezeichnung der iranischen Religion als Dualismus. In solcher Ausprägung trifft das freilich mehr auf die spätere Entwicklung zu. Zarathustras Auffassung von Ahura Mazda trägt „einen scharf ausgeprägten monotheistischen Charakter, der auch durch den dualistischen Einschlag nicht übertönt wird" (B. Geiger). Die Dēvas (Götter der alten Religion) werden zu Dämonen.

Die universelle Bedeutung der iranischen Religion liegt in der schon erwähnten Berührung mit der Gedankenwelt des späteren Judentums, des Christentums, des Islam und ganz besonders der Schi'a, endlich des einst nach Innerasien verbreiteten Manichäismus. Auf die von Persien aus beeinflußten Sekten Vorderasiens wurde bereits oben S. 126 hingewiesen. Nach dem stürmischen Eindringen des Islam in Persien seit 640 waren dort nur mehr wenige Anhänger der alten Religion übriggeblieben; man zählt deren jetzt etwa 10000. Weit größer, an 110000, ist ihre Zahl in Vorderindien, wo sie seit dem 8. Jahrh. besonders auf der Halbinsel Gudscharat eine Zuflucht fanden. Daher ist auch Gudscharati die Umgangssprache der meisten indischen Parsis, während sie sich für den Gottesdienst des Awesta und Pehlewi (mittelpersisch) bedienen. Jetzt sind sie hauptsächlich in Bombay und Umgebung, aber auch in Südarabien bei Aden zu finden. Sie nehmen sozial eine sehr geachtete Stellung ein. Ihr Typus weicht vom indischen mehr zum vorderasiatischen ab. Der Name Parsi, wonach ihre Religion jetzt als Parsismus bezeichnet wird, weist natürlich auf ihre Herkunft. Die von ihren muhammedanischen Gegnern herrührende Benennung Gebern, wie „Kaffern" und türk. *giaur* aus arab. *kâfir* „ungläubig", hat nur noch historische Bedeutung und wird heute kaum mehr gebraucht.

INDIEN UND DER HINDUISMUS

„In Indien ist das ganze öffentliche und private Leben derartig von Religion durchzogen, daß kaum irgendeine Seite des täglichen Lebens ohne religiöse Bedeutung oder religiöse Beziehung ist" (O. Strauß bei Clemen, Rel. d. Erde). Das gilt nicht nur für die Gegenwart, sondern erst recht für Indiens viertausendjährige Vergangenheit. Am Anfang stehen die lange Zeit nur mündlich überlieferten Hymnen, Sprüche und Weisungen für den Kultus bei den aus dem iranischen Hochland in das Fünfstromland (Pandschab) vorgedrungenen Ariern, welche als Vedas (heiliges Wissen) zusammengefaßt werden. Die Götter (*dēvas*) sind personifizierte Naturgewalten und zeigen noch gemeinsame Züge mit iranischen, griechischen, germanischen Vorstellungen; so Váruna (sprachlich, nicht sachlich = Uranos), Mitra (o. S. 127) und Indra, zu dessen Kampf mit dem Drachen Kretschmer Apollo mit Python, Thor und die Midgardschlange sowie Siegfried vergleicht. Auch die Aśvins (Rosselenker = Dioskuren) und ihre Schwester Ushás (Eos, Aurora) mögen hier genannt sein. Im Mittelpunkt des Kultus steht das Opfer. Es ist an strenges Rituell gebunden, und nur die Priester sind der heiligen Formeln kundig. Sie nützen diesen Vorrang zu steigender Machtentfaltung aus, wie sie in der späteren Kastengliederung hervortritt.

Bei der völlig zeitlosen Einstellung der indischen Gedankenwelt, die bei üppig rankender Phantasie alle konkreten Angaben vermeidet, können wir nur annähernd die vedische Zeit im Pandschab in die erste, das Vordringen der Arier in die Gangesebene in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. setzen. Natürlich konnte diese Ausbreitung nur in fortwährenden Kämpfen mit den dunkelfarbigen Ureinwohnern vor sich gehen. Letztere waren um so mehr in der Überzahl, je weiter die Arier nach Süden vordrangen. Rassenmischung war unvermeidlich und führte zu jener vielfach abgestuften Skala von Typen, die trotz ihrer Mannigfaltigkeit die Herkunft aus Vorderindien auch außerhalb des Landes meist leicht erkennen läßt. Die in den Anfängen weit zurückreichende, aber erst allmählich zu der heutigen Vielheit entwickelte Kastengliederung, jetzt das Haupthindernis für kulturellen Fortschritt, kann an dieser Mischung nichts mehr ändern. Davon konnte auch die religiöse Entwicklung nicht unberührt bleiben. Nur einige Hauptmomente können daraus hervorgehoben werden.

Daß neben der Rassenmischung auch der geographische Raum (Klima, Pflanzenwelt usw.) die Entwicklung der indischen Religion weitgehend beeinflußt hat, ist schon im Abschnitt von W. Wüst mit Hinweis auf andere Autoren hervorgehoben worden.

Ebenso wie die Kastengliederung ist auch die mit Purdah (neupers. *pärdä* „Vorhang") bezeichnete Abschließung der Hindufrauen ein Hindernis der sozialen Entwicklung. Dieselbe ist keineswegs in der altindischen Religion begründet, sondern erst mit dem Islam als eine Schutzmaßregel eingeführt worden, die sich leider nicht nur gesellschaftlich sondern auch hygienisch sehr ungünstig auswirkt.

Schon in den Veden finden wir den Begriff *bráhman*, der mit Gebet, Gottesverehrung, Opfer, Zauber nur angedeutet werden kann; *brahmán* ist der Beter, Opferer, Priester, hiernach Brahmanen die oberste Kaste. *Brahmanas* heißen auch religiöse Texte, die von den Veden hinüberleiten zu jener ungeheuren philosophischen Literatur des Sanskrit, auf die wir hier nicht weiter eingehen können. In diese Zeit fällt die Personifizierung von Brahma als Urgrund alles Seins, Weltseele und Weltschöpfer. Er hat weder Tempel noch Kultbilder; ist theologische Abstraktion, kein im Volksglauben wurzelndes Wesen. Daneben stehen

die volkstümlichen großen Gottheiten Vishnu und Shiva. Der spätere Brahmanismus faßt sie mit Brahma zu einer Dreieinigkeit (Trimurti) zusammen, und so werden sie auch bildlich dargestellt. Die Auffassung „Ein Wesen und drei Götter" erscheint wie eine Umkehr der christlichen Lehre (Ein Gott in drei Personen), zu der von dort kaum eine geistige Brücke führt.

Ganz anders als Brahma stehen die beiden anderen Hauptgötter im Glauben des Volkes. Sie werden schon in den Veden genannt, treten aber erst später stärker hervor und je nach den Gegenden und Sekten erscheint der eine wie der andere als Hauptgottheit. An den milden, die Welt erhaltenden Gott Vishnu knüpft sich die das indische Geistesleben bis zum Buddhismus durchziehende, von dort in den schiitischen Islam (Imâmat!) ausstrahlende Lehre von den Inkarnationen, deren zehn in tierischer oder menschlicher Gestalt dem Vishnu zugeschrieben werden. Als Krishna erscheint er mit seiner Gemahlin Lakschmi in dem Epos Mahabhârata, als Râma im Râmâjana. Shiva ist in den Veden eine furchtbare Naturgottheit, deren Name Rudra auf das Heulen des Sturmes zurückgeführt wird. Shiva „der Gnädige" ist ein ursprünglich euphemistisch gedachtes Beiwort, da durch entsprechende Verehrung sein Schrecken in Segen verwandelt werden kann. Für die große Zahl seiner Anhänger ist er Mahādeva, der große Gott schlechthin. Auch seine Gemahlin, sonst Parvati, spielt als Kali oder Durga in bestimmten Teilen Indiens durch blutigen Opferdienst eine große Rolle. Neben diesen Hauptgottheiten gibt es noch zahlreiche andere, von denen wegen seines spezifisch indischen Gepräges nur der elefantenköpfige Gott der Weisheit Ganesha genannt sei.

Den vorarischen Ursprung indischer Gottheiten zeigen die überraschenden Ergebnisse der 1922—27 von der indischen Regierung zu Mohenjo-Daro in Sindh am Indus unterhalb Larkana veranstalteten Ausgrabungen, über welche jetzt die große Publikation von Sir John Marshall, Mohenjo-Daro and the Indus Civilization (3 Bde. London 1931) vorliegt. Die hier aufgedeckte „Induskultur" reicht in das dritte bis vierte Jahrtausend v. Chr. zurück. Dort finden wir das Urbild Shivas und sein Attribut Lingam, auch die weitverbreitete Gestalt der Magna Mater. Auf den Ursprung der indischen Schrift, wie sie in den Felsinschriften Asokas (S. 134 bisher zuerst erschien, werfen die Ausgrabungen ein neues Licht.

Einer der wesentlichsten Züge in dem religiösen Gedankenkreis Indiens ist der in vedische Zeit zurückreichende, übrigens auch bei Primitiven weit verbreitete (Beth) Glaube an Wiedergeburt und Seelenwanderung. Er hat auch den Buddhismus beeinflußt, ebenso wie eine andere, damit zusammenhängende Eigenheit indischer Religionsübung, die Weltentsagung und das Büßertum. Letzteres ist nirgends

in der Welt in gleichem Maße ausgebildet. Die Zahl der Büßer, ar. *fakir* „arm" (da sie vom Bettel leben), wird auf 3 Millionen, nach anderen noch höher geschätzt. Wie weit die christliche Askese, die im oströmischen Reich verwandte Formen (Säulenheilige) aufweist, von dorther beeinflußt ist, wird schwer zu entscheiden sein. Die Ausbildung der Kasten (port. *casta* „Rasse, Geschlecht", altind. *varna* „Farbe") als ständische Gliederung in brahmanischer Zeit, in dieser Form eine das tägliche Leben auf Schritt und Tritt hemmende Schranke, ist schon erwähnt. Die Zahl der Kasten wird auf 2000—3000 angegeben! Sie sind für den Hinduismus, wie wir die letzte Phase der indischen Religionsentwicklung nennen, wesentlicher als der Glaube an bestimmte Gottheiten. Wir müssen aber hier nochmals auf die Zeit des Brahmanismus zurückgreifen, um dessen räumliche Ausbreitung seit der vedischen Zeit kurz zu besprechen. Diese erfolgte während des letzten Jahrtausends v. Chr. über Südindien bis Ceylon, während seit 500 v. Chr. der Buddhismus vorübergehend das Ursprungsgebiet für sich gewann. Seit Beginn unserer Zeitrechnung griff der Brahmanismus, zum Teil gleichzeitig mit dem Buddhismus, auf Hinterindien und Indonesien über. Dort bildet die wegen ihrer eigenartigen Kultur jetzt zum Touristenziel gewordene Insel Bali den äußersten Vorposten inmitten eines vom Islam eroberten Gebietes.

Auch Java und Hinterindien sind voll von Zeugen des vorderindischen Kultureinflusses. Das wurde mir besonders klar in Siam, einer Hochburg des Buddhismus. Wie ich in meiner Studie „Siam" (1930) näher ausgeführt habe, sind die hinterindischen Kultursprachen mit Lehnworten aus dem Sanskrit und Pali durchsetzt. Daß letzteres, als heilige Sprache des Buddhismus, von der Landessprache jedoch grundverschieden, Namen und Bezeichnungen für alles liefert, was Kultus und Dynastie betrifft, ist naheliegend. Aber auch die um 1350 gegründete alte Hauptstadt Ayuthia führt denselben Namen wie Ayodhya, das jetzige Oudh. Bei der Krönung des Königs wirken brahmanische neben buddhistischen Priestern mit. Das Theater behandelt vorwiegend Stoffe des vorderindischen Sagenkreises. Brahmanische Skulpturen und Sanskritinschriften finden wir von Birma bis Kambodscha. Sie fehlen auch nicht auf Java, wo das Kawi, die um 900—1400 herrschende Literatursprache, im Kern indonesisch, ganz mit Sanskrit durchsetzt ist und die Literatur selbst ihren Stoff diesem Schrifttum entnommen hat. Der Brahmanismus hat für diesen ganzen Länderkreis eine ähnliche Bedeutung wie für uns die Kultur des klassischen Altertums.

Die Statistik von Britisch Indien verzeichnet neben 240 Millionen Hindus einige Millionen Dschainas und Sikhs, beides Religionen von begrenzter Bedeutung, die uns hier ebenso wenig beschäftigen können, wie die zahlreichen Sekten innerhalb des Hinduismus. Darunter sind in jüngster Zeit auch solche, die eine Läuterung der Religion und sogar

eine Annäherung an das Christentum anstreben. Bezeichnend für die religiösen Wellen, die bis heute von Indien ausgehen, ist die in Amerika, Europa und Indien selbst verbreitete theosophische Bewegung.

DER BUDDHISMUS

„Das ganze Sein ist flammend Leid", dieser Spruch der kanonischen Sammlung Dhammapadam „Der Wahrheitpfad", richtiger „Worte des Gesetzes" (Sanskr. *Dharma*), kennzeichnet den Grundgedanken der Lehre Buddhas, ebenso wie der vorangehende und der folgende Spruch „Das ganze Sein fließt immer fort" und „Die ganze Welt ist wesenlos" und die zu jedem gleichlautende Folgerung „Wer dies mit weisem Sinne sieht, wird bald des Leidenlebens satt: Das ist der Weg zur Läuterung".

In diesem Sinne vollzog sich die Erleuchtung des Königssohnes Gautama (so Sanskrit, Pali: Gotamo) von Kapilavastu im Tarai von Nepal, als er, von den Eindrücken des Elends und Jammers in der Welt überwältigt, Familie und Wohlleben verließ, um in die Einsamkeit zu ziehen und unter einem indischen Feigenbaum (*Ficus religiosa*) unweit Patna in einer Nacht zur Erkenntnis (*bodhi*) zu gelangen. Seit dem ist er für sich und seine Jünger Buddha „Der Erleuchtete" geworden. Die spätere Legende hat das Leben Buddhas von der Geburt an mit ausschweifendster Phantasie ausgemalt, doch ist der historische Kern aus den ältesten Quellen wohl erkennbar. Hiernach können wir die Lebenszeit Buddhas gegenüber älteren, zu hoch gegriffenen Ansätzen jetzt für etwa 560—480 v. Chr. annehmen, den Beginn seines Auftretens als Wanderlehrer ungefähr 530—520 v. Chr.

Die Philosophie der Brahmanen und ihre beengenden religiösen Vorschriften sowie das Büßertum und dessen Selbstpeinigungen haben ihn unbefriedigt gelassen. Tiefes Mitgefühl mit dem Leiden aller Kreatur, auch der Tiere, läßt ihn den Weg zur Erlösung suchen und finden in der Ertötung aller Leidenschaften, des Verlangens nach den Genüssen des Lebens und im Versenken in reine Gedanken, bis die Seele sich einem Zustand nähert, der als Nirwâna „Erloschensein" bezeichnet wird. Damit endet auch der Kreislauf der (vom Brahmanismus übernommenen) Wiedergeburten. Doch nur der Heilige, der Arahat, der sich ganz aus der Welt zurückgezogen hat, gelangt an dieses letzte Ziel. Deshalb hat Buddha von Anfang die Einrichtung des Mönchtums vorgesehen, das in der weiteren Entwicklung seiner Religion eine so große Rolle spielt.

Die Vorschriften der Lebensführung für Mönche werden in zehn Gebote zusammengefaßt, von denen die fünf ersten auch für Laien

gelten. Allen voran steht das Gebot „Du sollst nicht töten", das im weitesten Sinne, auch für Tiere, zu verstehen ist. Die folgenden Gebote beziehen sich auf die Enthaltung von Diebstahl, von Unkeuschheit, von Lüge und von berauschenden Getränken. Dhammapadam bringt das Sittengesetz auf die kurze Formel „Die Unterlassung aller Sünde, das Tun alles Guten, die Reinigung des Herzens: das ist die Lehre des Buddha". Die zehn Gebote erinnern unwillkürlich an den biblischen Dekalog. Die Übereinstimmung in allgemein gültigen Sittengesetzen, der Achtung von Leben, Eigentum, Wahrheit und Enthaltung von Ausschweifungen, ist an sich nicht auffällig und auch im Koran und in der Awestalehre zu finden. Die Zehnzahl erklärt sich aus der weitverbreiteten Zahlenmystik, die auch sonst bei Buddha stark hervortritt, so in den vier Heilswahrheiten und dem achtteiligen Pfad zur Erlösung.

Äußerliche Übereinstimmungen mit Leben und Lehre Christi sind mehrfach hervorgehoben worden, so im 30. Lebensjahr die Vorbereitung auf den Lehrberuf in der Einsamkeit, die Versuchung durch den Teufel (Mâra, eig. „Tod"), eine „Bergpredigt", der Gebrauch von Gleichnissen, die Lösung vom Formalismus dort des jüdischen, hier des brahmanischen Gesetzes, womit von selbst auch die Scheidung nach Kasten fiel u. a. Von mancher Seite will man aber eine direkte Beeinflussung der Evangelien durch den Buddhismus erkennen, wozu ich auf R. Garbe „Indien und das Christentum" (1914) und die knappe Darstellung von „Leben und Lehre des Buddha" durch R. Pischel (Nat. u. Geist.) verweisen möchte. Nach dem, was früher über die Einwirkung von Iran auf Judentum, Christentum und Islam ausgeführt wurde, scheinen auch Einflüsse aus Indien, ebenso wie umgekehrt, nicht ausgeschlossen. Auf dem Gebiet der Sagen und Märchen, der Kunstformen und anderer Kulturbeziehungen hat die neuere Forschung so überraschende Übertragungen festgestellt, daß auch Beziehungen in den religiösen Gedankengängen möglich erscheinen. Auf die merkwürdigen Anklänge in den äußeren Formen des späteren Kultus kommen wir unten zurück.

In dem soeben (Delhi 1933) erschienenen Annual Report d. Archaeol. Survey of India 1928—29 finden wir auf Taf. 49 und 50, dazu Text S. 104, in Reliefs die Verherrlichung des Buddhakindes durch Asita, welche vielfach mit Simeon und der Darstellung Christi im Tempel nach Lukas in Parallele gesetzt worden ist, ferner Buddhas Besuch im Tempel und zweimal die Geschichte der Versuchung. Die Reliefs stammen von neuausgegrabenen Stupas und scheinen dem 3. Jahrhundert v. Chr. anzugehören.

Nähert sich der Buddhismus in seinen sittlichen Grundsätzen, vor allem in der Betonung der Nächstenliebe, mehr als andere Religionen dem Christentum,

so scheidet er sich von diesem wie von den meisten Bekenntnissen durch das Fehlen einer Gottesidee. „Buddha leugnet die Götter durchaus nicht. Aber die Götter haben viel von ihrem alten Glanz eingebüßt. Gott sein, heißt bei Buddha nur, eine höhere Stufe der Existenz erlangt haben. Wie die Menschen sind auch die Götter Geburt, Alter und Tod unterworfen" (Pischel). „Religiös betrachtet ist die Luft im ursprünglichen Buddhismus sehr dünn. Die Götter sind zurückgedrängt, ihre Himmel vorübergehende Belohnungsstätten, ein Gott im Vollsinn existiert nicht, Kultus spielt keine Rolle mehr" (Hackmann). „Es gibt keinen Gott-Schöpfer, von dessen Willen der Bestand der Welt abhinge. Der Buddhismus lehrt die höchste Güte und Weisheit ohne einen persönlichen Gott, eine Fortdauer des Seins ohne eine unsterbliche Seele" (Katechismus von Subhádra).

Der aus der indischen Geistesentwicklung geborene philosophische Charakter von Buddhas Lehre hat auf Denkende aller Völker anziehend gewirkt, war aber in seiner abstrakten Form nicht geeignet, die Massen zu gewinnen. Mönche, die auf den Ruf des Meisters das weltliche Leben verlassen hatten, waren die ersten Anhänger und Werber für seine Lehre. Nach dem Tode Buddhas (wahrscheinlich 477 v. Chr.) und der Verbrennung seiner Leiche in einem Dorfe des Tarai N. von Patna, wo 1898 der Stupa (Reliquienhügel) gefunden wurde, traten die Mönche zum ersten Konzil zusammen, dem 100 (?) Jahre später ein zweites folgte, um Lehre und Mönchsregel im einzelnen festzulegen. Unter ganz anderen Auspizien vollzog sich das dritte Konzil 245 v. Chr. zu Pataliputra, beim heutigen Patna. Dort war die Hauptstadt des nach Alexanders Tod von Tschandragupta begründeten großen Reiches, das unter seinem Enkel Açoka (Pali: Asoka) ähnlich wie das spätere Reich der Großmogule den ganzen Norden von Indien und Teile von Dekan umfaßte. Açoka wurde für den Buddhismus, was Paulus und Konstantin für das Christentum waren. Er hat nicht nur als Herrscher die neue Religion gefördert, „er war selbst Buddhist aus voller, tiefer Überzeugung, hat dem Buddhismus einen neuen Aufschwung gegeben und war bemüht, die Religion zu reinigen und zu vertiefen. Zu gleicher Zeit wurde er sich der Pflicht bewußt, die Lehre des Meisters auch über die Grenzen Indiens zu verbreiten, also Mission zu treiben" (Hackmann). Zahlreiche in Fels gehauene Inschriften und Denksäulen vom Fuß des Himalaya bis Orissa, Gudscharat und zur Grenze von Afghanistan, jetzt neu gesammelt im Corpus Inscriptionum Indicarum I, künden von seinem Eifer für die neue Religion. Durch Açoka hat der Buddhismus die Bahn zur Weltreligion beschritten. Sein Sohn Mahendra brachte die Botschaft nach Ceylon, dessen insulare Abgeschlossenheit die Erhaltung des Buddhismus in reiner Form bis auf den heutigen Tag begünstigte.

Im Norden Indiens fand sich ein neuer fürstlicher Gönner in dem indoskythischen Herrscher Kanischka, dessen Reich im 2. Jahrh. n. Chr. vom Ganges bis Kaschgar und Buchara reichte. Unter ihm wurde in Kaschmir das letzte große Konzil abgehalten. Aber schon vor seiner Zeit führen von dorther die Spuren des Buddhismus durch Zentralasien nach China, wo Kaiser Ming ti um 61—67 n. Chr., später Kaiser Wuti 500—550, den Eingang der neuen Lehre förderte. Bei der ausgeprägten Eigenart des chinesischen Volkstums und dessen ablehnender Haltung gegen fremde Einflüsse konnte sie nur langsam neben der alten Volksreligion sowie dem Konfuzianismus und Taoismus Boden gewinnen. Die große Schwierigkeit der Sprache wurde allmählich durch Übersetzungen buddhistischer Schriften überwunden. Seit 400 finden wir buddhistische Pilger in Indien; der bedeutendste derselben, Hüan Tschuang, hat über seine Reise 629—645 einen auch geographisch wertvollen Bericht hinterlassen. Von China gelangte der Buddhismus 372 nach Korea und von dort 552 nach Japan. Auch hier stieß er auf den Widerstand des nationalen Shintokult, drang aber im 7. Jahrh. siegreich durch.

Verhältnismäßig spät kam der Buddhismus in Hinterindien zur Geltung. Zwar finden wir ihn schon um 450 in Birma, 638 in Siam, aber damals herrschte dort bis Kambodscha noch der Brahmanismus, erst im 11. und 12. Jahrh. erlangte der Buddhismus die seither dominierende Stellung. Weniger ausgeprägt ist diese in Annam, wohin der Buddhismus mit dem chinesischen Kultureinfluß vordrang. In Java und auf den Sundainseln verbreitete sich der Buddhismus etwa seit dem 7. Jahrh. neben dem Brahmanismus, wurde aber mit diesem seit dem 15. Jahrh. durch den Islam wieder verdrängt. Doch ragt dort als Zeuge noch der Borobudur, eines der gewaltigsten Denkmale von Architektur und plastischer Kunst.

Während dieses Vordringens im Osten und Süden Asiens bereitete sich in der Heimat des Buddhismus ein großer Umschwung vor. Der Brahmanismus stand der neuen Lehre von Anfang an feindlich gegenüber und erreichte in der Zeit vom 8. bis 12. Jahrh. eine vollständige Reaktion, über deren Verlauf im einzelnen wenig bekannt zu sein scheint. Mit dem Eindringen des Islam war das Schicksal des Buddhismus in Vorderindien besiegelt. Doch gleichzeitig eröffnet sich ihm ein unermeßliches Feld in Innerasien. Tibet, zu jener Zeit noch ohne höhere Kultur, hatte durch seine natürliche Abgeschlossenheit lange Widerstand geleistet. Die einheimische Bon Religion war Dämonologie und Zauberei. Sie hat nicht nur den dortigen Buddhismus beeinflußt, sondern sich daneben in Resten bis heute erhalten. Ein einheimischer Herrscher zog durch eine Gesandtschaft nach Indien um

640 die neue Lehre ins Land. Erst jetzt erhielt das Tibetische eine dem Sanskritalphabet nachgebildete Silbenschrift für die Übersetzung der heiligen Bücher. Die Religion nahm jene Richtung, die man nach tib. Lama „der Obere“, weiterhin Mönch, Priester, als Lamaismus bezeichnet. In dieser Richtung wirkte schon die seit dem Konzil von Kaschmir hervorgetretene Scheidung des Buddhismus in eine nördliche und eine südliche Schule, Mahāyāna „großes Fahrzeug“ und Hīnayāna „kleines Fahrzeug“ genannt. Es ist nicht möglich, hier auf den Unterschied einzugehen. Nur sei hervorgehoben, daß im Norden zu einem ungemein wichtigen Faktor die Lehre von den Bodhisatvas geworden ist, das sind menschliche oder göttliche Wesen, die auf dem Wege zur Vollendung die letzte Stufe vor dem Buddhatum erreicht haben und sich den Menschen hilfreich erweisen. Manche Gottheiten und Dämonen der bekehrten Völker haben sich in Bodhisatvas verwandelt oder treiben, wie Elemente aus dem Shivadienst, in Teufelsgestalt ihr Unwesen. Die Höllen werden mit allen Schrecken ausgemalt, aber sie sind wie die Himmel nur Stadien zwischen den Wiedergeburten.

Die beiden Oberpriester, der auch die weltliche Regierung führende Dalai Lama (von mong. *talai* „Meer“) in Lhasa und der Taschi Lama oder Pantschen Rinpotsche in Taschilunpo sind als Inkarnationen von Bodhisatvas gedacht. Von sonstigen Eigentümlichkeiten des Lamaismus mögen hier nur der Glaube an Dämonen und Beschwörungen, die mechanischen Gebetsübungen (Gebetsmühlen usw.), die gewaltigen Klostersiedlungen, wie sie durch S. Hedin, W. Filchner u. a. so anschaulich geschildert sind, hervorgehoben werden; ferner die so vielfach an die katholische und griechische Kirche erinnernden Einrichtungen (Zölibat, Tonsur, Beichte, Kirchengewänder) und Gebräuche (Kerzen, Klingeln, Weihrauch, Heiligenbilder), die den ersten christlichen Missionären als ein „Blendwerk des Teufels“ erschienen. Für tatsächliche Rückwirkung auf christliche Gebräuche spricht der mittelalterliche Weltroman von Barlaam und Josaphat (= Buddha). Meine erste Beobachtung an buddhistischen Gläubigen vor dem großen Buddha in Kamakura, im Tempel der Asakusa Kwannon in Tokio, in Nikko und Miyashima überraschte mich durch die Ähnlichkeit mit katholischen Kultusformen an Wallfahrtsorten und im Gebet.

Auf den Einfluß des geographischen Mittels beim Übergang des Buddhismus aus dem subtropischen Tiefland in die asiatischen Hochländer hat W. Wüst „Der Lamaismus“ (Geopolitik 1924) und hier im Abschnitt VII sowie Haushofer in Abschnitt V hingewiesen.

Die Ausdehnung der mongolischen Herrschaft über China unter Kublai Chan um 1280 brachte von dort und später auch von Tibet den Buddhismus zu den Mongolen, die darauf ebenso spezifisch reagierten wie die Turkvölker auf den Islam. Mit ihrem westlichsten Zweig, den Kalmüken, erreichte der Buddhismus seit 1700 europäischen Boden. Auch der mongolische Buddhismus trägt lamaistischen

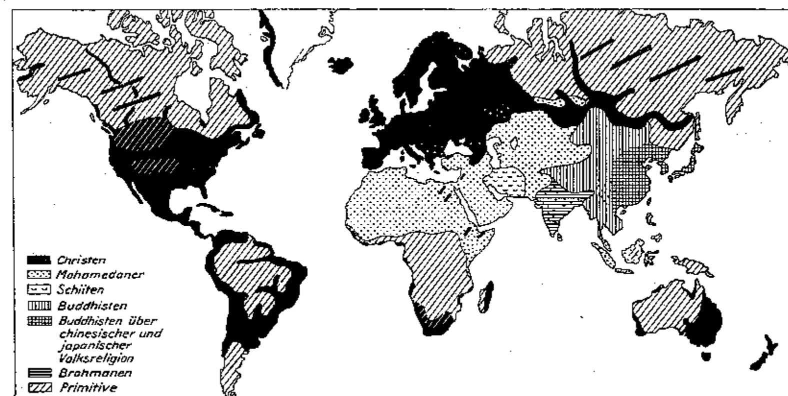


Abb. 32. Religionskarte der Erde.

Charakter, mit einem starken Einschlag von Schamanismus, ist aber jetzt durch den Einfluß von Sowjetrußland stark erschüttert.

Vom nördlichen Buddhismus scheidet Hackmann wohl mit Recht dessen östliche Ausprägung in China, Korea und Japan. Über die sich durchkreuzenden Beziehungen zu den einheimischen Religionsformen, auf die hier einzugehen der Raum verbietet, können nur wenige Andeutungen folgen. Eine der volkstümlichsten Figuren des chinesischen und japanischen Kultus, chin. Kuan Yin, jap. Kwannon, die Göttin des Erbarmens mit der leidenden Menschheit, auch Spenderin des Kindersegens und deshalb in China oft madonnenartig mit dem Kinde dargestellt, ist wohl chinesischen Ursprungs, wird aber auch als Bodhisatva aufgefaßt. In China hat der Buddhismus besonders auf den Taoismus abgefärbt und umgekehrt, in Japan auf den nationalen Kult des Shin tô „Weg der Götter“. Die Anhänger des letzteren werden auf 20—25% der Bevölkerung geschätzt (Haushofer); doch gibt es keine scharfe Grenze gegen den Buddhismus, in dessen japanischen Geist uns die Schriften von L. Hearn („Buddha“ u. a.) einführen. Vgl. auch O. Kümmel, Die Kunst Chinas usw.

In Honolulu sah ich neben der auch in Ostasien weit verbreiteten YMCA (Young Men's Christian Association) ein hübsches Gebäude mit der Aufschrift Y. M. Buddhist Association, natürlich für die dort so zahlreichen Japaner; es ist aber doch bezeichnend für das Überschneiden christlicher und buddhistischer Gedankenwelt. Der ethische und philosophische Gehalt des Buddhismus hat ihm auch in Europa und Amerika Anhänger geworben; er ist neben dem Christentum nicht nur zahlenmäßig die wichtigste Weltreligion.

SCHLUSSBETRACHTUNG

Nur die großen Weltreligionen konnten im Überblick ihrer Entwicklung und Verbreitung verfolgt werden. Auf deren Vorstufen, die Religion der Primitiven und der vorgeschichtlichen Zeit, der Völker des alten Orients und des klassischen Altertums, der Germanen, Slawen usw. sowie auf die bodenständigen Volksreligionen Ostasiens konnte im Rahmen dieser Darstellung nicht eingegangen werden, so sehr auch hier räumliche Beziehungen eine große Rolle spielen. Auch das wichtige Gebiet der christlichen, islamischen und buddhistischen Mission konnte nur gestreift werden. Das gleiche gilt von der Wanderung religiöser Vorstellungen nicht nur in räumlicher Verbreitung sondern auch in zeitlicher Folge. Wie viele Elemente heidnischer Vorzeit bergen sich im christlichen und islamischen Heiligenkultus, nur mit Veränderung der Namen, in der Verehrung heiliger Stätten und der Übernahme heidnischer Gebräuche, wofür gerade das germanische Volkstum zahlreiche Beispiele bietet! An heiligen Hainen in Kleinasien und Cypern konnte ich selbst den Übergang aus der Antike in das Christentum und durch dieses in den Islam feststellen, ebenso bei den Pueblosindianern das Fortleben heidnischen Kultus unter der christlichen Decke beobachten. Hierzu liefern die eindringenden Untersuchungen amerikanischer Forscher zahlreiche Analogien. Auf die Beziehungen des Mazdaismus zu Judentum, Christentum und Islam, des letzteren zu Hinduismus und die Wirkung der Überschichtung Zentral- und Ostasiens durch den Buddhismus wurde in Kürze hingewiesen. **Überall, nach Raum und Zeit, sind die Grenzen fließend.**

Darin liegt eine Hauptschwierigkeit der zahlenmäßigen Erfassung und der kartographischen Darstellung. Letztere ist überhaupt nur soweit möglich, als es sich um die flächenhafte Ausbreitung einer vorherrschenden Religionsform handelt. Es gibt eine Konfessionskarte für Deutschland, wo sie auf historischen Territorien beruht, nicht aber für die Vereinigten Staaten, wo die verschiedensten Konfessionen über das ganze Gebiet zerstreut sind. Die Frage, ob der einzelne auch innerlich der Religion angehört, der er durch Geburt zugewiesen wurde, entzieht sich natürlich jeder Kontrolle. Frankreich gilt als katholisches Land, ja als bevorzugte Tochter der Kirche, aber der Abfall von der Kirche seit Voltaire ist dort größer als anderwärts, außer Sowjetrußland. „Weite Schichten dieser Kreise (Bauern und Arbeiter), besonders im Süden, sind von der Kirche abgefallen. Sie sind zurückgesunken in ein Heidentum, das nicht mehr antichristlich, sondern außer- und vorchristlich ist" (E. R. Curtius und A. Bergsträsser, Frankreich I 118). Schon lange vor der Trennung von Kirche und Staat (1905) ist die amtliche Konfessionsstatistik aufgelassen worden; die letzte stammt von 1872. Niemand kann sagen, wie viele Franzosen heute noch katholisch sind.

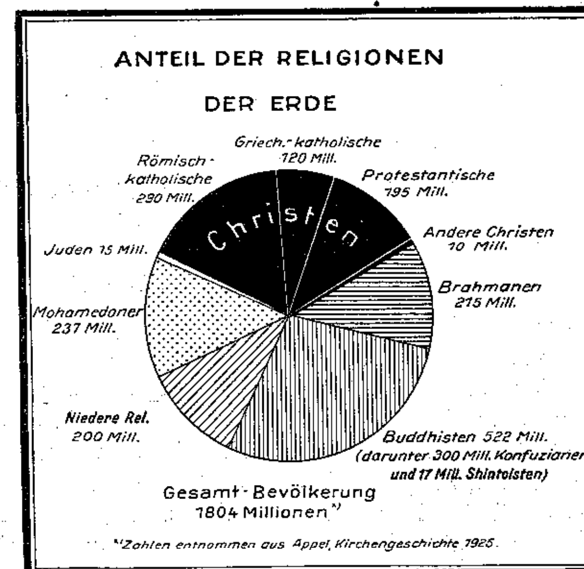


Abb. 33. Die Religionen der Erde.

Eine amtliche Statistik wird überhaupt nur von einer beschränkten Zahl von Staaten, darunter die meisten europäischen und Britisch-Indien, geführt. Die Vereinigten Staaten lehnen eine solche grundsätzlich ab, ebenso Frankreich und Japan. In China wäre sie überhaupt] unmöglich. So ist man vielfach auf Berechnungen der Religionsgenossenschaften angewiesen.

In U. S. Amerika zählt man deren an 200. Ihre Angaben beziehen sich meist nicht auf die Seelenzahl, sondern auf die aktiven Mitglieder (Kommunikanten usw.). Unter den Negern scheinen, nach einer Mitteilung von Koppers, die Mehrzahl ungetauft zu sein. Daß die Neger in Haiti großenteils einem heidnischen Geheimkult verfallen sind, ist bekannt. In Japan gibt es nur eine Statistik der Heiligtümer und Priester. Aber diese Zahlen geben ein falsches Bild gegenüber den Schätzungen von Anhängern des Shinto und Buddhismus (etwa 1 : 4 nach Haushofer, Japan 1933).

Eine große Unbekannte ist jetzt die ein Siebentel der Landfläche einnehmende Union der Sowjetrepubliken. Wenn gewaltsame Bekämpfung und Unterdrückung einer religiösen Lehre in der Vergangenheit eine häufige Erscheinung war, so sehen wir hier den Kampf gegen jede Art von Religionsübung zum System erhoben. Obwohl dieselbe offiziell dem Namen nach frei ist und der Versuch einer Intervention zugunsten der bedrückten Religionsgenossenschaften 1929 durch Erklärungen in diesem Sinne beantwortet wurde, die augenscheinlich unter härtestem Druck abgegeben waren, werden die raffiniertesten Maßregeln angewendet, um jedes religiöse Leben zu ersticken. Das gilt nicht nur für die am meisten davon betroffene orthodoxe Kirche, sondern für alle Konfessionen bis zum mongolischen Buddhismus. Wie viele Anhänger den einzelnen Bekenntnissen noch geblieben sind, ist unmöglich festzustellen. Die Volkszählung von 1897, früher die einzige brauchbare Grundlage, nützt uns hier nichts mehr.

So ruht die ganze „Statistik" der Religionen auf unsicherer Grundlage, und hiernach ist auch das oben beigefügte Diagramm zu beurteilen.

RAUM UND WELT-ANSCHAUUNG[1])

Von Walther Wüst

VORBEMERKUNGEN

Das Verhältnis „Raum und Welt-Anschauung" kann durch mehrere Betrachtungsweisen geklärt werden. Eine dieser Betrachtungsweisen ist die wissenschaftsgeschichtliche, welche die beiden Grundbegriffe und ihre gegenseitige Näherung nicht nur durch die abendländische Gesamtwissenschaft hindurch zu verfolgen, sondern ebenso auch in den wissenschaftlichen oder vorwissenschaftlichen Bemühungen möglichst vieler Völker und Zeiten aufzusuchen hätte. Aus Platzmangel ist diese Betrachtungsweise hier unmöglich. Durchgeführt würde sie aber klar erkennen lassen, daß das Verhältnis „Raum und Welt-Anschauung" keineswegs schon eine ausgemachte Sache ist, sondern bis in unsere unmittelbare Gegenwart herein durchaus als große, schwere Frage wirkt. Die Renaissance hat sich mit ihr beschäftigt; die Aufklärung, so namentlich Voltaire, ist ihr eifrig nachgegangen und hat das Stichwort „Geographie der Religion" geprägt; bei Alexander von Humboldt, beim Grafen Gobineau spielen diese und ähnliche Gedankengänge eine Rolle. Aber all das, so hübsch im einzelnen die Nachweise auch sind, vermag an der Tatsache nicht zu rütteln, daß die Beschäftigung mit dieser Aufgabe begrenzt und die Ausbeute mager ist. Selbst seit der förmlichen Einführung der Geopolitik als einer selbständigen Wissenschaft hat sich dieser Sachverhalt nicht grundlegend geändert. Der Abschnitt „Natur und Geist" in Ratzels „Anthropo-Geographie" (vgl. das „Schriftenverzeichnis") ist ein feinsinniger, fühlbar wortreicher Versuch, nicht mehr; in sämtlichen, bisher erschienenen und sorgfältig durchgesehenen Jahrgängen der „Zeitschrift für Geopolitik" wird mein Thema kaum einhalbdutzendmal behandelt; bei Hennig — ich konnte nur die erste Auflage benutzen — findet sich kein eigener Abschnitt, der den Gegenstand „Raum und Welt-Anschauung" prüft; etwas besser steht es mit Maulls „Politischer Geographie". Diese Skizze müssen Außenseiter wie Fachleute[1]) notgedrungen entwerfen, wenn sie die wissenschaftsgeschichtliche Betrachtungsweise anwenden wollen. Denkbar ist ferner eine sprachwissenschaftliche Betrachtungsweise. Ihre Aufgabe wäre es, die Sprachen und Sprachstämme der Erde daraufhin zu prüfen, ob sie überhaupt das Bedeutungspaar „Raum und Welt-Anschauung" kennen und mit welchen Mitteln sie es sprachlich prägen. Man sieht bald und leicht, daß dieses zweite, sozusagen synonymische Verfahren nur ein Sonderfall der allgemeinwissenschaftsgeschichtlichen Betrachtungsweise ist und ihre Eigenschaften teilt. Es muß nämlich gleichfalls als schwer zugänglich und ganz wenig erforscht gelten. Darüber hinaus deute ich an, daß besonders dies Verfahren, richtig gehandhabt, sich als sehr ertragreich erweisen würde. Aber wiederum aus Platzgründen muß ich es mir versagen, diese Behauptung eingehend zu beweisen, und statt dessen hoffen, daß sie einstweilen als Anregung zu künftiger Forschung in die Weite und Breite wirke. Unter diesen Einschränkungen bleibt als dritte und letzte Möglichkeit der Betrachtungsweise eine übrig, die ich die strenggedankliche (methodologisch-systematische) nennen will. Sie ist innerhalb des verfügbaren Platzes möglich und der Sache nach notwendig, weil für ein schwankendes Bezugssystem zuallererst Ordnungspunkte festzulegen sind. Zeigt sie sich tragfähig, dann ist zugleich ein Gerüst geschaffen, auf das sich auch die beiden anderen Betrachtungsweisen stützen können.

1) Ich habe die Bearbeitung dieses schwierigen Beitrags sozusagen erst in letzter Minute übernommen, nach der Absage der anfänglich hierfür in Aussicht genommenen Persönlichkeit und auf die ausdrückliche Aufforderung des von mir hochgeschätzten Herrn Herausgebers. Es ist verständlich, daß ich persönlich noch gerne länger an einem so spröden Thema gearbeitet hätte, dessen Ausführungen allerdings die willkommene Zustimmung Herrn Prof. Dr. Haushofers gefunden haben. Ihm für das bewiesene ermunternde Wohlwollen auch an dieser Stelle angelegentlich zu danken, halte ich für nichts als meine Schuldigkeit. Mein Vater hat mich zu großem Danke dadurch verpflichtet, daß er mir ein Gutteil des fernerliegenden Fachschrifttums durchsah, wozu ich selbst infolge Zeitnot kaum imstande gewesen wäre.

1) Ein so kunstsinniger, weitgereister Forscher wie Ewald Banse schreibt zum Unterabschnitt „Landschaft und Mensch" in seiner zweibändigen „Deutschen Landeskunde" folgenden Eingangssatz: „Die feinen Fäden, die von (der) mütterlichen Landschaft zur Seele eines Volkes hinlaufen, sind bisher nur in sehr bescheidenem Maße Gegenstand geographischer Untersuchung gewesen, so daß man bei ihrer Entwirrung in ungeklärtem Neulande einhertappt." — Niels Diederichs-Jena hat mich jüngst gesprächsweise noch hingewiesen auf: die Bildungshöhe des isländ. Einödbauern (Zwang weitentfernter Schule); Unstetheit und Waldfurcht des skandinav. Bauern; fehlender Außenschmuck des mittelschwed. Bauernhauses; Kirche–Pfarrer Kulturmittelpunkte schwed. Landschaft; Empfindung des nahen Nordhimmels als einer Steinplatte; Vorherrschen von See- und Schiffahrtsausdrücken in der schwed. Umgangssprache; Vorliebe reicher Schweden fürs Schären-Leben.

BEGRIFFLICHE KLÄRUNG UND ABWANDLUNG DES THEMENPAARES

Ich beginne mit dem gegenständlicheren der beiden Sinnzeichen, dem Begriffe „Raum". Er muß in seiner erdkundlich-kulturgeschichtlichen Bedeutsamkeit so verstanden werden, wie ihn Anthropogeographie und Geopolitik auffassen gelehrt haben. Daraus ergibt sich folgende fünffache Gliederung, welche der abgestuften Mannigfaltigkeit des Raum-Begriffes gerecht wird:

Raum

Alter (Erdzeitschichten; Kulturlandschaft:Naturlandschaft:Raublandschaft; diese Dreiteilung gemäß S. Passarge).

Bewohnerspannung (arteigen, artgemäß:artuneigen, artungemäß, artfremd).

Flächengestaltung (geophysisch geschlossener Binnenkernraum, Ebene, Festlandboden, Fluß, Gebirge, Grenze, Halbinsel, Himmel, Insel, Isthmus, Klima, Küstenraum[1]), (Groß-)Meer- und Seeraum, Pflanzendecke, Steppe, Strom, Sumpf, Tierwelt, Wald, Wüste).

Größe (Erdstelle, Erdlandschaftsteil, Erdlandschaft, Erdraum, Erdteil; Nord- und Südhalbkugel).[2])

Staats- und Gesellschaftsform (Monarchie, Republik usw. mit den verschiedenen gesellschaftlichen Nennern: aristokratisch, bäuerlich-dörflich, bürgerlich-städtisch, hierarchisch, plutokratisch, proletarisch, Volksgemeinschaft; Besiedelungsdichte; Machtform).

Für das volle Verständnis dieses Ordnungsaufbaus sind noch zwei Nebengedanken wesentlich: Raum ist nicht nur als „der vom Menschen erfüllte Erdraum" (Prägung Hassingers) aufzufassen, und „Raum ist nicht verstanden als ein Territorium mit undurchlässigen Grenzen. Die geographische Umreißung dient nur zur Bestimmung eines Kraftfeldes, von dem politische (oder kulturgeschichtliche) Formkräfte einer bestimmten Art ausgehen" (Mirgeler).

Für das Sinnzeichen „Welt-Anschauung" liegen aus der jüngsten Vergangenheit zwei Begriffsbestimmungen vor, die um ihrer Wichtigkeit willen ungekürzt wiedergegeben werden müssen. Die eine stammt

1) Die glänzenden Ausführungen Haushofers, Geopolitik der Pan-Ideen S. 51 bringen mich auf den von der Indogermanistik bisher nicht ausgesprochenen Gedanken, daß Herkunft und Ausbreitung der Indogermanen dann restlos geklärt werden können, wenn man beides als Küstenprobleme ansieht; vgl. Englands Weltreich und die altgriechische Kolonisation. Selbstverständlich fallen damit Innerasien und Südrußland weg zugunsten des Nordatlantik- oder Ostseeraums. Aus Platzmangel muß ich mich mit dieser Andeutung begnügen.

2) Zu dieser Zweiteilung vgl. Ratzel, Anthropo-Geographie 1, S. 109f.

von Carl Eschweiler[1]) und lautet: „Das Wort 'Weltanschauung' ist noch ziemlich jung; es wird kaum älter als 150 Jahre sein.[2]) Sein Gebrauch ist noch nicht festgelegt und kann daher ein deutlicher oder verschwommener, ein guter oder schlechter sein. Der Begriff der Weltanschauung ist jedoch eine logisch bestimmte Formalität, ein besonderes Sinngebilde. Er ist vor allem durch diese beiden Merkmale bestimmt: Zunächst ist mit dem Begriff Weltanschauung die urteilsmäßige Stellungnahme zu dem Ganzen der menschlichen Wirklichkeit gemeint; spricht man daher z. B. von einer 'kapitalistischen Weltanschauung', so ist das schon formal logisch ein falscher Sprachgebrauch, weil die kapitalistische Wirtschaftsweise wie das Wirtschaftliche überhaupt nur einen Teil der Menschenwirklichkeit bezeichnen kann. Das zweite Wesensmerkmal des mit dem Worte Weltanschauung ausgedrückten Sinngehaltes ist der unbedingte und unmittelbare Gewißheits-Charakter des weltanschaulichen Stellungnehmens; eine bloße Meinung oder Wunschvorstellung als Weltanschauung auszugeben, ist also ein schlechter Sprachgebrauch." Soweit der katholische Religionsphilosoph Eschweiler. Seine Auffassung wird in wertvollster Weise ergänzt durch eine andere Begriffsbestimmung, welche wir dem Schöpfer einer Welt-Anschauung verdanken. Der Führer und Kanzler des Deutschen Reiches, Adolf Hitler, hat nämlich anläßlich des Reichsparteitages am 1. September 1933 in seiner umfassenden Rede zur Kulturtagung geäußert: „Schon im Worte 'Weltanschauung' liegt die feierliche Proklamation des Entschlusses, allen Handlungen eine bestimmte Ausgangsauffassung und damit sichtbare Tendenz zugrundezulegen. Eine solche Auffassung kann richtig oder falsch sein: sie ist der Ausgangspunkt für die Stellungnahme zu allen Erscheinungen und Vorgängen des Lebens und damit ein bindendes und verpflichtendes Gesetz für jedes Wirken. Je mehr sich nun eine solche Auffassung mit den natürlichen Gesetzen des organischen Lebens deckt, um so nützlicher wird ihre bewußte Anwendung für das Leben eines Volkes sein." Aus diesen beiden Begriffsbestimmungen lassen sich für das Verständnis des Gegenstandes „Raum und Welt-Anschauung" eine Fülle fruchtbarer Folgerungen ableiten und ungeahnt vertiefen, weil wir heute das seltene Erkennerglück genießen, in Gestalt des Faschismus,

1) Vgl. Münchner Neueste Nachrichten vom 10. August 1933, 86. Jahrgang, Nr. 217, S. 1f.

2) (Genauere Nachforschungen sind unmöglich, weil das Stichwort im großen „Deutschen Wörterbuch" der Gebrüder Grimm noch nicht behandelt ist. Wüst.)

Kemalismus und Nationalsozialismus eigenwüchsige Welt-Anschauungen vor uns zu sehen und beobachten zu können. Die erste Folgerung verlangt, daß die echte Welt-Anschauung in Gedanken, Worten, Werken ganzheitlich, geschlossen und weltwirklich sei. Die echte Welt-Anschauung muß infolgedessen alle tatsächlichen Lebensgebiete umspannen und bestimmend durchdringen: Erziehung, Kunst, Rasse, Religion, Schrifttum und Sprache, Staat und Staatsführung, Wirtschaft.[1]) Die zweite Folgerung erweist umgekehrt, daß es schon im keimhaften Wesen einer echten Welt-Anschauung liegen muß, immerzu den Anspruch auf Ganzheit, Geschlossenheit und Weltwirklichkeit zu erheben, wenn anders sie sich nicht selbst von vornherein preisgeben will. Ganzheit, Geschlossenheit und Weltwirklichkeit sind aber, wie schon die Wortformen aussprechen, nur in der Begrenztheit möglich, und Begrenztheit wiederum bedeutet soviel wie Abhängigkeit vom Raum und seiner Mannigfaltigkeit, wie sie S. 142 skizziert worden ist. Aus diesem Sachverhalt ergibt sich der dritte, unausweichliche Schluß, daß eine echte Welt-Anschauung an den Raum gebunden bleiben muß, dem sie entwuchs.[2]) Eine echte, völlig raumüberwindende Welt-Anschauung ist also unmöglich, es sei denn, sie gibt ihre drei Grundeigenschaften Ganzheit, Geschlossenheit, Weltwirklichkeit insgesamt oder teilweise, gewollt oder ungewollt, verloren. Jetzt, am Ende dieser Gedankenreihe versteht man auch, warum ich folgerichtig die Schreibung „Welt-Anschauung" eingeführt und die Trennung in zwei Bedeutungs- und Wortbestandteile mit je einer selbständigen Betonung festgehalten habe. Die bisherige *Wéltanschauung* ist falsch geprägt und viel zu eng, ganz im Sinne Eschweilers. An ihre Stelle tritt die echte *Wélt-Ánschauung*, welche in Laut- und Schriftbild ihre Raum-Bezogenheit klar zu erkennen gibt sowie im Gebrauch als deutlich abgegrenzt und festgelegt zu gelten hat. Denn die echte Welt-Anschauung ist ja nichts anderes als eine Neuordnung der Dinge, wodurch zugleich unerquickliche, alte Unordnung endgültig beseitigt wird.

Die beiden Sinnzeichen „Raum" und „Welt-Anschauung" sind umrissen. Jetzt heißt die Aufgabe, Formeln finden für den großen Gegenstand „Raum und Welt-Anschauung". Die Aufgabe ist nicht schwer, weil die Lösung sich fast restlos aus den beiden Begriffsbestimmungen

1) Nicht zufällig spricht also ein hervorragender Wortführer des Nationalsozialismus wie J. Goebbels grundsätzlich von dessen „totaler Idee".

2) Nicht zufällig hat also ein anderer Welt-Anschauungsschöpfer, Benito Mussolini, vom Faschismus geurteilt, er könne nicht aus Italien (Raum) exportiert werden.

selbst ablesen läßt. Demnach ergeben sich folgende vier Kraftfelder, (welche zugleich die Reihenfolge der Beispiele im nächsten Hauptabschnitt bestimmen):

Raum: Welt-Anschauung

Eine Welt-Anschauung erwächst auf natürlich-gesetzmäßige Weise in einem bestimmten Raum; arteigene Raumgebundenheit.[1])

Bei diesem Vorgang kann die Welt-Anschauung „ihren" Raum in Teilstücken schöpferisch umgestalten, nie aber ganz, weil sie sich sonst entwurzeln würde; artgemäße Raumbeeinflussung.[2])

Nur der tragende Raum selbst kann aus sich heraus „seiner" Welt-Anschauung raumüberwindende welt-anschauliche Teilstücke liefern; artgemäße Teil-Raumüberwindung.

Jede andere, von Machtgedanken oder Wanderungen veranlaßte Raumüberwindung geht auf Kosten der Anähnlichung, Angleichung, Anpassung, Umbildung oder gar Zertrümmerung einer ursprünglich ganzheitlichen, geschlossenen Welt-Anschauung; artfremder Versuch völliger Raumüberwindung.

Innerhalb dieser vier Kraftfelder von höchster, geschichtebildender, kulturschaffender Wirksamkeit sind die allerverschiedensten ursächlichen Zusammenhänge zwischen Raum und Welt-Anschauung denkbar und auch nachweisbar. Die Auseinandersetzung wird durchaus von Oswald Spenglers großartigem Gedankenentwurf (zu Anfang des zweiten Bandes seines „Untergang des Abendlandes") bestimmt. „Hie Periodizität, hie Polarität", „Hie Takt, hie Spannung" heißt das unabänderliche Gesetz, in dessen Vollzug es zu Kämpfen und Verträgen, Ausgleich und Frieden und wiederum entbrennenden Kämpfen kommt. Denn der Rücken der Erde wird immer geduldig oder widerspenstig den menschlichen Reiter tragen, wie Haushofer

1) Die unwandelbare Übereinstimmung zwischen Raum und Welt-Anschauung wäre dort in Reinform gegeben, wo eine Menschengemeinschaft irgendwelcher staatlichen Prägung unbeweglich lang in einem bekannten Raume seßhaft ist. Es ist aber kaum anzunehmen, daß dieser kostbare Sonderfall öfter nachweisbar ist; ein sicheres Beispiel ist etwa Australien, dessen Besiedelung durch Europäer wir historisch genauestens verfolgen können (seit 1788) und dessen englischer Bevölkerungsstammteil so gut wie keinem Aboriginer-Einfluß unterlag. Ähnlich mag Tibet zu beurteilen sein.

2) Hassinger stellt a. a. O. S. 117 fest: „In der Behandlung des Wechselspieles von Erdraum und Staat hat man allerdings oft nicht beiden Seiten dieser Beziehungen die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt und sich zumeist viel mehr für die Beantwortung der Frage: Welchen Einfluß nehmen Lage und Natur der Erdräume auf die Staaten? als für die Gegenfrage: Welchen Einfluß nimmt der Staat auf den Charakter der Erdräume? interessiert. Voll Genugtuung stelle ich als Außenseiter fest, daß ich unabhängig von dem angesehenen Geographen auf diese Möglichkeit stieß.

mit meisterhafter Anschaulichkeit ausgesprochen hat.[1]) Ich versuche, die wichtigsten dieser ursächlichen Zusammenhänge zu ermitteln und zugleich in Gruppen zusammenzufassen. Diese Gruppen nenne ich „Zwischenglieder", über deren Bedeutung man bei Maull nachlese. Zunächst freilich steht eine Tatsache ganz allein für sich, ohne der Gruppenbildung zu bedürfen, der Vorrang des Raums an sich. Kein Zweifel, daß dieser Vorrang sich früher, namentlich in vor- und urgeschichtlichen Zeiten, als das Menschengeschlecht überhaupt erst bildsam heranwuchs, ungleich nachhaltiger bemerkbar machte. Kein Zweifel, daß der Raum diesen Vorrang heute mehr denn jemals im Laufe der Menschheitsentwicklung teilen muß mit anderen Gestaltungskräften, die, wie Erziehung und Bildung, Charakter und Vererbung oder gar die Altersstufen der Kultur sowie des Einzelmenschen[2]), gleichberechtigt neben Boden und Umwelt, am Aufbau des Einzelmenschen und einer Welt-Anschauung mitwirken. Trotz alledem ist sein Einfluß auch heute noch unverkennbar mächtig, so mächtig, daß er eigentlich keines Beweises bedürfte. „Die kausale Abhängigkeit des Menschen von der Natur", betont Maull mit Recht, „muß als der wichtigste Grundsatz vorangestellt werden. Auf ihm beruht die Existenzberechtigung aller Anthropogeographie". Wir wissen heute genau, daß diese Abhängigkeit dreifach ist: physikalisch-chemisch, physiologisch, psychologisch. Schon Ratzel hat in seiner „Anthropo-Geographie" eine einigermaßen erschöpfende „Klassifikation der anthropogeographischen Tatsachen" gegeben. Und Graf Keyserling geht im „Reisetagebuch eines Philosophen" sogar so weit zu behaupten: „Es besteht wirklich ein notwendiger Konnex zwischen sämtlichen Elementen einer gegebenen Welt, so daß sich aus der Kenntnis einiger derselben die anderen bis zu einem gewissen Grade voraussagen lassen", eine Ansicht, die in ihrem Schlußteil nicht zuletzt als Arbeitshypothese festgehalten zu werden verdient. Kurz und gut, die Zusammengehörigkeit der Sinnzeichen „Raum und Welt-Anschauung" ist zwangsläufig, für ewig unaufhebbar und hätte nie bezweifelt werden sollen, geschweige denn aus der wissenschaftlichen Blickrichtung entlassen werden dürfen. Um die Vorrangstellung des Raums an sich gruppieren sich als wirkliche Zwischenglieder die

1) Einführung S. 2.

2) Ein Kennzeichen des einzelmenschlichen Alters ist namentlich die Rückkehr zu Natur und Boden, welche in den Schlußpartien des „Faust II" einen so ergreifenden Ausdruck findet. Von dieser Tatsache aus ergibt sich übrigens auch eine Bereicherung unseres eigentlichen Themas; man denke insbesondere an den Abschnitt „Raum und Schrifttum" S. 154f.

sensorischen Stufen. Sie führen uns auf die eingehender zu erörternde Frage: Wie gehen die Einwirkungen zwischen Raum und Welt-Anschauung überhaupt vor sich? Von vornherein ist hierbei der Anteil des Raumes klar. Seine Wirkungen sind entweder unmittelbar oder — wie z. B. über den Umweg durch Klima—Pflanzendecke—Tierwelt — mittelbar. Daneben sind kurz- und langfristige Einwirkungen denkbar. Der Ordnungsaufbau S. 142 veranschaulicht ungefähr, wieviele Möglichkeiten zu berücksichtigen sind. Anders steht es mit dem Anteil des Menschen. Spengler hat zwar im zweiten Bande seines „Untergang des Abendlandes" treffend gezeigt, daß für die Raumaufnahme das Auge als wichtigstes Organ in Betracht kommt, und dieser Beobachtung entspricht auch der sprachliche Befund — vgl. nur die Worte „Welt-Anschauung", „Weltbild" und vieles Ähnliche[1]) —, keineswegs ist dadurch aber auch schon die Tätigkeit der sensorischen Stufen selbst erschöpfend erläutert. Welche Unterschiede hier eintreten können, sieht man bald, wenn man an die große, grundlegende Einwirkung der Rassenbegabung[2]) denkt oder an die sog. Synästhesien, welche in allen Sprachstämmen der Erde eine nicht wegzudenkende Rolle spielen. Im ältesten indoarischen Schrifttum nehmen sich die gewiß noch altertümlicheren Fabeln vom Wettstreit der Organe so seltsam fremdartig aus, daß man unwillkürlich neben der vorwissenschaftlichen, priesterlichen Denkschulung auch den Einbruch des ganz andersartigen subtropischen Klimas in die arische Seele miterwägt. Die sensorischen Stufen gehen häufig, wie eben angedeutet, von der unmittelbaren Nachahmung der Natur aus; ausgezeichnete Beispiele findet man bei Ratzel. Daneben macht etwa Graf Keyserling auf einen schlagenden Beleg aufmerksam, wenn er notiert: „In Breiten, wo Licht- und Farbenkontraste so groß sind, daß die feineren Abstufungen unbemerkt bleiben, bringt es das visuell begabteste Volk nicht so weit in der Landschaftsmalerei, wie in Gegenden mit günstigeren Lichtbrechungsverhältnissen; nicht umsonst ist die des Westens in Holland, nicht in Italien aufgekommen und am weitesten gelangt. Japan nun zwingt das Auge zur Auffassung eben der Farben-

1) Lehrreich ist, wie daneben das einfache räumliche Durchmessen begriffsbildend wirkt, vgl. unsere „*Erfahrung*". In den gleichen Zusammenhang gehört die noch lange nicht genug gewürdigte Tatsache, daß die indogermanischen Völker vielfach das „*Leiden*" als „*Gehen*" empfinden.

2) Den unlöslichen Zusammenhang zwischen Raum und Rasse überhaupt hat für den Subkontinent Indien jüngst in unübertrefflich klarer, systematischer, zwingender Weise Egon Freiherr von Eickstedt geschildert (siehe „Schriftenverzeichnis").

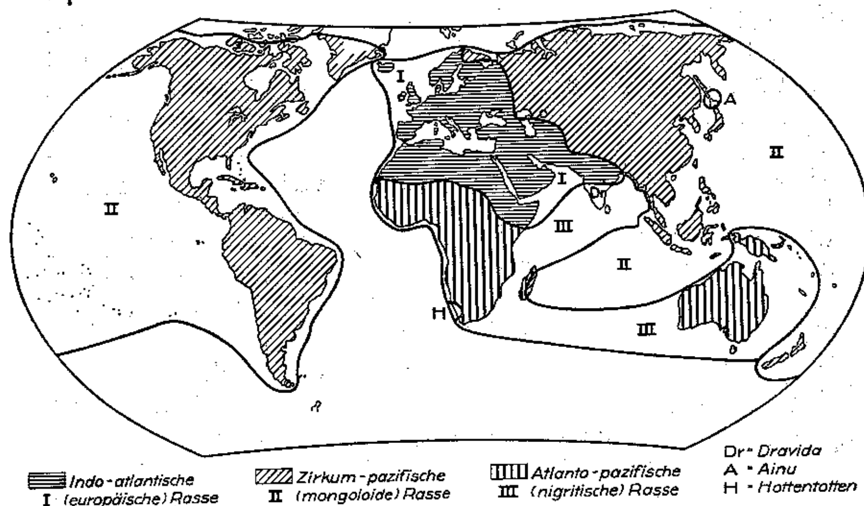


Abb. 34. Verbreitung der Hauptrassen. (Nach Vatter.)

und Formverhältnisse, die für die japanische Kunst charakteristisch sind; diese spezifische Nuance ist dort gegeben." Des weiteren denke man an die sensorischen Zwangswirkungen, welche die Reformation durch die planmäßige Zurückdrängung der Farben- und Augenkünste in den Gotteshäusern hervorgerufen hat. Von hier aus wird einem wiederum die merkwürdige Alpengleichgültigkeit so angesehener englischer Dichter wie Chaucer, Milton, Thomas Wyatt besser verständlich, die ein bezeichnendes Beispiel für die Wandlungsmöglichkeiten der sensorischen Stufen darstellt. „Das Auge war (damals) eben noch ungeschult, die Großartigkeit und Majestät der Bergwelt zu erfassen, sie ästhetisch zu bezwingen" (Spindler). Daß dieses organische Unvermögen aber, den Raumeindruck zu bewältigen, auch bei der Formung der damaligen Welt-Anschauung fühlbar mitgewirkt hat, liegt auf der Hand. Innerhalb der sensorischen Stufen sind ferner verschiedene seelische Reaktionen erkennbar, je nachdem die sinnliche Raumaufnahme durch ergänzungsbedürftige (konträr-komplementäre) oder selbstgenügsame (absolute) Personen vollzogen wird; ein ausgezeichneter Beleg hierfür ist in der Welt-Anschauung des Lamaismus zu finden: denn „welche Wirkung muß es auf das Gemüt des Nomaden ausüben, wenn er nach monatelanger Reise durch vereiste Gebirgswüsten, von einer Gebirgsstraße zur anderen klimmend, nach endlosen Beschwerden, bedroht von giftigen Dämpfen, von Stürmen und Räubern, die heiligen Stätten endlich erreicht, fruchtbare Täler, umgeben von großen und alten Bäumen, hochragende Tempelpaläste mit goldenen Dächern in prunkvollem Stil, mit all der Verfeinerung altindischer Kultur, bewohnt von den wiedergeborenen Heiligen, zu denen zu pilgern von allen zeitlichen und jenseitigen Schmerzen und Peinen befreit" (bei Wüst). Die Südsehnsucht der Germanen, Indien als „das peripherische Fruchtland und Lockland" (Maull) der Arier gehören in das gleiche Kapitel.

Andere Zwischenglieder treten zu den bereits erörterten Möglichkeiten. Ich denke dabei in erster Linie an den mächtigen Einfluß, den der Raum über die von ihm abhängige Besiedelungsdichte auf die Welt-Anschauung ausübt. Eines der besten Beispiele hierfür ist immer noch China, wozu man die einprägsame Schilderung bei Graf Keyserling aufschlage. Der tiefe Zusammenhang zwischen dem übervölkerten Boden und der Unterdrückung des bedeutenden Einzelnen ist ausgezeichnet gesehen. Wenn Keyserling dabei die Frage stellt: „Wie soll ein Original sich entwickeln inmitten so ungeheurer Massensuggestion?", so bringt uns das auf das wichtige Zwischengliedpaar Volksgesamtheit: großer Einzelmensch, dem im großen ganzen die weitere Zwischenstufe passives und aktives Raumbeeinflußtsein entspricht. Ich muß mich mit der Andeutung begnügen, daß der Anteil des großen Einzelmenschen an der Formung der Welt-Anschauung doch wesentlich größer ist als der der Masse. Schließlich sind immer wieder die grundlegenden Unterschiede zwischen Urschöpfung und nachträglicher Neubildung, zwischen Erlebnis und Stimmung gebührend zu beachten. Die entwicklungsgeschichtlichen Möglichkeiten, welche sich bei all den genannten Zwischenstufen ergeben können, sind in folgenden fünf Stufen enthalten, die ich zuerst für das Gebiet der Sprachgeschichte zusammengestellt habe, die aber ebensogut für jede andere geisteswissenschaftliche Entfaltung anwendbar sind. Ich unterscheide: die erbverwandte Schicht; die lehnverwandte Schicht; die elementarverwandte Schicht; die zufallsparallele Schicht; schließlich die alle vier Schichten zusammenfassende und weiterbildende eigenständige Schicht. Bei der Zergliederung des Gegenstandes „Raum und Welt-Anschauung" sind für den Anteil des Menschen die sensorischen Stufen und die fünf entwicklungsgeschichtlichen Stufen zweifellos die wesentlichsten Beobachtungsmittel.

DIE BEISPIELE

Den Beispielen, welche in der gleichen Reihenfolge wie die S. 145 beschriebenen vier Kraftfelder vorgeführt werden, schicke ich zum besonderen Verständnis drei grundsätzliche Bemerkungen voraus. Zunächst ist zu beachten, daß ich mir die Belege in erster Linie aus meinen Fachgebieten geholt habe, weil sie möglichst lehrhaft und richtungweisend wirken sollen und ein fester, einzelfachlicher Standort wohl auf längere Zeit hinaus für diese und ähnliche Themen vonnöten sein wird. Zweitens müssen wir die Belege zunächst in den meisten Fällen erst sozusagen aus einer Kruste falscher, historischer Etikettierung herauspräparieren und sie umhüllungsfreier sehen und verstehen lernen. Drittens ist zu betonen, daß Welt-Anschauungen von der ganzheitlichen Geschlossenheit wie die faschistische, kemalistische oder nationalsozialistische früher fast nirgends bestanden — vielleicht mit Ausnahme des Islam und des Katholizismus, denen man aber nur die Gleichgültigkeit des Buddhismus gegenüberzustellen braucht, um jene erste Behauptung richtig werten zu können. Aus diesem letzten Grunde ist es geboten, die „Urkunden" der verschiedenen Welt-Anschauungen in sieben Gruppen aufzuteilen: Raum und Charakter; Raum und Gesellschafts- sowie Kulturkreislehre; Raum und Staat; Raum und Sprache; Raum und Kunst; Raum und Religion; Raum und Weltbild sowie Weltanschauung im engeren Sinne.[1])

ARTEIGENE RAUMGEBUNDENHEIT

Noch Ratzel wollte die Frage des Nationalcharakters nur „mit der größten Zurückhaltung" besprechen. Heute haben wir so viele und so unwiderlegliche Zeugnisse in Händen, daß diese Zurückhaltung getrost aufgegeben werden darf. Wenn ich in nächster Nähe beginne, so hat gleich „Deutschland, das Herzland von Europa ... stets unter der Wirkung seiner Mittellage gestanden. Es hat tiefgreifend die Umwelt beeinflußt, und sein Schicksal ist ebensosehr von dort bestimmt worden".[2]) Der Hang zum Weltbürgertum sowie die Vorliebe für das Ausländische, Fremde, die nicht zuletzt den neuhochdeutschen Wortschatz so betrüblich verunstalten halfen, beide Eigenschaften müssen auf diese Mittellage, welche überdies ohne beherrschende Kernlandschaft ist, zurückgeführt werden. Ebenso sind Lebenslust, Liedfröhlichkeit und leichterer Sinn nicht zufällig in den

1) Auch Ratzel stuft in dem schon genannten Abschnitt „Natur und Geist" ab nach: Naturbefreundung, Nationalcharakter, Wissenschaft, Kunst, Poesie.
2) Maull, S. 693, und zu den Einzelheiten S. 693f.

rheinischen und oberrheinischen Weinlandschaften zu finden, ein gutes Beispiel für die mittelbare Massenwirkung des Raums und zugleich ein zwingender Beleg für mögliche Elementarverwandtschaft (vgl. die französischen und italienischen Weingegenden!). Wenn es richtig ist, daß die Kriminalität in Weingegenden ansteigt, ist damit auch ein Fall gegeben, wo Raum und Rechtspflege einander — wiederum mittelbar — zugeordnet sind. Des weiteren erwähne ich die verschiedenartige, sicher auch landschaftlich zu verstehende Ausgestaltung des Protestantismus durch Calvin, Zwingli, Luther, im selben Zusammenhang die in der Rhein-Rinne verlaufende reformierte Welle. Die eigentümlich-englische oder holländische (Erasmus von Rotterdam!) Färbung des Humanismus ist genau so landschaftlich bedingt wie der Tatbestand, den Friedrich Zoepfl[1]) beschreibt: „Die Rinascita als Kultur war ein Kind des sonnigen Südens, auf Sinnenfälligkeit eingestellt; das Äußere ward betont und gepflegt, der suchende, sinnende Mensch ward von ihr wenig befriedigt. Als Weltanschauung und Lebenshaltung vermochte jedoch die Renaissance in Deutschland nur schwer Wurzel zu fassen." Wir verändern den Schauplatz und gewahren die gleichen Gesetze. „Im Baskenland, in dem das Relief die Neigung zur Absonderung und zum Hang am Alten besonders begünstigt[2])", wird schon ein Einfluß des Gebirgsraums auf die Welt-Anschauung fühlbar, der sich sonst noch deutlicher bemerkbar macht. Ich nenne den Konservativismus und die Stilverspätung bei den Kelten in den Cambrian Mounts oder im Bergland von Cornwall (Rückzugsgebiete besiegter Aboriginer!). Elementarverwandtschaftlich ähnlich sind die nordwestindischen Kafirs zu beurteilen, welche sprachliche Formen und mythologische Vorstellungen bewahren, die bei keinem anderen neuindoarischen Stamme noch auffindbar sind. Umgekehrte Gebirgsraumwirkung ist es, wenn Ratzel neben Hausfleiß und Heimatliebe auch Wandertrieb verzeichnet. Aber die auf Bergboden gedeihende Welt-Anschauung ist andererseits auch verwandt mit der insularen, da Inseln ebenfalls Asylnatur und Konservativismus begünstigen (Ratzel). „Urwalddasein ist (dagegen völliges) Stagnieren" (Maull), da schon die Wirkungen des einfachen Waldes in dem den Menschen in allen seinen Lebensführungen Bedrängenden, Beengenden, in der fürchterlichen Unwegsamkeit sich äußern. Wie ein ganzer Erdteil, Australien, die innige Bindung zwischen Raum und Welt-Anschauung dartut, hat Walter Geisler in seinem Beitrag „Australien und Neuseeland" zu Haushofers Sam-

1) Deutsche Kulturgeschichte 2, S. 14.
2) Hermann Lautensach in Haushofers „Jenseits der Großmächte" S. 30.

melband „Jenseits der Großmächte" S. 372f., S. 381f., S. 382 überzeugend beschrieben. Der Fall „Australien" ist überhaupt geradezu einzigartig, weil er uns ermöglicht, eine Gesamt-Welt-Anschauung aus der Charakterzelle des Einzelmenschen herauswachsen zu sehen. Wegen Platzmangel muß ich angelegentlich bitten, die Stellen bei Geisler selbst nachzulesen. Nicht minder sind die pazifisch-polynesische Kleininselwelt und die „ethnisch für solche Reize empfangsfähige Rasse, wie die mongoloiden Wanderschwärme der Altpolynesier es gewesen sind", miteinander verflochten. Die welt-anschauliche Wirkung sehen wir vor uns im „kulturlichen Weitseelentum" sowie in der „Monumentalität der künstlerischen Formgliederung mit ihren verblüffenden Flächenwirkungen" (von Boeckmann); damit ist unbedingt zu vergleichen, wie Ratzel die „Einförmigkeit" des javanischen Menschenlebens mit der dortigen Naturumlagerung vereinigt. Der Monsun-Mensch ist eine glänzende Entdeckung Karl Haushofers, während Graf Keyserling überaus glückliche Formulierungen für die Raumbedingtheit der chinesischen Welt-Anschauung oder des Tropen-Menschen insgesamt findet. „Jeder wurzelechte Russe ist wesentlich (wenn auch nicht immer tatsächlich) eine weite, großzügige Natur" und nicht anders muß „der Hintergrund aller Asiaten" in der „konkreten Unendlichkeit", in der „Unendlichkeit im Raum und in der Zeit" gesucht und erkannt werden.[1]) In den beiden letzten Fällen durchdringen sich erbverwandte, elementarverwandte und zufallsparallele Schicht fast bis zur Unkenntlichkeit, so daß deren Trennung voraussichtlich schärfster Analyse bedarf. Klare eigenständige Schicht dagegen liegt vor, wenn Ratzel vorschlägt: „Man darf wohl den Gedanken anregen, ob die bis zur Haltlosigkeit gehende Beweglichkeit der Japaner nicht eine Wurzel in (dem) haltlosen, jeder Veränderung sich leicht anschmiegenden Wohnen habe". Selbstverständlich ist dieser Anregung uneingeschränkt zuzustimmen, zumal Ratzel anschließend auch noch an die (durch die häufigen Erdbeben hervorgerufenen) Feuersbrünste erinnert: alles in allem zwei mittelbare und eine unmittelbare Einwirkung des japanischen Raums auf den japanischen Nationalcharakter. Ich schließe mit ein paar Hinweisen auf den indischen Typus, für den sich die anthropogeographische Betrachtungsweise in geradezu ungeahnter Weise als fruchtbar erwiesen hat. Sie hat uns gelehrt, die vier, wiederum mittelbaren und unmittelbaren Naturbedingungen zu sehen, deren Zwangsvollstreckung sich der heldische indogermanisch-arische Mensch so

1) Beides bei Graf Keyserling, Reisetagebuch eines Philosophen 2, S. 484 und S. 485 unten.

schmählich hat beugen müssen: die nahezu äquatorialen Wohnsitze, das subtropische Klima, die maßlos und ungestüm wuchernde Pflanzen- und Tierwelt, schließlich die verderbliche Rassenmischung mit den bereits ansässigen Drāviḍas und Muṇḍas. Die Darlegungen des Grafen Keyserling, Hermann Oldenbergs, Walther Wüsts und Heinrich Zimmers haben schlüssig erwiesen, daß jede, auch die feinste geistesgeschichtliche Regung der indoarischen Welt-Anschauung mit Notwendigkeit jenem vierfachen Untergrund entwächst. Es ist leider unmöglich, das ganze, eindrucksvolle Bild auch nur skizzierend wiederzugeben. Man muß wenigstens Einzelnes gewaltsam aus dem Zusammenhange reißen, damit es Zeugnis ablege: so den Hang der Spätgeborenen zum Archaismus, die Ehrfurcht vor aller Überlieferung, das fast völlige Zurücktreten eigenwüchsiger Einzelpersönlichkeit — aber wie so ganz anders als in China! —, das ergänzungsbedürftige Ausschwingen zu allem Erstmaligen hin, das man noch für wirkungsmächtig inmitten einer ohnehin erdrückenden Natur hält, schließlich den tiefeingewurzelten Sexualismus. Diesen Tatsachen wiederum entsprechen die menschlichen Typen. Indien kennt den Propheten nicht — unkämpferischer Raum! —, dafür in vollendetster Ausformung den Asketen, den Gelehrten, die Hetäre. Selbst vor den Göttern macht diese Zwangsläufigkeit nicht Halt. Indien prägt Gottesprädikate, die dem Abendlande fremd sind, und umgekehrt, wie B. Heimann erkannt hat. Im indischen, ungeheuer großen Schrifttum gibt es kein echtes Drama, keine Tragik. Man ermesse die Tragweite dieser Behauptung, welche erst jüngst wieder von Hermann Weller[1]) treffend und von Grund aus bestätigt worden ist! Wenn man vor gar noch nicht langer Zeit die durch und durch erdhafte gesamtindoarische Kultur durch das Bild des Nyagrodha-Baumes *(Ficus Bengalensis* oder *Indica)* bezeichnet wissen wollte, so war damit ein Gleichnis von schicksalsträchtiger, tiefsinniger Bedeutsamkeit gefunden. Für das Verhältnis von Raum zu Gesellschafts- und Kulturkreislehre verweise ich summarisch auf die Forschungen Pater Wilhelm Schmidts, wie sie namentlich im zweiten Teile seiner „Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde" niedergelegt sind. Das wichtige Thema der räumlich bedingten Rassenmischung wurde schon genannt. Daß dieselbe Abhängigkeit von Natur und Boden auch für das indische Kastenwesen wie auch für das merkwürdig demokratisch-republikanische Königtum Indiens gilt, sei kurz angedeutet. Ebenso sei ganz kurz auch auf das schon beigebrachte Beispiel

1) Beiträge zur ind. Sprachwissenschaft und Religionsgeschichte 8, S. 18 bis 20.

aufmerksam gemacht, bei welchem ich die Ausdehnungsfähigkeit geopolitischer Betrachtungsweise auf Fragen des Rechts und der Staatswissenschaft festgestellt habe. So wie wir heute für die letztgenannten geisteswissenschaftlichen Fächer noch sehr auf weitere Ergänzungsarbeit angewiesen sind, können wir jetzt schon aus dem Vollen schöpfen für alles, was den Gegenstand Raum und Staat oder Staatsgeschichte anlangt. Denn dieser Gegenstand ist das eigentliche Arbeitsgebiet aller Geopolitik. Es genügt infolgedessen durchaus, wenn ich lediglich generell auf die im „Schriftenverzeichnis" genannten, ausgezeichneten, programmatischen Werke von Hennig und Maull hinweise und ganz Vereinzeltes stichwortartig im Vorbeigehen anführe: den „Kantönli-Geist" der Eidgenossenschaft, die „Kirchturmspolitik" des Stammtisch- und Spießbürgers, die Staatenlosigkeit des Steppennomadismus, die Vielstaaterei des Balkan. „Das ungemein zersplitterte und zerhackte Relief" Griechenlands, welches dem Einheitsstaat entgegenstand, ist genau so erkannt[1]) wie die große geopolitische Bedeutsamkeit der gebirgsumwallten iranischen Hochebene; bedauerlicherweise vergißt man bei dieser Gelegenheit immer wieder, die eindrucksvolle Studie zu erwähnen, welche H. H. Schaeder unter dem Titel „Die weltgeschichtliche Stellung Persiens" in „Auslandsstudien" 4, 1929, S. 116 bis 140 veröffentlicht hat. Die großen weltgeschichtlichen Vorgänge, welche, wie die Kreuzzüge oder das Entdeckungszeitalter, durch Raum-Erweiterung oder -Verengung Welt-Anschauungen beeinflussen, seien gleichfalls nur gestreift. Ein schlagender Beleg ist beispielsweise die Eroberung Konstantinopels 1453 n. Chr. Durch den Sturz des byzantinischen Kaiserreichs und den Einbruch des Islam wurde ein Großteil der „ungläubigen" griechischen Gelehrten gezwungen, samt Bücherschätzen und Handschriften auszuwandern. Das Ziel vieler hieß Italien, wo gerade die Welt-Anschauungen des Humanismus und der Renaissance im Aufblühen waren und bald kräftig die flüchtige griechische Gelehrsamkeit nutzten. Es ist also nicht zuviel behauptet, wenn man zwischen der Eroberung Konstantinopels und der genannten mittel- und südeuropäischen Welt-Anschauung einen ursächlichen, mittelbaren Zusammenhang annimmt. Derlei Tatbestände sind ja nun schon geraume Zeit wissenschaftliches Gemeingut. Überwiegend neuartig dagegen ist es, auch Sprache und Schrifttum in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Raum setzen zu wollen. Aber dieser Versuch hat in Wirklichkeit gar

1) Vgl. Otto Maull in Karl Haushofers „Jenseits der Großmächte" S. 170.

nichts Erstaunliches an sich, wenn man ihn nur folgerichtig durchdenkt. Ich beginne mit Bekanntem, zugleich der Keimzelle der Sprache, dem Sprechen. Wer hat nicht schon von dem unter Gebirgsvölkern vorzugsweise verbreiteten Kropf gehört? Wohl jeder. Aber es ist nur ein Denkgang von dieser Artikulationsbeeinflussung des Kropfes zum ästhetisch-stilistischen, allerdings mittelbaren Einfluß auf Reim und Rhythmus. Diese Folge ist ebenso unausweichlich, wie man jeder Dichtung aller Völker und Zeiten — mit Alexander von Humboldt — tragende Naturbestandteile belassen muß: die großartigen Gegensätze der Jahreszeiten (Anbruch des Frühlings usw.), das Wunder der Pflanzendecke, die Erhabenheit der Berghöhe (die allerdings gar nicht immer gleichmäßig beachtet wurde, vgl. S. 148)[1]). Beispiele anführen, wäre Raumverschwendung. Wenn der tibetische Heilige und Wandermönch Mi-la-ras-pa (1038—1122 n. Chr.) in seinen „Hunderttausend Gesängen" dichtet: „Eines jeglichen Seligen Geist ist so groß wie ein Berg", oder: „Jetzt, da die heilige Religion wie in einer Ebene ausgebreitet vor Euch liegt", so ersteht die hochasiatische Landschaft vor unseren Augen Stück um Stück. Von solchen Beispielen ist es nicht mehr weit zur Anerkenntnis verwickelter Zusammenhänge. Sie bestehen, wie wir erst seit kurzem genauer durch Friedrich von der Leyens „Volkstum und Dichtung" wissen, etwa für die isländische Prosa-Saga des 11.—13. Jahrhunderts, deren frische Wirklichkeitsnähe, herbe Wirklichkeitsstärke und sachliche Unabhängigkeit von fremden Vorbildern ebenso wie „die meisterhafte Kunst des kurzen, schweren Satzes" nicht denkbar sind ohne die insulare, subarktische Abgelegenheit des Landes selbst und dessen bäuerliche Bevölkerung. In den Grundzügen hat diesen Sachverhalt auch schon Ratzel erkannt, der außerdem auch noch für wesentlich hielt, daß die Saga winters erzählt werde. Wer das schärfste Gegenbild dieses Saga-Stils kennen lernen will, der lese Wort für Wort die meisterhafte Schilderung, die Hermann Oldenberg von der buddhistisch-indischen Erzählerkunst entworfen hat. Die Stichworte lauten jetzt: verhüllender Prunk, sinnlich biegsame Anmut, bizarre Unebenmäßigkeit, seltsamer Hang zu verworrener Massenhaftigkeit. Man sieht die subtropische Landschaft als Hintergrund, in dem es „an Luft und Licht, an freiem Raum" fehlt. Die gleiche Gesetzmäßigkeit hat zustandegebracht, daß Dantes Südtiroler Gebirgserlebnis in seiner „Divina Commedia" einen so unvergleichlichen Niederschlag

1) Graf Keyserling zieht, 1, S. 372, eine Querverbindung zwischen dem Himālaya und dem ungeheuer großen altindoarischen Heldengedicht Mahābhārata.

fand, wie nicht anders auch der Raum sich in der Formung der Tierfabel seinen großen mittelbaren Einfluß zu wahren wußte. Längst ist auch erwiesen, daß die ganze sprachwissenschaftliche Entwicklungskurve eine Raumkoordinate hat: ich erinnere an die Bauernsprache des überaus altertümlichen Litauischen, an den unbeweglich zähen Lautstand des Alt-Indoarischen, der durchaus in die oben S. 152f. geschilderten Zusammenhänge einzugliedern ist. Seit meiner „Stilgeschichte und Chronologie des Ṛgveda" weiß man auch, daß die altindoarische Wortzusammensetzung, genau so wie die Verb-Flucht, klimatisch mitbedingt sein muß. Denn Einfluß des primitiven Austro-Asiatischen oder Sino-Tibetischen kommt nicht in Frage, ebenso wenig das Drāviḍische, dessen gesamte Sprachkunstlehre (Poetik) sich ja auf dem arischen Vorbild aufbaut. Ferner wird die Wortzusammensetzung im nordwestindischen, ältesten indoarischen Text, dem Ṛgveda, äußerst sparsam gehandhabt, während sie mit der arischen Ausbreitung nach Osten stufenweise zunimmt, um schließlich, allerdings auch unter dem mitbestimmenden Einfluß der priesterlichen Hochsprache, in der Kunstdichtung Ost- und Südindiens ihren übersteigerten Höhepunkt zu erreichen. Ich bin überzeugt, daß eine ähnliche Beweisführung eines Tages auch durchdringen wird für das Verständnis der Passiv-Konstruktion des späteren Sanskrit, auf die ja nur vier Hauptthesen angewendet werden können: Drāviḍa-Entlehnung (mit mittelbarem Raum-Einfluß), *Honorificum*-Bildung, Klima-Einfluß, oder alle drei Möglichkeiten zusammen. Dann ist es aber lediglich eine einfache Schlußfolgerung, dem Aufkommen wichtigster religiös-philosophischer indoarischer Fachausdrücke wie *tapas-*, „Askese", *dīkṣā-*, „Weihe", *nirvāṇa-*, „Erlösung", *śoka-*, „Kummer", die alle zur Sphäre des „Brennens" bzw. „Verlöschens" in Beziehung stehen, dasselbe Zugeständnis zu machen. Einen anderen Sachverhalt deckt Ratzel auf, wenn er urteilt: „Dem im Vergleiche zum Deutschen, fast noch nomadenhaft beweglichen Nordamerikaner hat man nicht ohne Recht die 'Poesie der Örtlichkeiten' abgesprochen." Aus diesen und ähnlichen Zusammenhängen erwächst der Anthropogeographie die schöne Zukunftsaufgabe, Bilder, Satzformen und Vergleiche der Sprachen übereinstimmend gebauter Landschaften (wie Tibets und der Schweiz) zusammenzuordnen, den bleibenden Grundstock dem Befund einer Kontrastlandschaft (etwa Hollands) gegenüberzustellen und dergestalt Ratzels Satz als irrig darzutun: „Die Landschaften können nicht unmittelbar mit Bezug auf diese Wirkungen miteinander in Vergleich gesetzt werden". Welch ein Kapitel tut sich aber erst auf, wenn wir den großen Gegenstand

Raum und (bildende) Kunst erwägen. Es wimmelt geradezu von schlagenden Belegen aller Art, angefangen bei Materialbeschaffung und Materialbeschaffenheit[1]) bis hin zur unmittelbaren Naturschau und Beeinflussung der künstlerischen Vorwürfe. Ich wähle Einzelnes aus dieser Fülle aus. Man kennt den Bund, der zwischen russischer Steppe und slavischer Musik gestiftet ist. Man kennt die mit der Marienkirche von Lübeck (1270—1310 n. Chr.) einsetzende nord- und niederdeutsche Backsteingotik, die „aus Mangel an Natursteinen zunächst, dann auch aus Stolz auf die neu gefundene Eigenart dieser Bauform" (Schneider) betrieben wird. Die Ebene ermöglicht Sandsteinkunst, das Hochgebirge Granitkunst, Stromlandschaften, z. B. die des Indus (Harappa-Mohenjo Daro-Kultur!) oder des Nils oder des Zweistromlands, Ziegelsteinkunst. Lehmstädte wie Herat, Isfahan, Schiras sind für das iranische Hochland bezeichnend, für den Oberrhein die aus rotem Sandstein gebauten Dome und Münster von Basel bis Worms und Heidelberg. (Über ihr Einzugsgebiet J. Ponten.) „Weniger klar ist der so oft behauptete Einfluß unsrer 'Buchenhallen' auf die Gotik" (Ratzel), da man ebenso gut an das Vorbild des Hochgebirgs denken mag. Um so sicherer stehen dafür wiederum andere Belege anderer Schauplätze. Die großartige Felsdenkmalkunst des buddhistischen Herrschers Aśoka baut sich auf dem Sandstein von Chunar auf (dem sich der iranische, ähnlich landschaftlich bedingte Fremdeinfluß der Achämeniden beigesellt). Nicht anders ist die gesamte, ganz frühe Holzschnitzkunst Indiens wie die von ihr ausgehende Tempelplastik einzig und allein durch das reiche Material der Pflanzendecke erst technisch möglich und künstlerisch angeregt worden. Was der Raum in diesem Fall schöpferisch gegeben, hat er aber diabolisch auch wieder genommen. Die Zeugnisse frühindischer Holzschnitzkunst erliegen nämlich so restlos Witterungseinflüssen und Termiten, daß das für Indien unerhörte Beispiel eines abgerissenen (Kunst-)Traditionalismus zustande kommt. Ein ähnlicher Ursachenablauf regiert auch die indische Schreibkunst, welche sich zwar aus landschaftlichen Gegebenheiten heraus der Birken- und Palmblatthandschriften bedienen kann, dafür aber ebenso stark dem Klima und der Zerstörungslust der Insekten ausgesetzt ist. Selbstverständlich ist es bei dieser Sachlage kein Zufall, warum die ältesten indischen Manuskripte sich gerade in Gebirgslandschaften am besten erhalten haben — in Kaschmir und Nepal (hier auch gesichert vor islamischem Eiferertum) — und warum der malerisch-runde, dem

1) Mit guten, zum Teil sehr guten Beispielen dargelegt von Ratzel 1, S. 424f., S. 428f.

Material angepaßte Ductus so widerstandslos vor dem sonst raumwidrigen europäischen Fremdeinfluß kapitulierte. Die nordisch-skandinavischen Runeninschriften dagegen, deren eckiger Zug gleichfalls durchaus vom Stein-Material bedingt wird, haben sich bis auf den heutigen Tag dank der umgebenden Felslandschaft fast unversehrt erhalten. Schließlich buche ich noch ein paar Sonderfälle, die ein geradezu seltsam anmutendes Verhältnis zwischen Raum und Kunst sowie Kunsthandwerk aufdecken, nämlich: die vorgeschichtliche nordische Moorkonservierung, den Denkmalschutz des Wüstenflugsandes (Ostturkestan!) und die Bewahrung kostbarer Papyri durch das ägyptische Trockenklima (während all die anderen im Mittelmeerraum und gelegentlich auch darüber hinaus verwendeten Papyri durch die Ungunst der Witterung oder die Einwirkung des Lichtes längst vernichtet worden sind). Erdgeschichte und Erdgeschichtsschreibung stünden ärmer da ohne diesen wohltätigen, mittelbaren Einfluß des Raumes. Für den Gesamtgegenstand der Malerei verweise ich auf die vorne zu den „sensorischen Stufen" beigebrachten Beispiele, außerdem auf die Behandlung bei Ratzel I, S. 429—431; jede weitere Darlegung ist hier überflüssig. Zu dem nicht minder umfassenden Thema Raum und Religion leiten eine Menge doppeldeutiger Belege über, die ebenso gut auch der vorhergehenden Beispielgruppe hätten angehören können: die vorgeschichtlichen Bergheiligtümer[1]), die Jagdzauber bezweckenden magischen Tierzeichnungen der Steinzeitmenschen, die mehr- und vielarmigen Göttergestalten des unübersichtlich reichen Hinduismus, den Kunst- wie Religionsgeschichte schon länger auch als vegetativen Vorgang würdigen. Ratzel hat die feinsinnige Frage gestellt: „... ist es nicht ... selbst für unsre Zeit eine grundverschiedene Sache, ob ein Volk seinen Gott in einem granitenen oder backsteinernen Hause verehrt ...?" Man wird kaum zögern, diese Frage zu bejahen, um so mehr als die Religionspsychologie im Verein mit der Kunstgeschichte einen ähnlichen Fall ermittelt hat: die unterschiedliche Wechselwirkung zwischen Tempelfensterweite und der seelischen Haltung des Beters; für Indien sei auf Orientalistische Literaturzeitung 1931, Sp. 810 aufmerksam gemacht. Neben diesen mehr zierrathaft wirkenden Einzelheiten treten die durchlaufenden Hauptlinien um so plastischer hervor. Die großen Religionsformen Asiens — Buddhismus, Hinduis-

1) Graf Keyserling erwägt, I, S. 371f., einen Zusammenhang zwischen indischer Götterentwicklung und dem Himālaya. „Freilich muß dort, wenn irgendwo, das Reich der Götter liegen ... In dieser Natur wird das Überschwängliche von selbst."

mus, Islam, Konfuzianismus, Lamaismus, Manichäismus, Parsismus, Schintoismus, Taoismus — sind überwiegend in der subtropischen Trockenzone entstanden und haben auch nur in dieser Erdlandschaft eine wirkliche Aufwärtsentwicklung erlebt, mit der man, um ganz klar zu sehen, die kümmerlichen Einwurzelungsversuche des Buddhismus in Europa vergleiche. Hier waltet augenscheinlich eine große Gesetzmäßigkeit, die man nicht unpassend auf die verschiedenartigen Lebensführungen selbst zurückleitet, auf die *Vita contemplativa* des Südens mit seinen ungleich besseren, leichteren Daseinsbedingungen und auf die nördliche *Vita activa*, welche einer durchschnittlich ungünstigeren Umwelt das Meiste kämpferisch abtrotzen muß. Rassenverschiedenheiten treten, als mittelbare Raumwirkungen, hinzu, während bspw. „der Einfluß der physischen Kammerung, der Syrien-Palästina zu einem Land ... der Sektenbildung macht" (Maull), als unmittelbarer Bodeneinfluß angesprochen werden muß. Unbestreitbar groß ist auch die Tätigkeit des Raums im Vorreligiösen, in aller Mythologie. von Boeckmann hat Sonnenmythik und Monotheismus der polynesischen Kultur aus dem pazifischen Raum entwickelt. Dasselbe kann für die mesopotamische Sintflut-Sage, für das im deutschen Wald dahinziehende „Wilde, Wütende Heer", schließlich für das ganze Pantheon der Wüstengötter (dazu Keyserling I, S. 12f.) geschehen. Der Gesamttypus der von Usener so genannten „Sondergottheiten" ist großenteils aus primären Raumgegebenheiten herleitbar. Beispiele sind genug zur Hand. In den vorzeitlichen Höhlen der Wildkirchli-Kultur sind Schädelsetzungen als Zeugnisse uralter Bärenverehrung angehäuft. Bei den Dschagga-Negern erfährt die Banane als wichtigste Kulturleitpflanze religiöse Weihe. Die Jakuten an der Lena glauben an einen „Gott der Raubtiere", an einen „Gott der Eisfüchse", an einen „Gott der Schneehühner". Die vorlamaistische Bon-Religion Tibets hat uns einen „Geist des Felsens", „Dämonen des Gebirges, die das Gesicht des Schnees zeigen", den „kleinen Fisch Goldauge" und „das blaue Wasserpferd" hinterlassen. In allen drei Gruppen sehen wir hinter diesen mythischen Wesenheiten die sie zeugende Landschaft. Uralt sind die Zusammenhänge zwischen Raum und Sterndienst (Monat, Mond, Zeiteinteilung), fast noch nicht klargestellt diejenigen zwischen Raum und Opfer, zwischen Raum und Totemismus, zwischen Raum und religiösen Verboten und Geboten (man denke an die indische Ahimsā!). Dabei ließen sich aus derartigen Tatsachen die wertvollsten Schlüsse auf überwundene Kulturzustände, frühere Sitten, ältere Wohnsitze, verschollene Wanderungen ziehen, weil ja

bekanntlich die Religion am zähesten ihr Brauchtum festhält.[1]) Ich erinnere nur im Vorbeigehen daran, daß noch heute bei gewissen christlichen Ritualen Schwamm und Stein statt des bequemeren Zündholzes verwendet werden. Einen Abschnitt für sich stellen auch die Weltentstehungssagen dar, bei denen die Ur-Elemente des Raums — Äther, Erde, Feuer, Wasser, Wind — als Werkstoff dienen. So spielt das Wasser bei Thales von Milet eine wesentliche Rolle; wir erkennen sie wieder in den mancherlei Brāhmana-Erzählungen der Indoarier. All das sind Stücke, Trümmer alter Welt-Anschauungen, denen manchmal gleichalte erdkundliche Welt-Bilder zur Seite stehen. Oft wechseln sie von Volk zu Volk und immer sind sie im Altertum am lehrreichsten[2]), da natürlich die Neuzeit kraft ihrer höchstentwickelten Wissenschaftslehre ausgleichend und zerstörend gewirkt hat. Die indischen Welt-Bilder hat Kirfel gesammelt — die Jaina bspw. stellen sich die bewohnte Erde als Spindel vor —, aber sie harren noch ihrer endgültigen anthropogeographischen Deutung. Zur Gesamtfrage hat Ratzel 2, S. 48f. einiges beigesteuert, daneben ist vor allem der Studien Albert Herrmanns zu gedenken; vgl. den Beitrag Otto Maulls zu diesem Bande „Die Erde als Lebensraum". Auch die tibetischen Lebensräder dürfen in diesem Zusammenhange nicht vergessen werden. Ein kurzes Nachwort sei noch der raumgemäßen Entfaltung der Welt-Anschauungen (im engeren und weiteren Sinne) gewidmet. Das Thema ist im Voraufgegangenen schon so häufig gestreift worden, daß an dieser Stelle wenige, ganz knappe Hinweise genügen. Ich verweise noch einmal auf die in den Grundlinien schon gezeichnete indische Entwicklung, an der der Hinduismus teilhat. Den Buddhismus in seiner raumüberwindenden Glaubensausbreitung wird wohl Prof. Oberhummers eigener Beitrag zu diesem Sammelbande schildern. Der Jinismus, der ältere Bruder des Buddhismus, ist, verglichen mit ihm, das Schulbeispiel einer durch und durch raumgebundenen Welt-Anschauung, die mit Indien steht

1) Ein klassisches Beispiel ist die von Alfred Hillebrandt in seiner „Vedischen Mythologie" vorgetragene Entdeckung, daß der Dämon Vṛtra eine im indischen Lebensraum fremde Gestalt sei, die man vielmehr aus einer nordischen Heimat herleiten müsse.

2) Selbst das frühe Mittelalter bietet noch manches Wertvolle. Vor mir liegt eine Weltkarte, gezeichnet um 1200 n. Chr. Die bewohnbare Erde ist als kreisrunde Scheibe dargestellt, eingeteilt in den Halbkreis Asien und je einen Viertelkreis Afrika und Europa. Im Treffpunkt der Erdteilgrenzen liegt die „Weltstadt" Jerusalem (gemäß Ezechiel V 5). Die Auswirkung solcher Welt-Bilder auf politisch-religiöse Welt-Anschauungen liegt auf der Hand.

und fällt. Nicht anders verhält es sich auch mit dem Lamaismus, für den ich meine im „Schriftenverzeichnis" angegebene Studie nachzulesen bitte.

ARTGEMÄSSE RAUMBEEINFLUSSUNG

Die Leitformel dieser Untergruppe findet man S. 45. Die sachliche Anordnung der Beispiele, soweit solche zu den einzelnen sieben Sachabteilungen einer Welt-Anschauung vorhanden sind, bleibt gewahrt; ich beschränke mich jedoch auf einen schlagwortartigen Begleittext, um die wertvollen Belege, die in dieser Fülle sonst wohl nirgends gesammelt sind, möglichst vollständig vorführen zu können. Sie ergeben ein eindrucksvolles Bild von der diesmal welt-anschaulich geformten Kulturgestalt des Raumes. In die Gruppe „Charakter" gehören die von dem arischen Religionsstifter Zarathustra aufgestellten sittlichen Höchstforderungen an seine Gemeinde (durch Förderung des Ackerbaus und Pflege der Viehzucht) der iranischen Hochsteppenlandschaft entgegenzuwirken, sie kultivierend umzugestalten. Der Gruppe „Gesellschafts- und Kulturkreis-Lehre" sind einzureihen die eigenartigen, großzügigen Planungen des Nationalsozialismus: die „Braunen Häuser", das „Haus der deutschen Erziehergemeinschaft", die „Kameradschaftshäuser" der Deutschen Studentenschaft, das „Haus der Deutschen Kunst". Zwei der Belege könnten auch anderen Gruppen zugezählt werden, das erste und das letzte. Machtvoll ist der Anteil des „Staats" in seinen verschiedenartigen Ausprägungen, worunter auch die welt-anschaulichen Formen des Faschismus und des Nationalsozialismus mitinbegriffen sind: Chinesische Mauer, die außerdem einen welt-anschaulichen Raum sozusagen luftdicht abschließt[1]); mehr als 70 Städtegründungen Alexanders des Großen (beginnende Kulturweite des Hellenismus); Aquädukte, Legionärstraßen, Limes der Römer; Fossa Carolina Karls des Großen; willkürliche Städtegründungen des Absolutismus an naturunbegünstigten Landschaftsstellen (Berlin, Karlsruhe, St. Petersburg); Festungs- und Wehrbauten Frankreichs an seiner Ostgrenze (Sicherheitsbedürfnis der konservativen Finanz- und Rentner-Welt-Anschauung); Afridi-Hausburgen an der nordwestindischen Grenze (Khaiber-Paß); Hafenstützpunkte Englands (Gibraltar,

1) Man sieht dies an höchst lehrreichen Einzelheiten: als der berühmte Pilger Yüan Chwāng im 7. Jahrh. n. Chr. seine Reise nach der Glaubensheimat Indien antritt, tut er dies von den Wachtürmen der Chinesischen Mauer aus; in denselben Wachtürmen — historisch gesehen — fanden sich die ältesten Zeugnisse soghdischer Briefkunst.

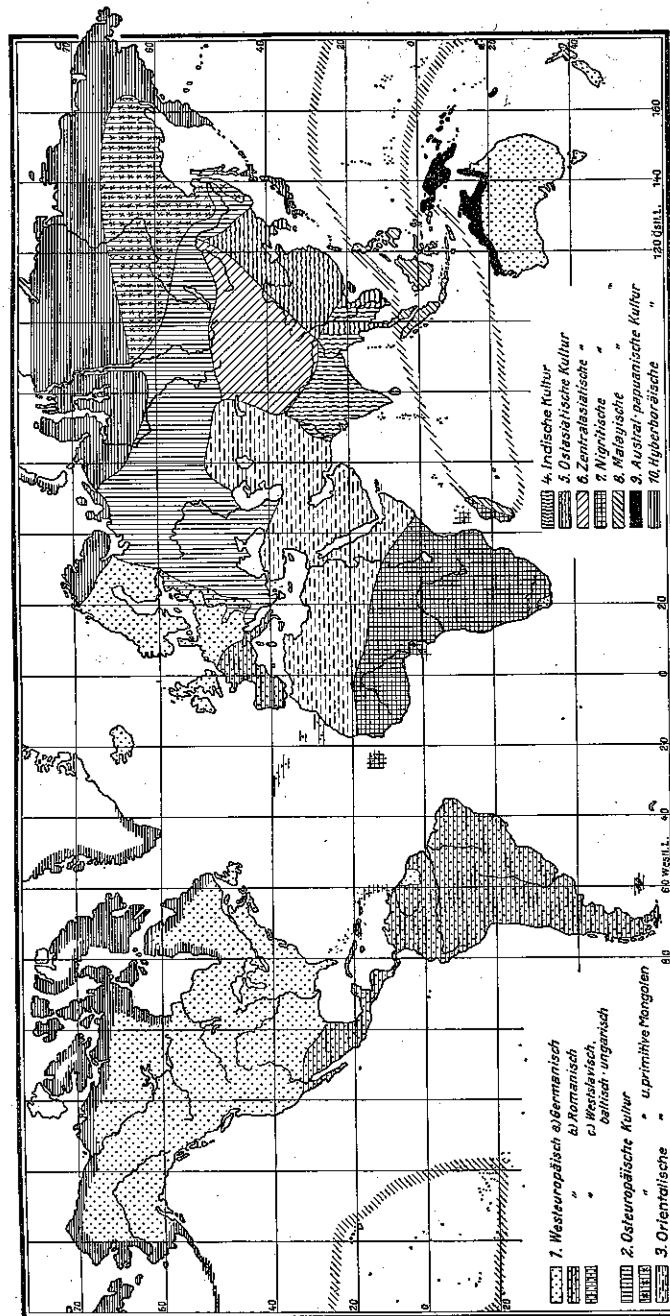


Abb. 35. Die Kulturreiche der Erde. (Von Karl Sapper.)

Cypern, Aden, Singapore); Nutzbarmachung des Agro Pontino-Sumpfgebietes und Gründung der Siedlung Littoria durch den Faschismus; Eider-Abdämmung durch den Nationalsozialismus; Reichsautobahnen-Plan Adolf Hitlers (wie Chinesische Mauer und Limes aus geschlossener Reichsgesinnung erwachsen); schließlich sind zu erwähnen „weitgehende Umgestaltungen der natürlichen hydrographischen Verhältnisse . . ., indem Flüsse begradigt, Ufer verbaut, Altwässer abgeschnürt, neue Durchstiche angelegt, Kanäle, Schleusen und Hafenbecken gebaut, Staustufen und Kraftwerke errichtet, Staubecken aufgefüllt, Seespiegel abgesenkt werden, Küstenverbauungen gegen Sturmfluten und Dünenwanderungen entstehen, Eindeichungen und Polderanlagen geschaffen und Inseln landfest gemacht werden" (Hassinger)[1]. Die Raumbeeinflussung einer Staats-Welt-Anschauung mittels Sprache und Schrifttum tritt deutlich zutage in der Namensumtaufe von Bergen, Plätzen, Siedlungen und Straßen, wie sie beispielsweise der Nationalsozialismus vollzogen hat (ähnlich der Faschismus, oder der Bolschewismus: St. Petersburg — Petrograd — Leningrad). Die Wichtigkeit des geschlossenen Raumbildes für die ganzheitliche Welt-Anschauung wird dadurch erneut bestätigt. Auf dem Umweg über die „Kunst" aller Gradstufen hat der Raum gleichfalls starke welt-anschauliche Eingriffe sich gefallen lassen müssen: die „Hängenden Gärten" der Semiramis; Monumentalbauten wie die ägyptischen Königsgräber und Pyramiden (mit gleichzeitiger religiöser Nebenbedeutung); die Basilika des Hellenismus nebst den „Sieben Weltwundern" (darunter das Mausoleum in Halikarnaß, 350 v. Chr., sowie der über 100 m hohe Pharus-Leuchtturm von Alexandria, um 280 v. Chr.: wiederum Kulturweite des Hellenismus)[2]; die arabisch-islamische Alhambra in Granada; Ratshäuser, Schlachthäuser, Waaghäuser, Zunfthäuser im 17. Jahrh. des bürgerlichen Brabant, Holland, Flandern; französische Gartenbaukünste und Schloßanlagen im Zeitalter des Merkantilismus und Rokoko (bei gleichzeitiger Abneigung gegen die Alpen: Spindler S. 5 und 8); die großen englischen Eisenbauten seit 1779, wo Derby und Wilkinson die erste gußeiserne Brücke konstruieren; Kristallpalast der Londoner Weltausstellung 1851 (Empire-Idee); die nordamerikanischen Hoch-

1) Hier wäre das Beispiel der Zuider-See anzuführen, wenn nur ein größerer, welt-anschaulicher Ausgangspunkt sichtbar würde.

2) „Die Verbindung der Bauwerke mit der Landschaft wird gesucht; es gibt ungeheure Entwürfe zur Landschaftsplastik, wie den, den Berg Athos zu einem Alexanderbild zu machen, eine Gartenkunst, die große Parks mit Wasserwerken und Ausblicken auf Bauwerke und Denkmäler anlegt"; vgl. Schneider I, S. 431.

häuser und Wolkenkratzer (unter dem Einfluß pluto- und technokratischer Machtgesinnung); Eisenbahngroßlinien (Sibirien, Turkestan, U.S.A.); Kanalbauten (Panama-K.; Plan des binnenfranzösischen Kanals zwischen den Kriegshäfen Cherbourg und Toulon, Rhein-Main-Donau-Anlage, Suez-K.). Aber auch die einfachste Siedelung schon versucht sich an dieser welt-anschaulichen Raumgestaltung: der mit Rinde und dürren Schindeln gedeckte, altisländische Bauernhof stellt als Landschaftsformung einen Gegensatz dar zu dem tibetischen, schwarzen, aus Yakhaaren gewobenen Nomadenzelt, wie man ihn schärfer, aber auch lehrreicher kaum denken mag. Die dritte, große welt-anschauliche Gruppe, welche dem sie artgemäß umlagernden Raum Malzeichen ihrer Gesinnung aufzwingt, ist die der Religion. Die Zeugnisse erstrecken sich von den ältesten Zeiten des Menschwerdens bis herein in unsere Gegenwart und zählen zu den anschaulichsten, farbigsten Beispielen dieser Abteilung: astronomisch-zauberischen Zwecken dienende Steinsäulen und Steinsetzungen der Jungsteinzeit; die ägyptischen Pyramiden nebst Grabkammern und Sonnentempeln (zum Ausdruck erneuerter Sonnenanbetung); der dem Reichsgott Marduk zu Ehren errichtete Turm von Babel, einer der mächtigsten Kultbauten des gesamten Altertums; Höhlentempel des Buddhismus in Ajaṇṭā, Elurā und im afghanischen Bāmiyān; Pagoden und Stūpas des Buddhismus, Glockentürme, Katakomben und Bergklöster (Athos, Monte Cassino) des Christentums, die südindischen Gopuras des Hinduismus, Minaretts und Moscheen des Islam; die malerischen Hochgebirgsformen des Lamaismus (Bergabteien, Felsentempel, Obos, Riesenmaṇis und Tschorten); kirchlich-religiöse Mittelpunkte wie der Potala-Palast in Lhasa, Peterskirche und Vatikan in Rom; (die Schöpfung der „Città del Vaticano" beweist, daß auch die vergeistigtste Welt-Anschauung einer politisch-räumlichen Kernlandschaft auf die Dauer nicht entraten kann). Die kulturschöpferische Tätigkeit der Mormonen hat sich in Salt Lake City ein dauerndes Denkmal gesetzt, katholische Farbenfreudigkeit und Symbolik brechen auch in den abgelegensten Landschaftsstellen noch diesseitig-sieghaft durch, während der evangelisch-reine Protestantismus nichts von alledem sein Eigen nennt, ja sogar im Anfang seiner Entfaltung eine regelrechte Bilderstürmerei entfesselt hat. Wir sehen hier den einzigartigen Fall vor uns, daß eine Welt-Anschauung den sie umgebenden Raum auch einzelner Ausstattungsstücke berauben kann. Der Kemalismus, welcher alttürkisches Brauchtum, alttürkische Tracht als unmittelbare Ausdrucksformen des klein- und zentralasiatischen Raumes von Grund aus ausrotten will, gehört in die gleiche Beispielklasse.

ARTGEMÄSSE TEIL-RAUMÜBERWINDUNG

Die hier vereinigte Beispielgruppe, deren begriffliche Formel man S. 145 findet, ist besonders schwierig und will durchaus nur als Versuch gewertet sein, da Vorarbeiten meines Wissens so gut wie ganz fehlen. Ich beginne mit Einzelheiten, die allerdings beweiskräftig genug sind. Der hochasiatisch-tibetische Raum, der als gegebene Welt-Anschauung den Lamaismus umschließt, hat zwei religiöse Gestalttypen hervorgebracht, deren zweifelsfreie Beschreibung wir der belgisch-französischen Forscherin Alexandra David-Neel verdanken. Der erste Typus ist der *Lun-gom-pa*, „ein Kraftmensch, der, ohne sich durch Nahrung oder Ruhepause zu stärken, außerordentlich schnell große Entfernungen zurücklegen kann".[1]) Der oft über Hunderte von Kilometern gehende Lauf wird im Trance-Zustand vollzogen und dient tiefgeistiger Erbauung. Sein Schauplatz ist vorzugsweise die unendliche Einsamkeit der nordtibetischen Graswüste. Denn „große öde Strecken, flacher Boden und die Zeit des Zwielichts gelten als förderlich". Den zweiten Typus stellen die sogenannten *Respa*-Meister dar, welche nach ausgeklügelten Geheimvorschriften das *Tumo*, d. h. „innere Wärme", in sich ausbilden, was ihnen gestattet, nackt oder nur ganz leicht bekleidet, ohne Feuer, mitten im Schnee in einer Höhe von 4000—5000 m den Winter zu verbringen (vgl. „Heilige und Hexer" S. 212—223). In beiden Fällen liefert der Raum Werkstücke zu seiner welt-anschaulichen Teilbewältigung. Ein ausgezeichnetes Gegenstück, das ich aber nur kurz skizzieren kann, bewahrt die arische Welt-Anschauung Indiens und Irans im Höllenfahrtsgedanken, im Abstieg zur Todeswelt.[2]) Die iranische, kämpferische Hochsteppenlandschaft hat dem Mazdaismus geholfen, diese Vorstellungen in heldisch-tätiger Gesinnung zu entfalten. Der gute, höchste, lichte Geist, der Wahrer und Walter alles Guten und Gerechten, dringt in Gestalt des „Heiland" beim Endkampf der Zeiten in die Wohnstatt der bösen Finsternis und überwindet sie. Indien kann, gemäß seinem ganzen landschaftlichen Aufbau, diese Gedanken gar nicht zu denken wagen. Hier begleitet beispielsweise Viṣṇu die armen Seelen lediglich zur Hölle, ganz zu schweigen von der matten, schalen Naciketas-Episode der Kāṭhaka-Upaniṣad, in welcher der zum Todesgott Yama hinuntergelangte Jüngling nichts anderes als irdische und philosophisch-theologische Wünsche

1) „Heilige und Hexer" S. 197 und 209.

2) Weitere Materialien stehen der anthropogeographischen Betrachtungsweise zur Verfügung in: Kroll, J., Gott und Hölle. Der Mythos vom Descensuskampfe (= Studien der Bibliothek Warburg, Heft 20). Leipzig 1932.

vorzubringen weiß. Indien bietet aber auch wirklich passende Beispiele, die mit zum Besten gehören, was mir bekannt ist. Indien kennt nämlich die teilweise Überwindung des artgemäßen Raumes von innen her. Die Typen sind der buddhistische Pratyekabuddha, welcher im Besitze der vollkommenen Heilswahrheit fernab allem Irdischen für sich dahinlebt, und der Yogin, der an einsamer Stätte des Waldes, also im unkämpferischen Raum (Gegentypus etwa der israelitische Prophet im geschichtlich-bewegten Raum) nach strengen Regeln die Sinne von der Außenwelt abzieht, bis tiefste Verinnerlichung eintritt. Nicht zufällig schreibt man diesen Heiligen Fähigkeiten zu, durch welche die Überwindung aller räumlichen Bindungen auch äußerlich dargetan wird: Flug durch die Luft, Schau in Vergangenheit und Zukunft, Wandel auf dem Wasser. Neben diesen Gestalttypen ragen die großen, unpersönlichen indischen Gedanken teilweiser Raumüberwindung auf, der Gedanke göttlicher Wiederverkörperung (*Avatāra*)[1]), welcher in den Bodhisattva- und Buddha-Heeren des Mahāyāna maßlos übersteigert worden ist, der kühne Schöpfungsplan ständig wiederkehrender Weltzeitalter (*Kalpa, Yuga*), die Forderung ewig ausgleichender Gerechtigkeit (*Karman*), die *Māyā*-Lehre vom Weltenzauber, die *Nirvāṇa*-Vorstellung des Buddhismus, schließlich die ewige Wiederkunft aller Dinge, die Seelenwanderung (*Saṃsāra*), ein Gedanke, der so un-zarathustrisch wie nur möglich ist. Höchst reizvoll ist es nun wiederum, die Auswirkung dieser Gedankenmächte im einzelnen aufzudecken. Buddha durchmißt als Wanderprediger Strecken, die etwa der zwischen Berlin und Köln entsprechen, der buddhistische Herrscher Aśoka läßt die Sittenlehre des Erhabenen in Felsenedikten verkünden, welche vom einen — nordwestlichen — Ende Indiens bis fast zum anderen reichen. Man fühlt sich versucht, das Bild vom raumüberwindenden „Rundfunk in Stein" anzuwenden. Zur gleichen raumüberwindenden Gruppe innerhalb des Buddhismus gehören auch die nach Indien über ungeheure Entfernungen hin wallfahrtenden chinesischen Pilger[2]), schließlich die frühe Glaubensausbreitung selbst, deren Ausmaße ja bekannt sind. Alles in allem wird es kaum eine andere Welt-Anschauung geben, die so artgemäß mit ihrem Raum verwachsen ist und dabei doch noch Werk-

1) „Es liegt etwas Großes in diesem Glauben an das stete Herabsteigen des Unendlichen in das Endliche", Friedrich Heiler, Marburger Theologische Studien, Fünftes Heft, S. 16. Man beachte die Raumvorstellung des Herabsteigens, die in dem Worte *Avatāra* liegt.

2) In diesem Zusammenhang sei auch, anmerkungsweise wenigstens, der wichtigen Rolle gedacht, die Pilger- und Wallfahrten in Christentum und Islam (Mekka!) spielen.

stücke von diesem Raum zu seiner gedanklich-begrifflichen Teilüberwindung erhält, wie gerade der Buddhismus Vorderindiens. Ich hoffe, daß diese wenigen Belege genügen, um darzutun, welche Aufgaben der geisteswissenschaftlichen Anthropogeographie noch warten. Sie wird sie bemeistern, wenn sie sich der Grenzen des Begriffes „Raumüberwindung" bewußt bleibt und grundsätzlich nie seine entwicklungsgeschichtlichen Anfangs-, Mittel- und Endglieder vergißt.

ARTFREMDE VERSUCHE VÖLLIGER RAUMÜBERWINDUNG

Eine wirklich raumüberwindende Welt-Anschauung ist begrifflich wie sachlich unmöglich. Auf diesen Lehrsatz liefen die allgemeinen Erwägungen des zweiten Hauptabschnittes hinaus, und diesen Lehrsatz bestätigt auch die Sprache der Tatsachen. Das unwandelbare Gesetz des Raumes hat immer befohlen und wird immer befehlen, daß wirkliche, geschlossene Raumüberwindung stets gleichbedeutend sein mußte und muß mit Einmündung in gefährlichen, neuen Raum. Die sogenannte „höhere Einheit", die durch Anähnlichung, Angleichung Anpassung, Umbildung oder gar Zertrümmerung einer ursprünglich andersartigen Welt-Anschauung gewonnen wird, bleibt fragwürdig, auf die Dauer unhaltbar. Eine ganzheitliche, geschlossene Welt-Anschauung soll ihren Geburtsraum nicht ohne Not verlassen, nie hat sie ihn ohne schwere Einbuße *de facto* verlassen. Mustern wir die Beispiele, die nach Belieben noch vermehrt werden könnten. Der schwarze Kolonialfranzose kann kaum als charaktervolle Bereicherung französischer Kultur bewertet werden. Sämtliche bisherigen künstlichen Weltsprachen (Esperanto, Ido, Novial, Volapük) sind regelmäßig in den Anfängen stecken geblieben. Die Pan-Europa-Bewegung des Grafen Coudenhove-Kalergi ist eine Totgeburt, wie sich auch die Völkerbundsidee dereinst als solche vor den Augen unbestechlicher Geschichte erweisen wird. Beide politischen Welt-Anschauungen kranken, und zwar unheilbar, an der Unterdrückung der mitteleuropäischen völkischen Minderheiten. Aus diesen Gründen kann man auch dem Soergelschen Großbauvorhaben — Auffüllung des Mittelmeers, Bewässerung der Sahara — so gut wie gar keine Prognose stellen. Die germanischen Mittelmeer-Reiche waren genau wie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation schon im Augenblick ihrer Gründung dem Untergang geweihte Staaten. Der mitten im großen Weltringen entfesselte heilige islamische Krieg (1915) kam nicht wirksam vom Fleck, weil insonderheit der indische Flügel lahmte; wir werden nachher noch kurz sehen, warum. Kemal Pascha hat dann mit der Auflösung des Kalifats nur den Schlußstrich unter

diese unvermeidliche Entwicklung gezogen. Karl Haushofer betont mit vollem Recht „die große Schwierigkeit des britischen Reichsverbandes", der zwar einmal auf einen einheitlichen Machttraum und die Welt-Anschauung des Formsinns gegründet war, aber heute bereits bedenklich in den zwei großen I-Fugen des British Commonwealth of Nations (Nicht mehr British Empire!) — Indien und Irland — kracht. Formsinn als Welt-Anschauung ist kein dauerhafter Mörtel.[1]) Die Religionen unterliegen dem gleichen Grundgesetz wie die Staaten. Die über das ganze nördliche Mitteleuropa ausgebreitete jungsteinzeitliche Sonnenreligion zersetzt sich im Süden unter Ägyptern und Sumerern. Es gibt bezeichnenderweise keinen Welt-Protestantismus. Die darauf abzielenden Versuche des unvergeßlichen schwedischen Erzbischofs Nathan Söderblom scheiterten, der sich weise begrenzenden evangelischen Reichskirche-Bewegung der „Deutschen Christen" fiel der Erfolg zu. Der Katholizismus wird immer noch durch die einheitliche, allerdings überwiegend formale — siehe das British Empire! — Symbolik des Papsttums, den südlichen Raum und die vorderhand älteste Diplomatie der Erde getragen. Die über Katholizismus und Protestantismus sich wölbende Kuppel des Christentums ist zerklüftet von Rissen und Schrunden bedenklichster Art, wenn wir lediglich einmal die bekenntnishaftgeschichtlich-politische Seite dieser Welt-Anschauung ins Auge fassen. In ihrem Ursprung bereits sind mehrere Bestandteile ineinandergefügt: die jüdische Sekte, die proletarische Standesreligion, die Weltreligion mit gnostischen und iranischen Zugaben. Nach dem Tode des Stifters kommt es bald zu einer neuerlichen fünffachen Entfaltung, die nach den führenden Aposteln jakobitisch, johannitisch, paulinisch, petrinisch, thomasianisch (Indien!) benannt wird. Die große Scheidung in Arianer und Athanasianer tut sich auf, die noch größere in abendländische und morgenländische Kirche folgt: gegenüber stehen sich römisch-lateinische, mittel- und nordeuropäisch-protestantische, griechisch-byzantinische Gruppe, der sonstigen Splitter (assyrisch, chaldäisch, koptisch) gar nicht zu gedenken. In der Tat wird „das Christentum unsemitischer von Jahrhundert zu Jahrhundert" (Keyserling), ein Vorgang, der letzten Endes aus dem Gärstoff übersteigerter Raumdurchdringung quillt. Vollends wird das in der deutschen Entwicklungskurve sichtbar. Man denke an ein so unscheinbares, unverdächtiges, dabei aber lehrreiches Beispiel wie

1) Ich bezweifle auch, ob andere politische Pan-Ideen länger am Leben bleiben werden; vgl. zu dieser Frage Haushofers gedankenreiche Veröffentlichung, siehe „Schriftenverzeichnis".

das niedersächsische Christentum im „Heliand", das sich in der Aneignung raumbedingter germanischer Heldentaten und Kalenderfeste (Jul, Ostern) fortsetzt. „In seiner insularen Abgeschlossenheit nimmt das irische Christentum eine eigenartige, vor allem im Kult von der des Festlandes abweichende Gestalt an" (Friedrich Zoepfl)[1]). Trotzdem werden diese Beeinflussungen dermaleinst noch geringfügig erscheinen im Vergleich mit denen, welche das Christentum infolge seiner Missionstätigkeit wird auf sich nehmen müssen. In diese Missionsaufgabe drängt der Raum so gebieterisch herein, daß der Katholizismus heute bereits mit der „Adaptationstheorie" ernstlich ringt — vgl. J. B. Aufhausers Buch „Umweltsbeeinflussung der christlichen Mission", München 1932 — und daß ein namhafter protestantischer Theologe, Friedrich Heiler, einen aufsehenerregenden Aufsatz „Die Mission des Christentums in Indien" (= Marburger Theologische Studien. Fünftes Heft) geschrieben hat. Heiler fordert hier (S. 21—26, besonders S. 25f., S. 49f.) eine Missionsanpassung, wie sie nicht weitgehender gedacht werden kann, unter anderem safrangelbe Gewänder (Raumeinfluß!), Übernahme der indischen Wanderorden und dgl. mehr. Dabei sind die Mißerfolge der Missionen namentlich in räumlich geschlossenen Welt-Anschauungsgebieten, wie z. B. Indien, geradezu niederschmetternd und müssen durch Gewährung einer Abbröckelungsautonomie mühsam verdeckt werden. Die römisch-katholische Hierarchie sieht heute bereits einheimische chinesische, hinterindische und indische Bischöfe unter ihren Kirchenfürsten. Die Entwicklung ist unabsehbar, weil sie aus dogmatischen, übergeschichtlichen Quellen gespeist wird. Die simple Tatsachengeschichte dagegen lehrt, daß der Hinduismus auf Süd- und Südostasien, wohin er mit den indoarischen Kolonialbestrebungen wanderte, artgemäß hat beschränkt bleiben müssen, daß der Islam die Religion der Wüste war und ist. (Die manchmal als Gegenbeispiele genannten Indonesien und Ostbengalen taugen nicht: in Indonesien herrscht alter Hinduismus-Mischboden, in Ostbengalen ausgesprochener Zwangsislam.) Wohl am tragischsten hat sich dieses unerbittliche Gesetz des Raumes aber ausgewirkt in der Zertrümmerung der großartigen, subarktischen, nordatlantischen Welt-Anschauung der Urindogermanen, deren Ursprünge und verhängnisvolle Wanderungen von Herman Wirth mit so eindringlicher Kraft gezeichnet worden sind.[2]) Maull hat Recht: „Letzten Endes schafft sich jedes Volk und jede Nation ihren eigenen Gott";

1) Deutsche Kulturgeschichte 1, S. 78.

2) Wissenschaftsgeschichtlich ist es reizvoll, daß die Lehre H. Wirths sich schon in ein paar Nebenzügen angedeutet findet bei Hermann Schneider, Die

denn das „universale Lebensziel der Religionen hat ... nicht verhindern können, daß alle Religionen räumlicher Differenzierung (erlagen), d. h. nationalisiert worden" (sind). Schließlich bliebe noch als wichtige Frage übrig: die koloniale Welt-Anschauung. Einige Beweisstücke zur Klärung dieses Gegenstandes findet man in „Zeitschrift für Indologie und Iranistik" 8, S. 224, wo insbesondere auf die griechische Philosophie in Jonien hingewiesen wird. Ist auch der Buddhismus, der in der Vor-Himālaya-Zone entstand, fern dem altarischen Kernland im Doab, so zu beurteilen? Gehören auch die großen kolonialdeutschen Staatsmänner, der Freiherr vom Stein (Westmark), Otto von Bismarck (Ostmark), Adolf Hitler (Südostmark) in ähnlichen Zusammenhang? Graf Keyserling scheint zuversichtlich zuzustimmen, da er einmal von der „alten Wahrheit" spricht, „daß neue Kulturen nur auf neuem Boden wachsen", was immerhin die nicht unbeträchtliche vegetative Wahrscheinlichkeit ausgeruhter, junger Böden für sich hat. Andere mögen diese Fragen, die ich zusammen mit so vielen weiteren, da und dort gestellten, aufgeworfen habe, abschließend beantworten. Wen es lockt, der versuche sich desgleichen einmal an dem hier nicht behandelten, wohl aber gelegentlich von mir gestreiften, mindestens ebenso wichtigen Thema „Überbauter Raum und Welt-Anschauung". Der hohe Wert anthropogeographischer Betrachtungsweise wird sich auch dabei in hellstem Lichte zeigen.

SCHLUSSBEMERKUNG

Doch ich bescheide mich und eigne mir als Schlußbemerkung (mit einer Änderung) die trefflichen Worte K. Haushofers an: „Das Ganze bildet nun zwar keinen autoritativen Führer zu einem geopolitischen Weltbild, das — wenn irgendeines — jeder sich selbst aus vielen Wissensgebieten von den Grundlagen der Erdkunde und Geschichte her erarbeiten muß — wohl aber zeigt es (manche) Führungsmöglichkeiten zu dieser notwendig mühseligen und schöpferischen Arbeit". „Mühselig und schöpferisch!": indem sie dies nach Kräften zu sein trachtet, folgt alle Geopolitik einer der wohl ältesten anthropogeographischen Losungen überhaupt, dem genial einfachen, schicksalsgewaltigen Ausklang des Schöpfungsberichts in der Schrift „Denn Du bist Erde und sollst zu Erde werden". Durch diese Gefolgschaft genügt die anthropogeographische Geopolitik einer Forderung Rankes und verankert sich als wahrhaft metaphysische Wissenschaft.

Kulturleistungen 1, z. B. S. 14, 16, 18, 20 (Sprache und Ablaut), 20[1] (Sprache). Der Band erschien ein Jahr, 1927, vor H. Wirths „Aufgang der Menschheit".

RAUMÜBERWINDENDE INTERNATIONALE BEWEGUNGEN

Von R. W. Graf von Keyserlingk

EINLEITUNG

Das letzte Jahrhundert wird oft als das Zeitalter des Internationalismus, der großen Weltbewegungen und Weltströmungen, bezeichnet. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß der moderne Verkehr, die enorme Steigerung der Wirtschaft und des Handels, die politische Ausbreitung einzelner Herrenvölker über den ganzen Planeten, die Auswandererströme, die sich aus ihrer Heimat nach neuen Ländern wandten, um sich dort eine Existenz zu schaffen, die Scharen von Touristen, die sich jährlich über die ganze Erde ergießen, dieser Epoche ein besonderes Gepräge gegeben haben. Denn durch dieses Hin- und Herfluten von Menschen und Waren wurden nicht nur Gewohnheiten und Sitten, sondern auch Ideale von dem einen Raum in den anderen gebracht. Und Kulturen, die bisher erdenweit voneinander getrennt waren, traten in unmittelbare Verbindung miteinander.

Allerdings ist es wohl zweifelhaft, ob dieses Jahrhundert eher die Bezeichnung „international" verdient, als die vergangenen. Es gab ja auch früher Weltreiche und Weltreligionen. Es gab kühne Kaufleute, Seefahrer, Abenteurer und Missionare genug. Doch in zwei Beziehungen ist ein Unterschied unzweifelhaft festzustellen. Erstens ist das Tempo heute ein anderes als in der Vergangenheit; die modernen Verkehrsmittel, Telegraph und Rundfunk, haben die Abstände verkürzt und den Erdraum enger gemacht. Zweitens ist die Wanderung der Kulturelemente nicht mehr auf einzelne Kontinente beschränkt; sie umfaßt heute den gesamten Erdraum. Und man darf nicht blind dagegen sein, daß hiervon auch tiefere Wirkungen ausgehen, als es beim ersten Blick erscheinen mag. Vor allem spielt das Tempo eine entscheidende Rolle. Die langsame Wanderung und Wandlung der Kulturen in früheren Geschichtsperioden war vielleicht fruchtbarer; die heutige ist dafür um so revolutionärer, weil sie die Gegensätze schroffer gegeneinanderstellt.

In Wirklichkeit hat es überhaupt gar keine Zeit gegeben, in der nicht Menschen verschiedener Gruppen, d. h. verschiedener Räume,

einander beeinflußten. In den Gräbern der ältesten Steinzeit finden wir z. B. verschiedene Arten einer Kaurischnecke, die heute nur im indischen Ozean heimisch ist. Es wäre nun etwas voreilig, daraus — wie einige Forscher es getan haben — zu schließen, daß sie aus sehr fernen Gebieten eingeführt sei; wir wissen nämlich aus den Feststellungen der Geologen, daß diese Schnecke in gewissen geologischen Perioden der Mittelmeerfauna angehört hat. Wenn man sie aber z. B. im Ohr einer pommerellischen Gesichtsurne findet, darf man wenigstens daraus schließen, daß sie aus Südosteuropa oder Südeuropa eingeführt wurde. Die Töpferei der vorgeschichtlichen Bauernstämme Europas enthüllt uns ebenfalls, wie Elemente einer fremden Kultur wandern und wie sie in fremden Räumen aufgenommen und verwendet werden. Ob die vorgeschichtlichen „Vogelwagen" aus Nordeuropa tatsächlich — wie Laufer meint — zusammenhängen mit dem chinesischen Typus, ist wohl noch nicht endgültig entschieden. Bei den Ausgrabungen in Ur wurde ein Siegel gefunden, das aus Mohenjo-daro stammte; auch hier sehen wir also Verbindung zwischen verwandten Kulturengruppen in verschiedenen Räumen. Innerhalb der historischen Zeit gibt es Belege genug. Wir können fast in Einzelheiten die Wanderung vom Geistes- und Sittengut innerhalb der kleinasiatischen und nordafrikanischen Kulturvölker verfolgen und feststellen, wie aus Mesopotamien, Ägypten und Kreta sich raumbedingte Kulturen über das Mittelmeergebiet verbreiteten. Jede neue geschichtliche Epoche bedeutete in Wirklichkeit nichts anderes, als Befruchtung durch fremde Kulturelemente, die erst langsam verdaut und nach dem Bedarf des neuen Raumes umgewertet wurden. In dem Zeitraum, den wir als das Altertum zu bezeichnen pflegen, betrachten wir freilich meistens nur die Wanderung der Kulturelemente innerhalb des Mittelmeergebietes. Erst im letzten halben Jahrhundert haben wir auch die Einflüsse festgestellt, die von Mittelmeerländern ostwärts strömten, wie z. B. die so außerordentlich bedeutungsvollen hellenistischen Kulturströmungen nach Indien; es wird einer kommenden Zeit noch vorbehalten zu untersuchen, in welchem Maße diese Strömungen auch nach dem fernen Osten weiter gegangen sind und die chinesisch-japanische Kultur beeinflußt haben können (Hirth, v. Lecoq, Stein). Erst den letzten Jahrzehnten ist es gelungen, auch die starken Einflüsse aufzudecken, die aus dem fernen Osten nach Europa kamen und die sich schon sehr früh hier bemerkbar gemacht haben müssen. Interessante Funde in der Mongolei haben Beziehungen zwischen China und dem Abendlande bereits im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung

wahrscheinlich gemacht. Münzfunde um das Ostseebecken bis nach Island weisen auf einen regen Handelsverkehr des Nordens mit Zentralasien hin. Die Verbindung der Mittelmeerländer und Kleinasiens mit China ist allerdings wesentlich älteren Datums; einzelne Forscher haben ja sogar — allerdings zu Unrecht — geglaubt, auf einen Zusammenhang zwischen den Sumerern und den Chinesen hinweisen zu können. Chinesische Mythen erzählen von Reisen und Fahrten nach sehr fernen Ländern schon vor Anfang unserer Zeitrechnung; wie bekannt, hat ein deutscher Sinologe, Forke, die Theorie aufgestellt, daß der chinesische Kaiser Mu Wang die Königin von Saba besucht habe — Männer wie Chavannes haben diese Theorie jedoch abgelehnt. Aber sicher ist, daß eine intime Verbindung und ein reicher Handelsverkehr zur Zeit des römischen Reiches zwischen China und den Mittelmeergebieten vorhanden war. Hauptsächlich waren es die Syrer, die als Vermittler zwischen Rom und China dienten; sie übernahmen von dort die Rohseide und gaben sie in verarbeiteter Form nach dem Westen weiter. Mit dem Zusammenbruch des römischen Reiches hörte diese Kulturbeeinflussung des Westens durch Ostasien teilweise auf. In den germanischen Völkern erhob sich eine neue Kraft, die zuerst mehr als genug zu tun hatte, um die schon vorhandenen Kulturelemente der Mittelmeerwelt aufzunehmen und umzuwerten. Aber die Einflüsse aus dem fernen Osten waren allerdings durchaus nicht versiegt. Sie wurden jedoch erst wieder bedeutungsvoll, als ein neues Vermittlerelement in Kleinasien und Nordafrika entstand; erst mit den Arabern (Sarazenen) begannen asiatische Kulturströmungen sich wieder in Europa geltend zu machen. Zu dieser Zeit waren die germanischen Völker aber bereits so weit, daß sie nicht blind übernahmen, was sie kennen lernten. Und doch werden wir auch auf wichtigen Lebensgebieten der germanischen Völker asiatische Einflüsse nachweisen können. Vorher ist es aber notwendig, die Frage der raumüberwindenden Kraft der wandernden Kulturelemente nachzuprüfen.

WANDERUNG UND WANDLUNG DER IDEALE

Kulturwanderung ist immer identisch mit Kulturwandlung. Denn jede Kultur entsteht durch das Zusammenspiel zweier bestimmter Kräfte: des Raumes und des Volkes. Das Volk selbst entsteht durch die Vermischung mehrerer Rassenelemente unter dem Einfluß eines gemeinsamen Lebensraumes. Die Volkwerdung ist folglich von der Zahl und der Gegensätzlichkeit der vorhandenen Rassenelemente und wiederum auch von der Gegensätzlichkeit dieser zu dem Raume

abhängig. Sie kann deshalb schneller oder langsamer vor sich gehen; in einheitlichen und verhältnismäßig engen Räumen wird sie sich schneller vollenden, als in weiten und zersplitterten; wo wenige Rassenelemente, schmerzloser, als wo viele vorhanden sind. Erst wenn diese Volkwerdung vollendet ist, steht das Volk als reifer Organismus da. In dem Augenblicke, wo diese Reife erreicht worden ist, ist das Volk — genau wie der Mensch — weniger empfänglich für fremde Einflüsse, als während der Volkwerdung selbst. Wir sehen deshalb auch, daß z. B. der Engländer oder der Franzose viel weniger geneigt ist, fremde Kulturströmungen anzunehmen als der Deutsche; die Erklärung ist einfach die, daß diese Völker bereits ihre eigene Form gefunden und ihre Entwicklung abgeschlossen haben, während der Deutsche noch nach der seinigen ringt. Die beiden anderen haben solche Epochen ebenfalls gehabt, jedoch früher; auch waren sie kürzer, weil der Raum die Vereinheitlichung und Abgeschlossenheit begünstigte. Im allgemeinen scheint es, daß Fremdes, je stärker die Völker um ihre Einheitsform ringen, um so stärkere Wirkung auf allen Gebieten ausüben. Denn durch das Ringen zwischen Eigenem und Fremdem entsteht jene starke Spannung, die notwendig ist, damit fremde Einflüsse die genügende Schlagkraft erhalten. Erst durch diese Spannung werden Klüfte und Tiefen aufgerissen und werden Höhen erklommen, die nur der Ringende zu überwinden oder zu besteigen wagt. Bei den reifen Völkern ist es anders. Der seelische Kampf ist bei ihnen vorbei; dafür haben ihre äußeren Lebensformen eine Harmonie erreicht, die anderen Völkern nachahmenswert erscheinen kann. In dieser Beziehung werden sie deshalb andere Völker am meisten beeinflussen können. Wenn wir die internationale Bedeutung eines Volkes ermessen wollen, müssen wir also erst wissen, ob es sich um ein reifes oder um ein junges, d. h. noch ringendes Volk handelt. Sobald wir dies festgestellt haben, werden wir auch wissen, auf welchem Gebiete es seine Weltbedeutung ausübt oder ausüben wird.

Betrachten wir den Gang der Kulturströmungen über die Erde, werden wir dies auch bestätigt finden. China erreichte verhältnismäßig früh eine einheitliche Staatskultur. Es wurde deshalb früh reif in unserem Sinne. Und es konnte früh andere Völker durch seine äußeren Lebensformen beeinflussen. Umgekehrt war es dank seiner Reife imstande, Gedanken und Menschen fremder Welten unbeeinflußt in sich aufzunehmen und nach seiner Lebensform umzuwerten. Der Buddhismus wurde in China z. B. völlig verwandelt und wurde zu einer chinesischen Religion, in Japan zu einer japanischen. Selbst ein so starres Religionssystem wie der Islam, der nur innerhalb seines Entstehungsraumes die ursprüngliche Form bewahrte, nahm dort chinesische Formen an. Das Judentum tat dasselbe. Das erste Christentum in Ostasien hat selbst in seine Lithurgie ganz chinesische Elemente aufgenommen. Dafür hat China aber selbst nur zumeist äußere Lebensformen, seltener Gedankeninhalt, und seelisches Gut an andere Völker abgegeben. An Japan gab es wohl die äußere Struktur des Konfuzionismus ab, aber nicht den tieferen ethischen Inhalt, weil er einfach nicht abgegeben werden konnte. Im Gegensatz zu China sehen wir, wie aus Indien große Ströme von Idealen und Gedanken an andere Völker weitergegeben wurden, dagegen keine äußere Lebensformen; denn Indien hat noch niemals ein einheitliches Volkstum geschaffen; es wurde nie reif in unserem Sinne. Hier standen seit Jahrtausenden Stamm gegen Stamm, Dorf gegen Dorf, Kultur gegen Kultur. Daß allerdings auch diese Ströme von Seelengut in den fremden Ländern umgewertet wurden, lag nicht daran, daß sie nicht Kraft genug besaßen, sondern an der Raumgebundenheit aller menschlichen Schöpfungen.

Damit haben wir ein Problem berührt, das einer näheren Untersuchung bedarf. Ist es überhaupt richtig, von Raumüberwindung bei Kulturelementen zu sprechen? Können geistige Güter (innere Lebensformen) oder äußere Lebensformen (Sitten und Gewohnheiten) von einem Volk auf das andere übertragen werden? Was heißt es überhaupt, wenn wir von Kulturwanderungen sprechen?

Jeder Gedanke, der in einem Volke entsteht, ist sein alleiniges Eigentum. Er entsteht aus einem Bedürfnis heraus, das nicht dem Einzelindividuum allein, sondern auch jenem Kollektivindividuum angehört, das wir Volk nennen. Mag sein, daß das Volk sich dieses Bedürfnisses noch nicht bewußt ist: der Einzelne ist doch stets nur Wortführer und Vollender einer allgemeinen volkhaften Sehnsucht. So wie das Bedürfnis von dem Wesen des Volkes (und damit also auch durch die Eigenart des Raumes) bedingt ist, so wird auch die Befriedigung dieser Sehnsucht durch die Art von Volk und Raum bestimmt. Das heißt, daß sowohl die größten und weitreichendsten Gedanken als die allerkleinsten und unscheinbarsten Sitten oder Gebräuche eines Volkes nur bei ihm ihren vollen hundertprozentigen Wert haben. Wenn nun eine solche Sitte oder wenn solche Gedanken von einem fremden Volke in einem anderen Raume aufgenommen werden, ist es vollständig klar, daß sie dem Wesen dieses neuen Besitzers nicht entsprechen können; sie müssen in Übereinstimmung mit ihrem neuen Lebensraum und ihrem neuen Besitzer und Gebieter umgewertet werden. Daß dies der Fall ist, können wir ja auch leicht

feststellen. Der Buddhismus, d. h. die bereits in Indien gewandelte Lehre Gautamas, wanderte nach Ost- und nach Kleinasien; wir können überall feststellen, wie er sich unterwegs wandelte und wie er schließlich in Japan einfach in seinen positiven Gegensatz umgewertet wurde — denn man kann wohl mit vollem Recht die an sich außerordentlich tiefe und kluge Lehre Nichirens als den unbedingten Gegensatz zum reinen Buddhismus betrachten; er ist in Übereinstimmung mit dem japanischen Wesen und dem Bedarf des japanischen Volkes in eine positiv-nationale Religion umgewandelt worden. In China dagegen wurde er zu einer ausgeprägt chinesischen Religion, indem er die zahlreichen Naturgötter und Dämonen in sich aufnahm. Dem Islam ist es ähnlich gegangen: wo er hinkam, nahm er neue Formen an, insofern er alte Kulturvölker traf; nur wo er kulturell überlegen blieb, behielt es seine Dogmen — aber nicht einmal seinen Wesensinhalt. In Persien wurde er einfach zu einer reinen Larve, hinter der sich der einheimische Glaube mehr oder weniger vertieft verbarg: im Ismailismus Abu Meimuns nahm er einen rein persischen Esoterismus an um bei Nazir Khosru zu einer Einheit mit der Zarathustralehre zu werden. In der sufischen Mystik, der vor allem durch Abu Jezid Bistami in den reinen Pantheismus gewandelt wurde, finden wir eigentlich gar nichts mehr von der Lehre des Propheten.

Im übrigen brauchen wir ja eigentlich nicht unsere eigenen Kulturkreise zu verlassen, um Beispiele zu bringen. Wir können ja genau verfolgen, wie das Christentum sich auf seinem Wege von Judäa nach Rom gewandelt hat. Jedes neue Gebiet, das es eroberte, bedeutete eine Wandlung seiner Symbole. Eine solche Wandlung bedeutet aber — wie wir schon aus der Wandlung des Islams in den Ismailismus und in sufische Mystik gesehen haben — durchaus keine Verringerung, sondern meistens eine Vertiefung und Veredlung. Wer die Bedeutung des Raumes und des Blutes versteht, wird in ähnlicher Weise den Nichirenismus als die höchste Vollendung des Buddhismus betrachten. Wir sehen also, daß große und tiefe Gedanken eines Volkes, die ihren natürlichen Raum überschreiten, in ihren neuen Lebensräumen immer umgewertet werden. Sie müssen es auch werden, wenn sie weiterbestehen sollen. Aber sie müssen es auch noch aus einem anderen Grunde werden: das neue Volk ist überhaupt nicht imstande, sie anders aufzufassen, als durch seinen eigenen Geist. Wir wissen ja niemals mit Sicherheit, wie ein anderes Volk denkt und fühlt; und wenn wir aus dem Gedankenschatz anderer Völker etwas übernehmen, verfälschen wir

es entweder unbewußt (d. h. umwerten es) oder aber wir nehmen nur das an, was unserem Wesen ausdrücklich paßt. Auch dafür könnte man z. T. heitere Beispiele bringen. Einer der tiefsten und merkwürdigsten Mystiker Persiens war Omar Khajjam. Er erreichte eine plötzliche Berühmtheit in Europa durch die Übertragungen des englischen Dichters Edward Fitzgerald. Aber diese Übersetzungen haben allerdings wenig gemeinsam mit dem persischen Text, noch weniger mit dem persischen Geiste, sondern geben uns einen Omer Khajjam, der den Stimmungen eines etwas dekadenten Europa fin-du-siècle in verblüffender Weise entspricht. Er wurde hier beliebt, weil wir uns selbst in ihm zu finden glaubten. Nicht viel anders ist es den berühmten indischen Upanischaden gegangen; sie wurden Europa erst durch eine lateinische Übersetzung einer persischen Übersetzung, Upnekhat, bekannt; aus dieser schöpfte Schopenhauer sein Wissen von indischer Philosophie und von ihr wurde er beeinflußt. Daß diese lateinische Zweiterhandübersetzung mit dem Sanskritoriginal wenig zu tun hat, wird niemand bezweifeln. Aber daß selbst eine Übersetzung aus dem Originaltext an unsere Ideenwelt gebunden bleibt, enthüllt uns die so tiefsinnige Arbeit Deussens, die seine und Schopenhauers Philosophie eher wiedergibt als die der Upanischaden.

Diese Beispiele zeigen vielleicht am besten, daß jede seelische Schöpfung eines Volkes in Wirklichkeit nur ihm gehört. Daß mit anderen Worten eine wirkliche Raumüberwindung niemals stattfindet, sondern nur eine Abstandüberwindung. Das fremde Geistesgut überschreitet wohl die Grenzen seines Raumes und wandert — als ein Krüppel — von einem Volk zum anderen; aber es nimmt nicht nur eine neue Larve oder Krücken an, sondern wandelt auch seinen inneren Gehalt.

RAUMGEBUNDENHEIT DER KUNST

Der Stoff der meisten Religionen ist der Mythos, wie das Wort noch bei Homer gebraucht wird — Mythos und Logos vereinigend, das Zeitbegrenzte mit dem Ewigen verknüpfend. Erst aus dem Mythos wachsen die Symbolgestalten hervor, die den ethischen Inhalt der Religionen menschlich und lebendig machen. Durch die Transplantation einer Religion auf ein anderes Volk verliert der Mythos seinen Wahrheitsinhalt, seinen Logos, und nur eine romantische Fabel bleibt übrig — wenn nicht die Phantasie des neuen Besitzers stark genug ist, um den Mythos nach seinem Wesen umzuschaffen, ihn neuzuerleben. Damit folgte die Einführung einer neuen Ethik;

denn jeder Mythos schafft in seinen Symbolgestalten eine solche. Erst durch diese letzte Wandlung wird die Religion in ihrem neuen Lebensraum „wahr“, d. h. selbsterlebtes Eigentum des Volkes. Diese Wandlung des Mythenschatzes geschieht entweder durch Umwertung des Stifters oder durch Aufnahme neuer Mythengestalten, die dem Volke angehören! Nicht nur im Christentum, sondern auch im Islam spielen die Heiligenlegenden die Rolle lokaler Mythen. Im Buddhismus sind es die Boddhisatvas, die eine entsprechende Bedeutung erhalten haben.

Von „Weltreligionen“ können wir also nur mit einem gewissen Vorbehalte sprechen: sie sind wie große Mosaike, in denen jeder einzelne Raum einen Stein eigener Farbe bildet. Nicht genug damit, wird man auch feststellen können, daß alle diese sog. Weltreligionen in Wirklichkeit auf bestimmte Gebiete begrenzt sind. Die buddhistische innerhalb des ostasiatischen Raumes, der Islam erstreckt sich im breiten Band von Nordafrikas Westküste bis nach Insulinde; in Indien finden wir den Hinduismus. Wobei natürlich nur an die Kerngebiete gedacht werden darf. Damit sind der Ausdehnung, der Raumüberwindung der einzelnen Religionen scheinbar unüberschreitbare Grenzen gesetzt.

Was der Religion gilt, muß natürlich auch allen anderen geistigen Bewegungen gelten. Auch der Kunst. Wohl sehen wir Kunstschulen sich von einem Land zum anderen verbreiten, aber es dreht sich auch dabei nur um die Technik, kaum um die Seele, um den inneren Stoff der Kunst. In jedem Kunstwerk spiegelt sich nicht nur das Wesen des Künstlers, sondern auch des Volkes wieder, dem er angehört ... es ist unmöglich, das Werk eines französischen Meisters mit dem eines deutschen oder eines englischen zu verwechseln. Jedes Volk enthüllt in seiner Kunst seine tiefsten Triebe durch die Stellung, die der Künstler seinem Stoff gegenüber einnimmt. Aus der Geschichte der Kunst kann man die Entwicklung der Volkspsychen sicherer lesen als irgendwo sonst.

Folgen wir der französischen Kunst von Watteau und Fragonard über David, Géricault und Delacroix bis zum Impressionismus und den letzten Heiligen unserer Tage, sehen wir auch die ganze Entwicklung Frankreichs: die letzten Tage des Sonnenkönigtums, noch elegant und frivol, obgleich man bereits auf einem Vulkan lebte und die Stadt Paris bald ihre Bluthochzeit mit dem Pöbel feiern sollte, dann die herbe republikanische Geste der jungen Republik, die sich gern in die römische Toga hüllte, über Bonapartes heroische Epoche zur banalen Zeit der Restauration weiter

bis zu dem Bürgertum der zweiten Republik, den Lastern des zweiten Kaiserreiches und den Skandalprozessen der heutigen Republik. Nur aus reinerem Blute erhoben sich reinere Stimmen der Kunst: Puvis de Chavannes und August Rodin; hin und wieder tauchten die Proteste der großen Karikaturisten hervor: Daumier vor allen! Denn in der Kunst spiegelt sich nicht nur die Volksseele, sondern auch die gesellschaftlichen Schichten, aus denen die Künstler hervorgehen und die die Kunst wirtschaftlich tragen und ermöglichen. Wir könnten auch auf die verschiedenen Epochen der deutschen Kunst hinweisen, in denen sich der Auf- und Abstieg der gesellschaftlichen Schichten wiederspiegelt. Nur in den großen, glücklichen Augenblicken nationaler Dynamik können ewige Stimmen sich frei über die gesellschaftlichen Grenzen zu Höhen erheben, die alle wertvollen Kräfte, alle tiefste Sehnsucht des Volkes umfassen, wie bei Grünewald oder Rembrandt.

Damit soll durchaus nicht geleugnet werden, daß fremde Einflüsse eine segensreiche Rolle auch auf geistigem Gebiete spielen können. Sie können nämlich dazu dienen, das Eigene, das Volkhafte zu lockern und anzuregen. Sie geben ihm auch oft erst das Bewußtsein seiner eigenen Art, ja, sie helfen ihm manchmal erst eine Form zu finden, nachdem es anfangs als Sklave des Fremden seine ersten unsicheren Schritte gewagt hat. Wir können dies in der ersten Entwicklung deutscher Kunst bemerken, die ohne die romanische Technik jedenfalls eine viel längere Zeit gebraucht hätte, um ihr Eigenes zu finden. Aber selbst in der Gotik, die das allertiefste und stärkste Erleben der deutschen Seele ausdrückt, spüren wir gewisse fremde Einflüsse, vielleicht arabische, aber sie sind völlig umgewertet; sie haben nur als Anregungen, als Inspirationen gedient. Es gibt wohl Räume, die durch die Eigenart ihrer Natur und durch das Material, das sie zur Verfügung stellen, dem Menschen eine selbständige Schöpfung vom ersten Anfang an erleichtern; und doch können wir dies nirgends mit Sicherheit behaupten. Ist die ägyptische Kunst ohne Vorbilder gewesen? Es ist nicht wahrscheinlich, daß im flachen Nilland Pyramiden aus eigenem Antriebe der Bewohner entstanden sind; viel natürlicher ist es zu denken, daß die Schöpfer aus anderen Gebieten eingedrungen sind, in denen sie entweder Gebirge kannten, die sich in ähnlicher Weise gegen den Himmel reckten oder daß sie anderswo ähnliche Gebäude aus einem leichteren Material kennen gelernt haben, vielleicht die Zelte der Nomaden. Aber nachdem ihre Baukunst sich dem ägyptischen Raum angepaßt, nach seinen Ansprüchen umgewertet worden war, blieb es die besondere Eigenart der Ägypter,

riesenhafte Steinkörper aufzubauen, die nur durch die ungeheure Wucht der ungegliederten Wände wirken ... jedenfalls so lange jene Rassenelemente bei der Herrschaft blieben, denen diese Art von Baukunst natürlich war — wir sehen ja, wie diese später, nach dem Eindringen der hellenistischen Architektur, spurlos aus dem Leben des Volkes und des Raumes verschwand; nur als Denkmäler der vergangenen Epochen blieb sie. Die hellenische Baukunst ging aus ganz anderen Wesensgrundlagen hervor. Das statische Geschehen, das sie in ihrer Architektur zu ergreifen und festzuhalten suchte, entsprach ihrem ganzen Wesen, war aber nicht nur den Ägyptern, sondern allen semitischen Völkern fremd. Sie war auch dem deutschen Geiste zunächst fremd, denn dieser strebte über das Material hinaus, er wollte — wie ein deutscher Kunsthistoriker einmal gesagt hat — den Stein „entmaterialisieren". Er lauschte den Kräften, die in den Steinen wirkten, und hörte aus ihnen den Gesang der weiten Sphären heraus — nicht zu Unrecht spricht Arndt von „musizierender Steinerei". Auch auf diesem Gebiet bedeutete Kulturwanderung gleichzeitig innere Wandlung.

Alle Kunst ist also im buchstäblichen Sinne gebunden; sie ist eine Schöpfung des eigenen Raumes und des eigenen Volkes. Wohl vermag man Formen und Symbole zu übertragen, aber erst durch die Umwertung des Selbsterlebnisses werden sie wahr.

Jedes Volk schuf die Kunst, die es schaffen mußte. Und so konnte es geschehen, daß z. B. hellenistische Kunst in Indien zur Entstehung einer neuen indischen Kunst führte; daß später durch persischen Einfluß wiederum eine neue hindostanische Kunst entstand, die nur hier in Hindostan denkbar war. Oder daß z. B. die chinesische Kunst in Japan nicht zu einer bloßen Nachahmung wurde, sondern vollkommen selbständige Kunst hervorrief, obgleich man die Technik aus China übernahm, ja manchmal auch den Stoff: sie wurde doch japanisch bis in ihr innerstes Wesen.

Aber aus demselben Grunde konnte auch nicht jede Kunstart bei allen Völkern gleich bevorzugt werden. Es gibt Völker, deren Sinn mehr nach innen gewandt ist: bei ihnen wurde die Musik die natürlichste Kunstform. Bei anderen waren die Sinne nach außen gewandt: sie zeichneten sich mehr als Maler und Bildhauer aus. Bei wieder anderen wurde die Architektur entscheidend. Und bei einigen weder das eine noch das andere. Doch scheint es, als ob auch hier gewisse Voraussetzungen tiefer wurzeln, als im Volkstum; sie weisen auf die ursprünglicheren Rassenelemente zurück. Dadurch erklärt sich, daß es keine innere Brücke zwischen der Kunst Europas, der weißen Rasse und derjenigen der Inder oder der Ostasiaten gibt. Damit soll nichts über den höheren oder geringeren Wert gesagt sein; nur, daß ein Wesensunterschied vorhanden sein muß, der durch die verschiedene Einstellung zur Natur begründet wird: dem Osten blieb die Natur ein heiliges Ziel, dem Westen ein Mittel zu einem höheren Zweck.

RAUMGEBUNDENHEIT DER DICHTUNG

Jede gesellschaftliche Funktion entspricht — wie bereits betont — einem gesellschaftlichen Bedürfnis. Dieses entspringt der physisch-geistigen Veranlagung jener Individuen, die eine Gesellschaft bilden. Daraus folgt, daß sie auch durch dieselben Kräfte bedingt wird, durch die die Gesellschaft geschaffen wird. Damit kommen wir auf die Kräfte des Volkes und des Raumes zurück. Im Vorhergehenden haben wir nun versucht zu zeigen, daß so wichtige gesellschaftliche Funktionen wie Religion und Kunst durch diese Kräfte bestimmt und wie sie von ihnen gebunden sind. Im folgenden werden wir die Untersuchung auf das Schrifttum und die Presse erweitern.

Es ist um so wichtiger, dieses Problem zu untersuchen, als das Wort international so oft mit diesen Funktionen verbunden wird. Wir hören von „internationaler Wissenschaft", von „Welt-Literatur", von „internationaler Presse". In Wirklichkeit geht es schon aus unserer prinzipiellen Auffassung der Gesellschaft hervor, daß keine ihrer Funktionen international sein kann. Denn da sie durch Raum und Volk bedingt werden, drücken sie auch nur das Wesen dieser Kräfte oder vielleicht richtiger: den im Schöpfungsaugenblick vorhandenen Spannungsgrad zwischen diesen aus. Auch in ihnen spiegeln sich in Wirklichkeit nur die Eigenschaften und Anlagen, die dieser besonderen Gesellschaft eigentümlich sind. Selbst wo sie etwas allgemein Menschliches ausdrücken, ist auch dieses von dem Volkhaften durchdrungen und gestaltet. In Wirklichkeit geht es deshalb den Schrifttümern der verschiedenen Völker wie uns Menschen, die Inseln ähneln, die — wie Rudyard Kipling sagt — einander über einem Meere von Mißverständnissen zurufen.

Der Unterschied zwischen dem eigentlichen Schrifttum (wozu wir Wissenschaft und Literatur rechnen) und der Presse liegt vielleicht darin, daß das Schrifttum sich zuerst an den Einzelnen, die Presse sich zuerst an das Kollektivbewußtsein wendet. Der Dichter oder Wissenschaftler schreibt naturgemäß für einen sehr engen Kreis, den er aber nicht als kollektiv zu erfassen sucht; er wendet sich an jedes Einzelbewußtsein und wirkt also erst indirekt auf das Kollektiv-

bewußtsein weiter. Da aber sowohl er als der Einzelne, an den er sich unmittelbar wendet, durch das Volkstum bestimmt werden, dem sie angehören, haben sie dennoch beide die Möglichkeit, nicht nur einander zu verstehen, sondern auch ihr Wissen mittelbar an das Kollektivbewußtsein weiterzugeben. Wir dürfen ja nie vergessen, daß auch der Einzelne in Wirklichkeit dem Kollektivbewußtsein angehört. Alle Genossen eines Volkes sind auch Mitglieder des Kollektivbewußtseins; wir sind sozusagen alle Zweige desselben Baumes, nur mag der eine stärker sein und mehr Laub tragen als der andere. Es gilt im übrigen auch auf diesem Gebiete, was schon für die Kunst gesagt wurde, daß die Technik nämlich an sich nicht raumgebunden ist, insoweit als man gewisse allgemeine Kunstgriffe ohne weiteres übernehmen kann. Und doch führt die Hand den für alle Völker gleichen Griffel in verschiedener Weise; selbst wenn wir eine englische Feder gebrauchen, schreiben wir doch deutsch. Und selbst wenn die Wissenschaft so universale Gesetze, wie die der Mathematik behandelt, wird doch immer das Gehirn sie anders verwerten bei dem Deutschen als bei dem Engländer oder Amerikaner. Es bleibt immer irgendein innerer Kern in der Wissenschaft, der national bedingt ist. Wenn wir einen Blick auf die Entwicklung der Wissenschaft in den verschiedenen Ländern werfen, fällt es uns sofort auf, daß jede Nation ihren bestimmten Neigungen, ihre bestimmten wissenschaftlichen Sympathien, eine besondere Eignung für ganz spezielle wissenschaftliche Gebiete besitzt. Ohne z. B. den deutschen Naturforschern zu nahe treten zu wollen, die ja Hervorragendes geleistet haben, kann man doch vielleicht sagen, daß die deutsche Eignung besonders in die Richtung der Philosophie geht, daß die französische vielleicht eher sich im logisch klaren Aufbau als in der Weite und Tiefe der Gedanken enthüllt und daß der Engländer ganz speziell für die Naturforschung geeignet ist. Natürlich sind diese Feststellungen mehr oder weniger oberflächlich, aber sie sollen ja auch lediglich als Andeutungen aufgefaßt werden, daß auch auf dem Gebiete der Wissenschaft eine Raum- und Volksgebundenheit vorhanden ist. Nur wo es sich um den reinen Tatsacheninhalt der Naturwissenschaften handelt, kann man von Raumunabhängigkeit sprechen. Es bleibt wohl eine Frage, ob zwei mal zwei überall vier ergeben müssen; aber es ist sicher, daß zwei bestimmte chemische Verbindungen überall auf der Erde unter denselben Verhältnissen dasselbe Resultat geben. Man könnte deshalb vielleicht von einer gewissen „Internationalität" einzelner Stoffgruppen der Wissenschaft sprechen, aber niemals von einer Internationalität der Wissenschaft.

Wie die Wissenschaft, so wendet sich auch die Dichtung an den Einzelnen und erst durch diesen mittelbar an das Kollektivbewußtsein. Allerdings sind die Grenzen in dieser Beziehung durchaus nicht klar und eng gezogen. Der Roman ist am ehesten auf die Aufnahme durch das Einzelbewußtsein angewiesen, während Lyrik, Epos und Drama dem Kollektivbewußtsein gewissermaßen näherstehen; sie sind, wenn man sich so ausdrücken darf, vielleicht dem Volkhaften am nächsten verwandt. Was die Lyrik betrifft, ist es leicht zu erkennen; denn die reine Stimmung, die in ihr zum Ausdruck kommt, geht auf an sich allgemein menschliche Seelenelemente zurück; Lyrik anderer Länder ist uns auch deshalb verhältnismäßig am verständlichsten, verglichen mit ihren Romanen oder ihren Schauspielen — wir brauchen nur daran zu denken, mit welcher Freude man persische, chinesische und indische Lyrik hier in Deutschland aufgenommen hat; daß man dabei das rein Indische oder Chinesische fallen ließ und nur den allgemein menschlichen Stimmungsinhalt beibehielt, ändert an dieser Tatsache nichts. Was das Epische betrifft, liegt es schon etwas anders. Denn schließlich geht jedes Epos auf den Mythos zurück, wo — wie Max Hildebert Böhm mit Recht bemerkt — das Volkliche und das Volkhafte eng verbunden ist. Da das Epos deshalb aus den Quellen der Vergangenheit schöpft, ist es enger mit den speziellen Anlagen und Fähigkeiten des Volkstums verknüpft, als die Lyrik. Wenn wir trotzdem imstande sind, die großen Epen anderer Völker heute zu lesen, liegt es vielleicht z. T. daran, daß sie dem Mythenkreis unserer eigenen Rasse angehören; es ist in Wirklichkeit unsere eigene Urvergangenheit, die hier durch eine Zunge zu uns redet, die erst vor wenigen Jahrtausenden von der unserigen getrennt wurde. Wenn wir aber den Mythos nicht mehr miterleben können, verlieren die Symbolgestalten ihren Wirklichkeitswert für uns. Das Epos wird zur bloßen Romantik, die uns eine schöne, aber kurze Illusion verleiht. Was das Epos für die Ganzheit des Volkes sein will, ist der Roman für eine bestimmte gesellschaftliche Schicht: er ist gewissermaßen das Epos des Bürgertums. Daraus ist seine Stärke entstanden; er ist uns wirklichkeitsnahe, er gibt uns Erlebnisse, die uns traut und natürlich sind; seine Gestalten sind Symbole unseres eigenen Wollens und Könnens, unserer Hoffnungen und Kämpfe. Aber diese Stärke wird oft auch seine Schwäche — denn von Bürgern für Bürger geschrieben, enthält er auch die ganze Unwahrheit des modernen Bürgertums, seinen Snobismus und seinen Cant; er läßt die Illusionen des Bürgertums als ewige Wahrheiten erscheinen. Er wendet sich deshalb auch nicht an das volkliche Kollektivbewußtsein, sondern

nur an einen Spezialabschnitt desselben: an das bürgerliche Kollektiv-ich. Daß er dabei durch und durch raumbedingt und raumgebunden ist, folgt von selbst; denn das Bürgertum ist in jeder Gesellschaft anders, es will etwas anderes und es hofft auf anderes. Deshalb sind die Romandichter eines Volkes auch nur imstande, ihr eigenes Bürgertum zu schildern; Menschen in dem Dichter unbekannten oder artsfremden Milieu werden immer mehr oder weniger falsch. Für den Roman gilt dasselbe wie für alle andere Dichtung: nur was erlebniswahr ist, ist überhaupt Dichtung. Alles andere bleibt — um mit Paul Verlaine zu sprechen — nur „Literatur". Erlebniswahr aber ist, was dem eigenen Volkstum entwächst. Die Romandichtung aller Länder spiegelt deshalb auch in besonderem Maße das gesellschaftliche Leben seiner Völker wieder — der englische Roman das Leben der englischen Gesellschaft, der französische die französische Bourgeosie, während der deutsche Roman viel mannigfaltiger ist, weil das deutsche Volk selbst es ist. Wie ein Buch wie Mussets, „Die Beichte eines Kindes seiner Zeit" für die ersten Nachkriegsjahre der Napoleonzeit, wie Henry Bayles, „Le Rouge et le noir" für die nächsten Jahrzehnte, wie Flauberts „Madame Bovary" für die Mitte und wie teils Zola, teils Maupassant für die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich bezeichnend waren und überhaupt nur in Frankreich denkbar sind, so sind Dichter wie Dickens und Thackeray, wie Charlotte Bronte und George Elliot, Thomas Hardy und George Meredith es für das England des 19. Jahrh.; auch sie sind nur in England denkbar, z. T. überhaupt nur dort lesbar. Denn je fester gefügt ein Volkstum ist, um so enger ist auch der Leserkreis seines Schrifttums — selbst wenn es sich um eine sog. „Weltsprache" handelt. Es ist in dieser Beziehung sehr bezeichnend, daß einige der größten Dichter der angelsächsischen Welt bis nach dem Weltkrieg in Deutschland unbekannt waren, obgleich man hier mehr fremde Literatur liest als irgendwo sonst. Und es ist noch bezeichnender, daß man heute noch in England fast keine deutsche Literatur liest: nicht aus Unwillen, sondern weil man sie nicht versteht. So verwurzelt ist man in der eigenen Art. Und so raumbegrenzt ist jedes Schrifttum.

Je unmittelbarer das Schrifttum sich an das Volksbewußtsein, das Kollektivbewußtsein wendet, um so raumgebundener muß es sein. Das Drama stellt auf der Bühne eine erhöhte Wirklichkeit, ein um Vieles konzentriertes Leben dar. Wirksam kann dieses aber nur werden, wenn es mit der inneren Wirklichkeit der Zuschauer übereinstimmt. Wir können uns wohl über Schauspiele amüsieren, die unserem Wesen fremd sind, aber sie bedeuten nichts für uns. Nur dasjenige Schauspiel kann Wahrheitswert enthalten und uns selbst einen reicheren Lebenswillen verleihen, das aus unserem innersten Wesen hervorwächst: es muß also schon um seiner künstlerischen Wirkung willen auch stoffmäßig in innigster Verbindung mit dem Volkstum bleiben. Es ist nicht ohne tieferen Grund, daß die wirklichen Dramen nur in Zeiten gewaltiger nationaler Dynamik geschrieben wurden: in Deutschland gehören die wirklichen Schauspieldichter wie Schiller, Kleist und heute Johst, solchen Epochen an. In England war dasselbe mit Shakespeare, in Frankreich mit Corneille der Fall. Schon daraus geht die starke Raumgebundenheit des Dramas hervor. Es kann in Wirklichkeit nie international werden. Denn seine Voraussetzungen sind nur im eigenen Volke gegeben.

DIE RAUMGEBUNDENHEIT DER PRESSE, DES RUNDFUNKS UND DES FILMS

In allen Ländern ist die Presse durch dasselbe vitale Bedürfnis hervorgerufen und gesichert: durch die Notwendigkeit des Menschen sich über die Vorgänge in der Umwelt zu informieren. Wir sind alle, als Volksglieder und als Einzelne, von unserer engeren und ferneren Umwelt mehr oder weniger abhängig; und es ist deshalb von größter Bedeutung für uns, von allen Geschehnissen innerhalb derselben informiert zu werden. Daß sich an dieses vitale Bedürfnis auch eine gewisse gesellschaftlich bedingte Neugierde schließt, spielt dabei keine Rolle; ebenso unwichtig ist es für unsere Untersuchung, daß (z. B. in China) auch der Staat selbst das Bedürfnis empfinden kann, sich seinem Staatsvolk mitzuteilen — wir kennen auch von Europa her solche Staatsmoniteure, die aber niemals (oder jedenfalls nur vorübergehend) einen größeren Einfluß ausgeübt haben. Die große Bedeutung der Presse beruht nun darauf, daß sie sich nicht nur an den Einzelnen, sondern vor allem an das Kollektivbewußtsein wendet. Sie bestimmt deshalb z. T. dessen Inhalt und kann dieses in entscheidender Weise beeinflussen. Allerdings wird die Bedeutung der Presse nicht allein durch ihre eigene Tätigkeit, sondern auch durch die Struktur der Gesellschaft bestimmt. Wo die Gesellschaft stark traditionsgebunden ist, wird nur diejenige Presse einen Einfluß ausüben können, die sich diesen Traditionen anschließt und sie für ihre eigenen Zwecke verwendet. Wo die Gesellschaft traditionsärmer ist (wie z. B. die amerikanische Gesellschaft, wo die Volkswerdung noch im Embryonalzustande ist) oder richtiger: wo die Traditionen selbst noch im Werden sind, beruht ihre Macht auf ihrer Fähigkeit, selbst

Traditionen zu schaffen. In diesem Falle kann sie dem Kollektivbewußtsein sogar z. T. einen neuen Inhalt verleihen. Dadurch kann auch das Merkwürdige geschehen, daß eine Zeitung einer traditionsarmen Gesellschaft trotz größter Auflage, d. h. trotz großen Verbreitungsraumes, viel weniger Einfluß ausübt als eine Zeitung mit kleiner Auflage in einer traditionsgebundenen Gesellschaft. Keine amerikanische Zeitung hat je eine solche Macht in ihrer Heimat ausgeübt, wie die „Times“ in England. Geltungsraum und Verbreitungsraum decken einander also nicht.

Da sich die Presse an das Kollektivbewußtsein wendet und diesem Informationen aus dem eigenen Raum und dessen Umwelt gibt, ist sie in ihren Wirkemitteln (man könnte auch Machtmitteln sagen), von der Art des Kollektivbewußtseins abhängig. Wir sehen deshalb, wie in einigen Ländern die Presse nur durch reine Mitteilung der „atomischen Tatsachen“, in anderen aber erst durch die daran geknüpften Erklärungen das Kollektivbewußtsein beeinflussen kann. Die Presse muß deshalb stärker als irgendeine andere gesellschaftliche Funktion, raum- und volksgebunden sein. Selbst wo sie — wie die marxistische hier im früheren Deutschland — gegen die Volksinteressen und gegen das Volkstum geht, muß sie sich dennoch der Art desselben beugen; nur indem sie sich den Traditionen des Volkswesens anschließt, vermag sie dieses zu schwächen. Sie mußte also einen nationalen Schein annehmen, sich gewissermaßen darin camuflieren; daß sie damit selbst einen Teil ihres „Internationalismus“ verlor, scheint ihr nicht bewußt geworden zu sein. Aber nicht nur die Macht, auch der Wert einer Presse beruht auf ihrer Verbundenheit mit den Traditionen des Volkes: sie kann raumaufbauend wirken, wenn sie mit den Traditionen in Übereinstimmung bleibt; sie kann raum- und volkszerstörend wirken, wenn sie diesen entgegenarbeitet. Wobei man natürlich Traditionen nicht im reaktionären, sondern im biologischen Sinne auffassen darf: sie werden nicht durch einzelne Schichten der Gesellschaft, sondern durch den Gesamtorganismus bestimmt, dessen historische Kontinuität bewahrt werden muß.

Nun kann es wohl geschehen, daß einige oder eine gesellschaftliche Schicht die Vormacht besitzt — sie wird dann den Versuch machen, ihre Presse für ihre besonderen Zwecke auszunutzen. Dieses ist natürlich nur möglich in Perioden gesellschaftlicher Erkrankung — im gesunden Organismus ist das Gleichgewicht vorhanden; wir werden aber immer gewisse Übergangszeiten feststellen können, in denen neue und alte Schichten miteinander kämpfen, bis das natürliche Gleichgewicht — oft erst durch Revolutionen — erreicht worden ist. In

solchen Krankheitsperioden kann die Presse der kämpfenden Schichten unzweifelhaft mißbraucht werden, wenn es auch kaum so systematisch durchgeführt wird, wie der Laie es sich denkt. Solange die Presse von dem Standpunkt des reinen Gewinnes geleitet wird, ist diese Gefahr überhaupt nicht so groß; denn die Zeitung würde sich ins eigene Fleisch schneiden, wenn sie so einseitig schreiben würde, daß sie nur einen kleinen Leserkreis erreichen könnte. Die Gesetze der Wirtschaftlichkeit haben also stets der Presse bestimmte Grenzen der Propaganda gesetzt, insoweit es sich nicht um die reine Partei- und Agitationspresse handelte. Und selbst diese nahm — wie die kommunistische — gewisse Rücksichten auf ihre bürgerlichen Leser und bürgerlichen Anzeigenkäufer. Daß damit die ideelle Bedeutung der Presse verringert wird, darf wohl kaum bezweifelt werden; es ist ein geringer Trost, daß dieser Mangel ein allgemeiner ist. Aber es bleibt ein besserer Trost, daß nicht einmal diejenige Presse, die das eigene Volkstum und dessen Traditionen bekämpft, sich von ihnen befreien kann.

So stark ist also die Raumgebundenheit der Presse, wie groß ihre Macht auch in mancher Beziehung sein mag; sie ist doch nicht stark genug um den Raum zu überwinden. Sie trägt in ihrem Äußeren und Inneren das Gepräge ihres Entstehungs- und Geltungsraumes. Wir brauchen uns nur vor den Stand eines größeren Zeitungsverkäufers zu stellen, wo man nicht mehr als die Köpfe der Zeitungen sehen kann: sie sind alle verschieden und enthüllen dem Kenner ganz klar ihren Entstehungsraum — die englischen Zeitungen haben andere Köpfe, als die amerikanischen, die französischen sehen wiederum anders aus als die italienischen, die belgischen sind von den nordischen oder holländischen verschieden und die deutschen haben ihr ganz besonderes Gepräge. Nehmen wir die Zeitungen in die Hand, fällt die Verschiedenheit noch stärker auf, weil die typographische Aufmachung der einzelnen nationalen Pressen gänzlich verschieden ist. Und dieser Eindruck einer starken Traditionsgebundenheit wird noch verstärkt, wenn wir den Inhalt durchlesen.

Als polaren Gegensatz zur deutschen können wir die amerikanische Presse nennen. Wohl in keinem anderen Lande ist das Zeitungsunternehmen so stark auf dem Grundsatz der Wirtschaftlichkeit aufgebaut wie in den Vereinigten Staaten, wo die Zeitung mit wenigen Ausnahmen nur dem Gelderwerb dient: sie ist ein kaufmännisches Unternehmen und wird als solches betrieben. Dieses gibt der amerikanischen Presse ihre Tendenzlosigkeit. Die Zeitung soll verkauft werden, soll Inserate, aber nicht Meinungskämpfe führen. Die meisten

Zeitungen stehen wohl der einen oder der anderen der großen Parteien (Republikanern oder Demokraten) nahe, aber dies kommt nur selten zum Ausdruck — und dann eher durch die Publizität, die sie ihrer Partei einräumen, als durch eine bewußte Tendenz: auch enthalten die Spalten mehr Reden von den eigenen als von den gegnerischen Politikern. Einzelereignisse aber werden sehr selten, wenn überhaupt, „gefärbt". Der amerikanische Journalist ist deshalb in erster Linie Reporter, nicht Politiker. Er berichtet alles, was im Augenblick „news" ist, gleichgültig wie dies gegen oder für seine grundsätzliche Einstellung ausgenutzt werden kann oder nicht. Der Nachrichtenteil baut sich ausschließlich auf dem Grundsatz auf, kommentarlos, schnell und ausführlich über das zu berichten, was das amerikanische Publikum interessiert. Nur sehr selten werden Nachrichten mit Kommentaren versehen, was für den deutschen Journalisten gang und gäbe ist. Nur in Zeiten großer nationaler Spannung, im Kriegsfall oder bei Wahlen werden Ausnahmen gemacht.

Als interessanter Stoff gelten wirkliche Begebenheiten; ein Autozusammenstoß, ein gesellschaftlicher oder wirtschaftlicher Skandal, das Schicksal „prominenter" Persönlichkeiten und alles was „human interest" (menschliches Schicksal) schildern kann. Man hegt großes Interesse für alles, was dokumentarisch festgelegt werden kann, wie Namen, Adressen, Daten, Zahlen, gewisse Charakterzüge der Zeugen, ihre Kleidung und ihren Gesichtsausdruck. Und alles dieses wird als Tatsachen registriert, nicht als Einfluß gewertet. Die Interpretierung liegt dem Leitartikler ob, eventuell einem besonders berufenen und bekannten Journalisten, dessen Äußerung aber verhältnismäßig wenig Raum einnimmt. Am liebsten werden die Meinungen (wenn sie überhaupt angeführt werden) als Ausführungen bekannter Persönlichkeiten gebracht; daher die Vorliebe, Interviews zu bringen. Namensartikel erfreuen sich auch einer großen Beliebtheit. Man vergöttert überhaupt große Namen; und wenn eine Zeitung in einer Schlagzeile das Interview einer bekannten Persönlichkeit ankündigt, kann sie mit einem beträchtlichen Straßenverkauf rechnen, selbst wenn das Interview äußerst gleichgültig und banal ist. Man bringt mit Vorliebe Artikel von bekannten Persönlichkeiten, die durch irgendwelche Taten „frontpage copy" (auf die erste Seite gehörend) geworden sind, auch über Themen, von denen sie gar nichts wissen. Nur wenn ein Leitartikel offensichtlich inspirert ist (von der Regierung oder von der Oppositionspartei) wird er beachtet. Es gibt in Amerika deshalb keine solche „Autoritäten" der Zeitungen, wie wir sie bei den großen europäischen Blättern finden. Man kann es

vielleicht als ein besonderes Charakteristikon der amerikanischen Presse bezeichnen, daß sie ihrer eigenen Meinung mißtraut. Teils ist dieses eine Folge der wirtschaftlichen Rücksichten auf den Inseratenteil, teils liegt die Begründung in der ganzen Art und in der Ausbildung des amerikanischen Reporterjournalisten. Wie in keinem anderen Lande der Welt spiegelt sich in der Presse der U. S. A. das Grundsätzliche des Kollektivbewußtseins wieder. Sie ist bis zum äußersten Grade raumgebunden, trotz der nationalen Traditionsarmut.

Aus diesem Grunde spielt die Zeitschrift in Amerika eine große Rolle. Denn während in der deutschen Presse die Meinung der Zeitung und ihre Stellungnahme zu verschiedenen Problemen oft zu den wichtigsten Aufgaben gehören, wird diese ganze Tätigkeit in Amerika von bedeutenden und ausgezeichnet geschriebenen Zeitschriften wahrgenommen. Auch in England haben die Zeitschriften ja eine Sonderstellung im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben erreicht. Dennoch sind die Zeitungen nicht so sehr auf den reinen Nachrichtendienst eingestellt, wie man erwarten könnte, wenn sie auch gewisse Ähnlichkeiten mit den amerikanischen besitzen, deren Vorfahren sie ja eigentlich sind. Es ist eine unzweifelhafte Verwandtschaft zwischen den beiden angelsächsichen Pressesystemen vorhanden. Der Unterschied zeigt sich am schroffsten in der starken Scheidung zwischen ernsthafter politischer und Sensationspresse. Der seriöse Charakter der Londoner „Times" ist von keiner amerikanischen Zeitung erreicht worden. Wie im englischen Kollektivbewußtsein ist auch in der Presse der lokale Teil der wichtigste; das Interesse des Engländers wendet sich nur im geringen Maße dem Ausland zu; wenn dies doch geschieht, kommt das Empire natürlich in erster Linie. Jeder, der in wenigen Stunden aus der kontinentalen Atmosphäre über den Kanal kommt und dort eine Zeitung in die Hand nimmt, könnte denken, daß die kontinentalen Ereignisse sich in einer anderen Welt abspielten. Nur die glänzenden Berichte führender englischer Korrespondenten ermöglichen es überhaupt, Ereignisse zu verfolgen, die sich außerhalb Englands und des Empires abspielen — in dem Maße überwiegt der lokale Nachrichtendienst. Auch hier sieht man also, daß die Presse in der Auswahl und Behandlung ihres Stoffes von dem Kollektivbewußtsein und damit von dem Gestaltungsraum desselben abhängig ist. Nicht einmal die Presse des „Weltreiches" besitzt raumüberwindenden Charakter.

Dieselbe Erfahrung kann man überall machen. Die französische Presse ist auf die besondere Art der Bourgeosie eingestellt, die dort

„die Nation ausmacht". Sie ist noch weniger auf reine Nachrichten eingerichtet als die englische; dafür spielt die stilistische Aufmachung des Stoffes eine sehr große Rolle — die französischen Zeitungen haben eine Reihe glänzender Stilisten groß gezogen. Selbst die banalsten Nachrichten können oft mit Geist und Geschick aufgezogen sein. Auch hier spiegelt sich der nationale Geist in seinen Stärken und Schwächen wieder. Die belgische (wallorische) Presse steht zum großen Teil unter dem geistigen Banne des Nachbars. Sie hat ihm den eleganten und geistreichen Stil abgelauscht und versteht es selbst die kleinsten Neuigkeiten in einer pikanten Sauce zu servieren.

In der nordischen Presse begegnen sich angelsächsische und französische Elemente, aber nach nordischer Art umgewertet. Wenn man von dem angeblich ruhigen Temperament der Nordländer spricht, denen man gern eine gewisse geistige Solidität und Schwerfälligkeit nachsagt, genügt ein Blick in die nordischen Zeitungen, um einem das Gegenteil zu beweisen. Selbst die ernstesten, gut redigierten Zeitungen haben einen Nachrichtenteil und eine Umbruchtechnik, die bei uns in Deutschland als sensationell, in der Schweiz sicherlich als „Revolverpresse" bezeichnet werden würde. Trotzdem verzeichnen wir hier eine sehr stark ausgesprochene Meinungspresse, die mit Energie redaktionelle Meinungen verficht, ja dies mit solcher Konsequenz macht, daß einige Zeitungen prinzipiell nie eine Berichtigung des redaktionellen Teiles aufnehmen. In den drei skandinavischen Ländern machen sich übrigens Verschiedenheiten der Presse geltend, die dänische ist die beweglichste und lebhafteste, die schwedische die seriöseste, die norwegische politisch stark ausgeprägt, journalistisch am wenigsten entwickelt. Auch hier haben Raum und Volk also die Form der Presse bestimmt.

Wenn man den Komplex der österreichisch-ungarisch-tschechoslowakischen Presse betrachtet, wird man eine besondere Eigenart feststellen. Trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten floriert bei ihr noch immer die Unterhaltungspresse oder, wie sie dort genannt wird: die Tratschpresse. Das Feuilleton oder der feuilletonistische Stil hat der gesamten Presse seine Merkmale verliehen. Privatsachen werden oft ventiliert, aber nicht wie in Amerika „dokumentarisch", sondern witzig und pointiert — es ist ein alter französischer Einfluß zu spüren, durch die mildere Wiener Art etwas besänftigt. Der Journalist wird nicht nach seiner Fähigkeit als Sammler von Neuigkeiten, sondern nach seinem Stil beurteilt, der rein literarisch gewertet wird. Zusammenfassend könnte man sagen, daß die Zeitungen dort weniger mit Tatsachen beschwert als mit

Gemüt geschrieben sind. Selbst politische Themen werden mit Gefühl und Schwung behandelt.

Überall sehen wir also, wie stark die Presse, trotz gewisser fremder Formeinflüsse, sich den Anforderungen des Raumes und des Blutes fügt. Allerdings könnte es aussehen, als ob dennoch eine gewisse raumüberwindende Kraft der Presse als Idee darin zu finden ist, daß so wesensfremde Völker wie die ostasiatischen ebenfalls eine Presse nach amerikanischen oder englischen Vorbildern, aber doch mit starker Eigenart, geschaffen haben. Wir dürfen in dieser Beziehung noch kein endgültiges Urteil fällen. Denn man kann nicht erwarten, daß die japanische Presse, die kaum mehr als ein halbes Jahrhundert existiert, bereits ihre eigene Form gefunden haben sollte. Noch weniger ist dies von der ganz jungen chinesischen zu erwarten. Beide Länder erleben noch immer Gärungsperioden, stehen in schweren Wandlungen, die nicht endgültig abgeschlossen sind. Aber wir haben keinen Grund zu glauben, daß der Raum und das Blut nicht auch auf diesen Gebieten den endgültigen Sieg erringen werden. Allerdings darf man nie vergessen, daß mit der Übernahme der europäischen Technik auch die gewisser anderer äußerer Lebensformen folgen muß, die an die Technik geknüpft sind.

Die Technik führt unzweifelhaft langsam eine gewisse allgemeine Nivellierung mit sich. In dieser Beziehung ist der Rundfunk allerdings weniger bedeutungsvoll als es zunächst erscheinen könnte; richtig ausgenutzt ist er sogar ein starkes Instrument der Raumbindung. Obgleich er den ganzen Äther als Wirkungsfeld benutzen kann, ist er doch in Wirklichkeit an das Sprachgebiet oder wenigstens an das Sprachvolk gebunden. Man darf jedoch nicht vergessen, daß der Rundfunk noch mehr als irgendeine andere Form der Einwirkung auf die Massen von deren grundsätzlicher Einstellung abhängig ist. Jede einzelne Darbietung wird hier in Wirklichkeit vom Hörer selbst bestimmt, weil nur der Hörer ist, der die Darbietungen anhören will. Dafür kann der Rundfunk diesen Hörer auch auf mannigfaltigen Wegen beeinflussen, indem er den Nachrichtenstoff, den er ihm vermittelt, gleich in einer so unmittelbaren Form gibt, wie es in der Presse nicht möglich ist, verstärkt durch den suggestiven Einfluß der menschlichen Stimme. Dadurch wird der Rundfunk ein so hervorragender Vermittler von politischen und kulturellen Ansichten und Idealen. Dazu kommt, daß er die Möglichkeit hat, den Hörer durch die Wahl und die Gestaltung des Unterhaltungsstoffes völlig in seinen Bann zu ziehen, um in dieser Weise den bereits vorhandenen Geschmack desselben zu vertiefen und zu erweitern. Ein Blick in die

Programme der verschiedenen Länder enthüllt uns, wie stark der Stoff durch den Raum bedingt ist — die Programme sind ja Resultate jahrelanger Erfahrung und zeigen uns vielleicht mit größerer Sicherheit als die Presse den Interessenkreis des Kollektivbewußtseins in den verschiedenen nationalen Lebensräumen; sie verleihen uns eine sehr feine und tiefe Einsicht in die verschiedenen Volksseelen. Dadurch lehrt auch der Rundfunk uns, wie stark der Mensch an seinen Raum und an sein Volk gebunden ist. Dennoch können wir auch hier feststellen, daß eine gewisse Nivellierung doch ermöglicht wird: indem die verschiedenen Völker Kulturschöpfungen der anderen kennenlernen; was zuerst fremd und unverständlich erscheinen mag, wird durch die häufige Wiederholung allmählich verständlich. Welche Bedeutung man dieser ständigen Wiederholung fremder, ja sogar rassenfremder Elemente beimessen kann, zeigt uns der Siegeszug der Jazzmusik: noch ein halbes Jahrhundert Jazz — und der beste europäische Geschmack würden halb vernegert sein . . . obgleich der Jazz sich bereits auf seiner Wanderung von Westafrika über Westindien nach den Vereinigten Staaten europäischen Hörnerven stark angelehnt hat, ist sein Grundelement afrikanisch. Nicht das Wort, sondern die Musik wirkt auch im Rundfunk am meisten nivellierend; sie verbindet aber nicht die verschiedenen Rassen, sondern höchstens die Völker, die aus jenen Rassenkomponenten hervorgegangen sind, denen die Musik angehört.

Das Wort trennt die Völker, das Bild und der Ton vereinigt sie oder richtiger: bringt sie einander näher. Denn er greift Symbole auf und gibt ihnen bildhafte Gestalt. Da das Publikum aber nur Schilderungen verlangt und annimmt, die gewissen Bedürfnissen entsprechen, bestimmt der Film nicht die Symbole souverän, sondern gibt nur demjenigen Gestalt, das vom Kollektivbewußtsein bereits geahnt oder gespürt wird. Der Film verwandelt gewissermaßen die Ahnungen, Hoffnungen und Träume des Kollektivbewußtseins in greifbare Wirklichkeit, die durch das Spiel der Auftretenden, durch die Macht der Regie und durch die besonderen Lichteffekte, die der Film zur Verfügung hat, ja vielleicht auch durch die fast zauberhafte Mystik des technischen Vorganges eine ungeheure suggestive Kraft erhält. Aber aus dieser Bindung des Films an das Kollektivbewußtsein, die eine Voraussetzung seines Stoffes bildet, wird auch der Film an den Raum gebunden. Dank dem bedauerlichen Umstand, daß er meistens als Exportware hergestellt wird, liegt aber etwas Zwiespältiges in der Wirkung, die er ausübt — er vermittelt dem Kollektivbewußtsein den Stoff, den dieses begehrt, meistens in einem

Milieu, das raumfremd ist, oft auch durch volksfremde Menschentypen. Durch die Gestaltung von Wunschträumen des Kollektivbewußtseins in unbekanntem Milieu übt der Film unzweifelhaft einen starken nivellierenden Einfluß aus, den man doch kaum als raumüberwindend bezeichnen kann. Dabei ist es bemerkenswert, daß die Nivellierung bisher auf dem Lande durch städtische Darstellungen stärker war als umgekehrt; es ist aber wohl denkbar, daß wir jetzt (nicht nur in Deutschland, auch z. B. in Amerika, wo die Flucht aus der Großstadt immer zunimmt) dagegen die stärkere Nivellierung der städtischen Bevölkerung durch Bilder aus dem Landleben feststellen werden; denn in dem Augenblick, wo durch politische und erzieherische Methoden die Wunschrichtung des Kollektivbewußtseins geändert wird, müssen auch andere Gebiete der Nivellierung unterworfen werden. Daß die westlich-städtischen Darstellungen des Lebens in exotischen Ländern oft als „Vorbilder" gewirkt haben, ist bekannt, wobei es vielleicht überflüssig ist hinzuzufügen, daß es sich stets um reine Äußerlichkeiten handelt.

Diese Vorbildwirkung des Filmes beruht, wie jede Kunstwirkung, auf der Schaffung von Symbolen, die uns greifbar vor Augen treten. Nicht nur die Menschen des Films, auch die Gegenstände, wie das Automobil, die Kleidung, das Essen, die Art sich zu bewegen, wirken symbolhaft. Oft sogar in einer gefährlichen Weise, denn sie vertreten einen relativ leicht erreichbaren, wenigstens erträumten höheren Lebensstil: sie regen zu neuen Lebensansprüchen an, die — innerhalb gewisser Grenzen — die Triebfeder aller Kultur sind, übertrieben aber ein Sporn zu sozialer Unzufriedenheit werden: kann man diesen Lebensstandard nicht selbst erreichen, gönnt man ihn wenigstens nicht den anderen. Am gefährlichsten kann der Film aber dadurch wirken, daß er eine unwahre Lebensauffassung lehrt: er wirkt durch Symbole, die raum- und blutmäßig falsch sind und also nicht erlebt. Nichterlebte Symbole sind wohl romantisch, aber unwahr — sie erregen Ansprüche, die an sich unerfüllbar sind, weil sie aus falschen Voraussetzungen emporwachsen. Der Film kann deshalb nicht nur nivellierend, sondern auch direkt raumzerstörend wirken. Er überwindet ja nur die Abstände, aber nicht die natürlichen Raumgestaltungen.

Er ist übrigens nicht die einzige „internationale" Macht, die raumzerstörend wirken kann. Die Technik, die Maschine ist an sich raumfrei in ihrem Wirken; sie kann in jedem Lande ihre Tätigkeit durchführen. Sie ist von keinen Idealen oder Vorurteilen gehemmt — wer Geld hat, kann sich irgendwelche Maschine, die er nötig hat,

aus fremdem Land holen und aufstellen. Aber an die Maschine sind besondere gesellschaftliche Voraussetzungen geknüpft; wenn man eine Maschinenindustrie in Länder einführt, in denen es bisher keine solche gab, wird eine Änderung der gesellschaftlichen Struktur automatisch notwendig. Wir haben in Europa diese Wandlung in revolutionärster Weise erlebt, als die ersten Arbeiterunruhen entstanden. Wir haben sie jahrzehntelang in der internationalen Sozialdemokratie und in dem Marxismus beobachten können. Die schnelle Entwicklung der Maschinenindustrie führte damals zur ebenso schnellen Bildung neuer Schichten der Gesellschaft. Da diese aber als Struktur eines biologischen Organismus sich nicht so schnell wandeln konnte, wie die äußeren Wirtschaftsverhältnisse es taten, blieben die beiden neuen Gesellschaftsgruppen außerhalb der natürlichen Arbeitsteilung des Organismus. Kapital und Arbeiter standen nicht nur einander, sondern auch den schon festgeformten Schichten der alten Gesellschaft feindlich und fremd gegenüber. Aus diesem Kampf, der als Zeichen eines Überganges gewissermaßen eine durch die Umwelt veranlaßte Krankheit bedeutete, wuchs der Marxismus als Doktrin hervor. Die Arbeiter sahen überall, wie ihre Genossen denselben Kampf gegen das Kapital führten. Und sie verstanden nicht, daß die Gesundung nur aus der eigenen, raumgebundenen Gesellschaft heraus geschehen konnte. Sie glaubten, durch internationale Zusammenarbeit allen Arbeitern eine bessere Zukunft zu schaffen. So entstand der Gedanke eines internationalen Proletariates und einer internationalen Arbeiterrevolution. Die Zweite Internationale mußte an dieser Lehre zugrunde gehen, weil jede Gesellschaft nur von dem eigenen Organismus aus geheilt werden kann und weil jeder Versuch, eine raum- und volksfeindliche Gesellschaft zu gründen, früher oder später an den ehernen Gesetzen der Biologie zerschellen muß. Ihr Untergang begann mit Vorbehalten und Kompromissen, um die eigene Machtstellung zu wahren. Die Dritte Internationale, die aus der Vergangenheit Rußlands und des russischen Menschen ihre schöpferische Kraft sog, lernte dagegen sehr bald die innere Unmöglichkeit der „Weltrevolution" und des Internationalismus erkennen. Sie wandelt sich jetzt allmählich in einen von einer Minderheit getragenen russisch-nationalen Imperialismus; denn auch sie muß den unabweisbaren Forderungen des russischen Raumes und des russischen Menschen folgen.

Die Technik hat auch in anderer Weise eine scheinbare Raumnivellierung ermöglicht, und zwar durch das allgemeine Bedürfnis nach einem allen verständlichen Wortschatz. Wie im Mittelalter das Latein den Gelehrtenkreisen verschiedener Länder die Möglichkeit gab, miteinander zu korrespondieren und zu sprechen, erfordert heute die Technik und der durch sie erhöhte Verkehr und Handel, daß Menschen aller Länder sich einander verständlich machen können.

Um dieses Bedürfnis aller Völker nach einer Verständigungssprache zu befriedigen, die man überall auf der Erde verwenden könnte, haben verschiedene Gelehrte versucht, Kunstsprachen zu schaffen, die als „Weltsprachen" gebraucht werden sollen: vom Volapük über Esperanto bis zum Ido. Das Leben läßt sich aber nichts vormachen, auch nicht von geistreichen und genialen Männern. Es sucht selbst seine Auswege. Durch den Gebrauch des Englischen durch die zahlreichen britischen und amerikanischen Kaufleute, Seefahrer und Soldaten entwickelte sich längst das Pidjinenglisch als die Handelssprache des Ostens. Aber jetzt beginnen die Forderungen der Technik und des Verkehrs weitergehende Ansprüche zu stellen; hier helfen sich die Sprachen selbst, indem sie fremde Elemente in sich aufnehmen und sie nach der eigenen Art umwerten und ummodeln. Wir finden z. B. im Japanischen eine Reihe von englischen Wörtern, die völlig japanisiert sind — wie: pinneisu, Pinasse, tanku, Tank, kattaa, Kutter; pompu, Pumpe, notto, Knoten, tonsu, Tonnage.[1]) Die chinesische Sprache unterliegt unter dem Einfluß westlicher Erkenntnisse einer noch tiefgreifenderen Wandlung. Wir können auch daraus erkennen, daß selbst nivellierende Mächte, wie die Technik und der Verkehr, in letzter Instanz doch von dem Raume erfaßt und seinen Gesetzen unterworfen werden.

WANDERUNG UND WANDLUNG VON ÄUSSEREN LEBENSFORMEN

In der Einleitung haben wir eine Reihe von Beispielen mitgeteilt, durch die Wanderungen von einzelnen äußeren Lebensformen von einem Volk zum anderen gezeigt werden. Wir werden jetzt untersuchen, ob vielleicht solche äußerliche Formen auf den verschiedenen Gebieten des Lebens umgewandelt, also unmittelbar von einem Raum in den anderen übertragbar sind oder nicht. Nehmen wir z. B. eine so wichtige Erfindung wie das Papier. Wir wissen heute, daß die Mittelmeerwelt niemals auf den Gedanken gekommen ist, eigentliches Papier herzustellen, denn weder der ägyptische Papyrus noch

1) Wir entnehmen die Wörter dem Buche „Artillery and naval technical terms, private and confidential", zum Gebrauch britischer Marineoffiziere gedruckt.

das Pergament entsprechen diesem. Das Papier aus Baumrinde, Hanf, Lumpen und alten Fischernetzen wurde angeblich zuerst etwa 100 Jahre n. Chr. von einem Chinesen Tsai Lun erfunden. Durch einen großen Sieg des Zijad in der Mitte des 8. Jahrh. über chinesische Truppen wurden chinesische Papierfabrikanten gefangen genommen und nach Samarkand gebracht. Sie fabrizierten in ihrer neuen Heimat jetzt Papier. Von Samarkand aus wurde diese Industrie nach Bagdad verpflanzt und fand allmählich durch die Araber den Weg über Spanien und Sizilien nach Mitteleuropa; 1391 erreichte sie Nürnberg. Wir brauchen jetzt nur zu überblicken, wie verschiedenartig die Entwicklung der Papierverwendung im Abendland und im fernen Osten gewesen ist. In China wurde das Buch hoch in Ehren gehalten, aber es blieb der Alleinbesitz der gelehrten Klasse. Es sind auch in China Zeitungen entstanden, bevor man in Europa eine Ahnung davon hatte, aber lediglich zu Staatszwecken. In Europa ging es ganz anders. Schon das Aussehen des europäischen Buches, mit dem chinesischen verglichen, enthüllt uns, daß es einen anderen Zweck zu erfüllen hat: es ist nicht einer besonderen Klasse vorbehalten, sondern gleich vom ersten Anfang an in die breite Masse gebracht worden — der Geist des Abendlandes war eben ein ganz anderer als derjenige Ostasiens. Noch stärker tritt diese Erscheinung hervor, wenn wir das Zeitungswesen in Betracht ziehen, das erst bei uns wirkliche Bedeutung erhielt. Dann ist z. B. die Erfindung des Buchdruckes da. In China war man schon im 8. Jahrh. imstande, Buchdruck im großen Ausmaße vorzunehmen; aber wie bereits bei dem Papier erwähnt, diente auch diese Entwicklung nicht dem Volke, sondern nur der gelehrten Klasse der Beamten. Auch hier tritt uns der Gegensatz zwischen Osten und Westen entgegen, denn es war erst der Buchdruck, der die geistige Grundlage der Reformation und damit der Befreiung der Völker gegen die Herrschaft der Gelehrtenkaste ermöglichte. Was in China nur eine Funktion der natürlichen Gesellschaftsordnung blieb, wirkte also in Europa erst revolutionär, weil es in einem ganz anderen Geiste aufgenommen wurde.

Nehmen wir ein anderes Beispiel: den Zeugdruck. Er war schon im Ägypten des 6. und 7. Jahrh. bekannt. In der späteren Fatimidenzeit erreichte diese Kunst über Sizilien Europa; aus diesem köstlichen Kunsthandwerk haben wir — genau wie es mit der Papierfabrikation und dem Buchdruck der Fall war — eine Massenproduktion geschaffen, während er in Asien stets ein Vorrecht besonderer Meister und Zünfte verblieb. Oder denken wir an das MacAdam-Pflaster; der Schotte sah dieses zuerst im Hofe des Kaiserpalastes von Peking.

Im fernen Osten blieb es besonderen Zwecken vorbehalten; bei uns wurde es bei den Anlagen öffentlicher Straßen verwendet. In China wurde das köstliche Porzellan zuerst erfunden. Wenn es auch hin und wieder von der großen Menge gebraucht wurde, war es doch stets hoch in Ehren gehalten; ein schönes Porzellanstück war immer der Stolz einer jeden chinesischen Hausmutter, denn es war mit der Hand geschaffen und ein Werk eines künstlerischen Schöpferwillens — in Europa machte man einen Massenartikel daraus. Daß dabei auch etwas humoristische Mißverständnisse eingetreten sind, mag als typisch erwähnt werden: die Stege zur Betrachtung der Wasserblumen, die man auf chinesischem Porzellan findet, wurden zu dem bekannten Tonnenmotiv des Delfter Porzellans, während Granatäpfel sich zu dem Meißner Zwiebelmuster entwickelten.

Oder denken wir an die bei uns sinnlose Verwendung der kleinen Glocken auf Lusthäusern oder an die Äolsharfen, chinesische Einrichtungen, die dort einen ernsten Sinn zu erfüllen haben, indem sie die bösen Geister fortjagen sollen! Auch die Geschichte des Pulvers gibt allerlei zu denken. Im 12. Jahrh. in China erfunden, diente es auch da nationalen Verteidigungszwecken, blieb jedoch ein nur selten und in schwersten Notfällen verwendetes Kriegsmaterial — in Nordchina wurde es z. B. gegen die siegreichen Mongolen gebraucht, in Korea später gegen die Japaner. Aber im großen ganzen wurde es nur zu gemütlicheren Zwecken, wie z. B. beim Feuerwerk verwendet . . . man pflegt zu sagen, die Chinesen hätten den Nutzen des Pulvers im Kriege nicht voll verstanden; vielleicht verhält es sich so; aber es ist ja auch möglich, daß sie die heroische Seite des Krieges zu gut verstanden haben, um ein so unheroisches Mittel zu verwenden. Jedenfalls ist es bezeichend, daß es in Europa ein allgemein gebrauchtes Kriegsmittel geworden ist: es wurde, wie Buchdruck und Papier, ein Massenartikel, womit einzelne Privatleute sich bereichern. Und hierin zeigt sich der entscheidende Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen: der passivere Ostmensch hat keine Erfindung voll ausgenutzt: er ließ sie in den Händen der Regierung oder einer bestimmten Klasse, während der aktive Westmensch mit ihnen die Welt militärisch, politisch, kulturell und wirtschaftlich eroberte.

Ganz umgekehrt mußte es aber, eben aus diesem Grunde, auf dem Gebiete der Naturbetrachtung gehen. Der Ostasiate steht heute noch der Natur näher als wir: das Hauptelement seines Blutes ist Bauernblut; die alte ursprüngliche Rasse war in dieser Beziehung stärker als die später hinzugekommenen: der Lebensraum der Monsungebiete Ostasiens mag viel dazu beigetragen haben. Während

der Bauer der Natur noch heute ganz nahe steht, wurde der Beamte, der Gelehrte im Osten durch seine Arbeit wohl dieser ein bißchen mehr entfernt; aber er ist ihr nie entfremdet worden; vielen hohen Beamten des Ostens geschah es, daß die Sehnsucht nach der Natur sie im Alter übermannte und sie zwang, ihr Amt aufzugeben, um in der Einsamkeit der freien Natur ihre letzten Lebensjahre zu verbringen; die schönsten und tiefsten Gedichte Chinas handeln von dieser Sehnsucht. In Japan hat diese innige Naturverbundenheit ihren Ausdruck in dem (allerdings von China übernommenen) Steingarten gefunden, der es ermöglichte, selbst mitten in der Stadt, selbst im engsten Raum die Freuden der Natur zu genießen. Jeder einzelne versuchte sich selbst diese Freude zu verschaffen. In Europa begnügte man sich mit den öffentlichen Parks, die nur von Kindern und Alten besucht werden, aber auch dann oft nicht der Natur wegen. Es gibt auch viel zu denken, daß die Griechen z. B. kein Wort für „Garten" besaßen, sondern dieses aus dem Persischen übernahmen (Paradeisos; bei Xenophon). Es ist sehr bezeichnend, daß die Tempel des Ostens in Hainen oder auf Bergen liegen; mögen auch dabei religiöse Rücksichten mitgewirkt haben, so bleibt doch die Psyche der Bevölkerung die letzte Erklärung. In Europa dagegen liegen selbst die herrlichsten Gotteshäuser in den Städten — als gewaltige Ausdrücke unserer ewigen Sehnsucht, unseres Strebens nach dem Himmel, selbst mitten im Alltag des Steinpflasters. Es ist nicht weniger erhaben, es ist vielleicht sogar stärker, es ist jedenfalls so wie es unserem Wesen nach sein muß. Wie es andererseits dem Wesen des Ostasiaten entspricht, seinen Gott in der freien Natur zu suchen. Auch hier erkennen wir also den tiefgehenden Unterschied zwischen den aktiven und passiven Rassenelementen, der durch alle heutigen Völker schimmert.

MODE

Wenn wir die Kleidermoden betrachten, werden wir eine ähnliche Feststellung machen können. In dem Unterschied zwischen dem Westen und dem Osten machen sich die generellen Rassentypen geltend: der Westen ist — grob ausgedrückt — durch straffsitzende, der Osten durch weite Kleider gekennzeichnet; die Temperamente enthüllen sich in diesem Unterschiede: das aktivere, das bereit ist, stets selbst arbeitend mitzuwirken, und das passivere, das die Arbeit den dafür bestimmten Schichten überläßt. Aber eine solche Feststellung ist natürlich ein bißchen oberflächlich, wenn sie auch den Grundton angibt. Der Ursprung der Trachtenmoden in allen Ländern

ist ja schließlich derselbe: man wollte sich gegen Kälte und Wärme schützen und gegen sonstige Unbill der Natur. Aber die Kälte erforderte einen anderen Schutz als die Wärme; schon daraus ergab sich eine Trennung zwischen straffsitzenden Schutzhüllen im kalten Klima und den losesitzenden in dem warmen. Die natürlichen Produkte des Raumes wirkten mit bei der Wahl. Und religiös-magische und gesellschaftliche Unterschiede machten den Rest der wirkenden Faktoren aus. Über und durch sie alle erhob sich dann die menschliche Eitelkeit, aus dem Geschlecht geboren, um allen Moden die letzte Krönung aufzusetzen und bis zu den höchsten Gipfeln der Vervollkommnung — und der Karikatur — zu treiben. Mit dem Handelsverkehr zwischen den Völkern folgte aber auch eine langsame Wanderung der Moden: die Seide, die dem Westen aus China gebracht würde, stellte andere modische Ansprüche als die schwerere Wolle oder das Leinen: die reichen Stickereien erforderten größeren Luxus auch von der übrigen Kleidung. Je prachtvollere Stoffe man kennenlernte, um so kostspieliger und verwickelter wurden die Trachten. Es ist wohl kein Zweifel, daß die Kreuzzüge, die Entwicklung des venezianischen Handels, der ganze Verkehr mit den Sarazenen, vielleicht auch die Franziskanermissionen nach China im 13. Jahrh., jedenfalls die Reisen Marco Polos, später dann die Jesuitenmissionen in China Ströme ostasiatischer Einflüsse nach Europa auch auf dem Gebiete der Kleidermoden gebracht haben. Aber alles Fremde wurde nach der Art unserer Räume und unserer Völker umgewertet. Auch in dieser Beziehung zeigte sich der eigene Raum immer als der stärkste.

Allerdings gibt es — und dies darf nicht übersehen werden — gewisse allgemeine Elemente der Mode, die nicht nur für uns, sondern überall gültig sind: die Unterschiede zwischen den Geschlechtern (abgesehen von den Spezialfällen bei einzelnen Stämmen) und den Altern. Was man der Frau erlaubt, gestattet man nicht dem Mann; was die Jugend kleidet und anziehend macht, wirkt häßlich und lächerlich im Alter; was dem intimen Beisammensein gestattet ist, wird beim öffentlichen Hervortreten verboten. So finden wir überall gewisse allgemeinmenschliche Regeln, die niemand zu brechen wagt, ohne sich dem allgemeinen Tadel oder der Strafe zu unterwerfen. Nur in einzelnen Epochen allgemeiner und damit auch sexueller Dynamik kann es geschehen, daß Moden entstehen, die eine Herausforderung des bisherigen Anstandes bedeuten — wir kennen solche Moden aus dem Übergang zwischen Mittelalter und neuerer Zeit oder aus der Epoche der französischen Revolution (die Brüder Goncourt berichten in

dieser Beziehung Interessantes). Der Mensch drückt sich anderen gegenüber durch indirekte Symbole ebensosehr aus wie durch die unmittelbare Sprache. Die Mode ist letzten Endes eine mehr oder weniger symbolische Offenbarung der Einstellung des Einzelnen zu seiner Umgebung und zu den grundlegenden menschlichen Trieben. Er enthält durch sie seine eigene Sittlichkeit, aber auch seine Verbundenheit mit der Volksgemeinschaft, in der er lebt. Diese letztere wird immer die stärkste sein; die Gemeinschaft übt in der Mode vielleicht ihren schärfsten Zwang aus, weil diese den sichtbarsten Ausdruck der allgemeinen Sittlichkeit darstellt.

Deshalb werden wir immer die sittliche Einstellung eines Volkes in den vorherrschenden Moden und aus der Art, wie sie verwertet wird, erkennen können: im Norden finden wir die strengere Zurückhaltung des Mannes, im Süden ist er sexuell aufdringlicher, in vielen Gegenden Europas völlig ohne Scham. Die Frauen stehen freier im Norden, im Süden (man denke an Spanien, wo sie noch immer hinter den „schwedischen Gardinen" sitzen) sind sie viel strenger bewacht, eine selbstverständliche Folge von der Aufdringlichkeit des männlichen Geschlechtes. Die germanischen und angelsächsischen Länder haben es nicht nötig, die Frau besonders zu schützen: es geschieht durch die Verehrung des Mannes. Typisch für die nordische Mode ist die englische in ihrem strengen Konservatismus, die kaum Altersgrenzen kennt. Man vergleiche damit den südlichen Typus, wie er vor allem durch den „Herrn aus dem Balkan" vertreten wird: pomadenduftend und glänzend, mit den Fingern voll von Ringen, in Kleidern der letzten Mode und noch ein wenig dazu, übertrieben in Manieren und Worten. Im übrigen erstreckt sich dieser Unterschied auch auf andere Lebensformen — man vergleiche nur die Art, in welcher ein Franzose ißt, mit der des Engländers. In Asien finden wir ähnliche Unterschiede: die Völker, die durch die strenge Selbstzucht des Nordens erzogen worden sind, wie Japaner und vornehme Chinesen, unterscheiden sich in ihren Kleidern und Manieren (auch wenn sie europäisch gekleidet sind) vorteilhaft von den mehr exotischen Indern. Wobei es allerdings nicht vergessen werden darf, daß manche Sitte, die uns unangenehm erscheint, im Osten eine andere Bedeutung hat. So wie wir uns wundern, wenn der indische Polizist ein Stück Papier von der Straße mit den Zehen aufnimmt oder wenn der gebildete Chinese etwa rülpst, um seine Dankbarkeit für gutes Essen auszudrücken, so wundert sich der Chinese über zahlreiche Eigentümlichkeiten unseres Lebens, die uns aber als besonders vornehm und nachahmungswürdig erscheinen. Die Sitten

und ihre Bewertung sind ja — wie wir gesehen haben — von den Räumen bedingt, in denen sie entstanden sind. Wenn sie auch wandern können, so wandeln sie sich doch unterwegs; sonst können sie in fremden Ländern keinen Eingang gewinnen. Blut und Boden haben sie ja geschaffen. Wenn neues Blut und neuer Boden sie aufnehmen, werden diese sie nach ihrer Art umwerten.

Deshalb ist nicht die alles nivellierende Raumüberwindung, sondern die harmonische Einordnung des Volkes in seinen natürlichen Raum die eigentliche Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat. Sie ist auch die einzige, die er als Mensch lösen kann.

DIE SPRACHE ALS RAUMÜBERWINDENDE MACHT

Von Georg Schmidt-Rohr

Wer je aus den totenstarren Lavafeldern großer Vulkane den Weg zu menschlichen Siedlungen zurückfand, wer nach einsamen Tagen im Urwald eines Abends den bläulichen Rauch aus den Hütten in der Lichtung aufsteigen sah, der erlebte es sich zutiefst, wie erst der Mensch die Erde für den Menschen zur Lebensstätte macht. Erst die Zusammenarbeit vieler Geschlechter im zeitlichen Nebeneinander und im zeitlichen Nacheinander schafft die eigentümlichen auf geistig-seelischer Gemeinschaft beruhenden Formen der Lebensbehauptung und Lebensführung, die den Menschen vom Tier unterscheiden und die erst ein höheres Menschentum mit kulturellen Leistungen zur Entwicklung zu bringen vermögen.

Als Gemeinschaftswesen erscheint der Mensch wie in aller Politik überhaupt auch in der Geopolitik. Für diese ist es wichtig, daß sie den politischen Rangwert der verschiedenartigen Gemeinschaftsgebilde unter den Menschen richtig erkennt und gegeneinander abwägt. Die politischen Gebilde, die sich an jeden einzelnen als laut fordernde Macht wenden, sind zunächst die Staaten. Doch daneben trat in den letzten Jahrzehnten in Europa und überall in der Welt mit immer härteren politischen Ansprüchen eine andere Größe, das Volkstum.

In den gesellschaftlichen Gebilden der Frühzeit scheint sich beides zu decken. Den Stamm sehen wir im allgemeinen nicht nur als staatlich-politische Einheit, sondern auch als sprachliche und kulturell-volkstümliche, ja auch als kirchlich-religiöse Einheit. Volkspolitik ist hier unmittelbar immer zugleich auch Staatspolitik. Erst spät, erst seit der geistigen Bewegung der deutschen Romantik entstand, zunächst in Europa, ein allgemeineres und politisch tragfähigeres Bewußtsein dafür, daß sich Staat und Volkstum nicht überall decken. Das deutsche Volk als nationale Verpflichtungen bringende Gemeinschaft sah man jetzt deutlicher „soweit die deutsche Zunge klingt" in einer Vielzahl von Staaten wohnen, „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt". Die hier gezogenen Raum-

grenzen sind nicht die Grenzen zwischen Staaten, sie laufen durch den Raum fremder Staaten, durch Frankreich, Belgien und Litauen, durch Italien und Dänemark.

Die hier gezogenen Grenzen sind Sprachgrenzen, und sobald nun überhaupt die Sprache deutlich als politisch-ethische Gegebenheit zu bemessen ist, hat auch die Geopolitik Ursache, den Wert der Sprache als einer Teilkraft in jeder politischen Kräfterechnung möglichst genau festzustellen.

Sie findet die Sprachwissenschaft schlecht gerüstet, ihr hier die notwendige Hilfe zu leisten. Eine politische Sprachsoziologie gibt es erst in schwachen Ansätzen, Grammatik und Sprachgeschichte haben bisher in so einseitiger Weise das wissenschaftliche Gesamtinteresse angezogen, daß für diese Forschungszweige keinerlei Raum blieb. Die Arbeit von A. Meillet, „Les Langues dans L'Europe Nouvelle" (Payot, Paris 1928) will allerdings schon „éclairer ceux qui ont la charge d'agir". Ich selbst habe mich in der volkspolitischen Sprachwissenschaft versucht mit meinem Buch: „Mutter Sprache. Vom Amt der Sprache bei der Volkwerdung" (Verlag Eugen Diederichs).

DIE SPRACHE ALS ENTFERNUNGEN ÜBERWINDENDE MACHT

Die Sprache ist gewiß auch eine „raumüberwindende Macht" in dem Sinne, daß sie Entfernungen überwindet. Die durch Schrift und Druck sichtbar gewordene Sprache überwindet nicht nur geographische Räume, sondern auch zeitliche Räume, ja beides in einem. Die gelehrten Schriften, die Münchner Gelehrte vor hundert Jahren schrieben, werden heute in Berlin mit großem Nutzen gelesen. Die Entfernungen überwindende Kraft der Sprache wurde noch durch andere technische Mittel auf das gewaltigste gesteigert. Fernsprecher, Rundfunk, Dampfer und Eisenbahnen haben Möglichkeiten sprachlichen Verkehrs zwischen Menschen geschaffen, die in weit voneinander liegenden, ihrer natürlichen, geographischen Beschaffenheit nach durchaus wesensverschiedenen Räumen wohnen. Wenngleich damit die Raumgebiete der großen Weltsprachen gewaltig gewachsen sind, so blieb doch das Größenwachstum dieser sprachlichen Verkehrsräume weit zurück hinter der Entwicklung der technischen Verkehrsmittel vor allem für den sprachlichen Austausch mit Hilfe der elektrischen Wellen. Übersprachen, künstliche Weltsprachen wollen für diesen so gewaltig erleichterten Fernstverkehr die Schwierigkeit überwinden, die darin beruht, daß der gesamte Erdraum noch einer alten Entwicklung entsprechend in eine bunte Vielheit von kleineren Sprachräumen aufgelöst ist, zwischen denen wegen der Verschieden-

heit der sprachlichen Mittel kein unmittelbarer geistiger Verkehr möglich ist.

Diese hier in den Blickpunkt gerückte, „Raum", d. h. Entfernungen überwindende Macht der Sprache ist von gar nicht voll zu ermessender Bedeutung für den Entwicklungsweg der einzelnen, der Völker, der Staaten, der gesamten Menschheit. Es soll zwar ganz und gar nicht abgestritten werden, daß die wahrhaft entscheidenden Leistungen der Menschheit vollbracht wurden von begnadeten einzelnen, von überragenden Persönlichkeiten, die in prometheischem Trotz sich über die Gewesenheiten des Alltags erhoben. Aber auch ihre Einzelleistung ist immer zugleich auch Gemeinschaftsleistung, bedingt aus unzähligen namenlos verrauschten Taten geistiger Arbeitsgemeinschaften. Und die unmittelbarste und wesentlichste Arbeitsgemeinschaft im Geistigen ist die Sprachgemeinschaft. Die das Gesamtarbeitsergebnis der Gemeinschaft bewahrende und über weite Räume hinweg übermittelnde Kraft ist die Sprache.

Auch diese sich unmittelbar aufdrängende Leistung der Sprache als eines technischen Mittels der Raumüberwindung ist gewiß von übergewaltiger geopolitischer Bedeutsamkeit, und es ist eine durchaus lohnende Aufgabe, ihr in einer geschichtlichen Untersuchung nachzugehen und aufzuweisen, wie die Sprache im einzelnen bei den geschichtlichen Völkern mit immer größerer Leichtigkeit und immer endgültiger den Raum überwinden lernte und wie dadurch erst die überraschenden geschichtlichen Entwicklungsmöglichkeiten erschlossen wurden.

Und doch wird diese Aufgabe auch hier außer acht gelassen, weil es zunächst als dringlicher erscheinen darf, in weniger geschichtlichen als vielmehr grundsätzlichen Erwägungen zu einem tieferen Verstehen von bisher noch selten gewürdigten geopolitischen Leistungen der Sprache vorzudringen.

DIE SPRACHE
ALS GEISTIGE RÄUME SCHAFFENDE MACHT

Die politisch-dynamische Leistung der Sprache kann erst heraustreten, wenn hinter dem Oberflächenbild von der Sprache als einem geschichtliche, kulturelle Leistungen ermöglichenden Mittel geistiger Raumüberwindung das Wesensbild der Sprache in ihrer eigentlichen Leistung als geistige Raumeinheiten erst schaffende Macht voll erkannt wird. Das Verständnis dafür erschließt sich uns aber nur dann, wenn wir weit genug ausholen und ganz allgemein zu

erkennen versuchen, was die Sprache für den einzelnen und seine Gemeinschaft bedeutet.

Wir müssen durchschauen, wie die Sprache über ihre technische Leistung des Vermittelns hinaus ein eigenständiges Wesen mit Fähigkeiten und Schöpferkräften ist, die wir gemeinhin nicht ahnen, gegen deren Anerkennung wir uns von vornherein mit ursprünglichem Trotz sträuben.

Das allgemeine Vorurteil sieht mit unbeirrbarer Sicherheit in der Sprache eines Volkes nur das Mittel für den Gedankenaustausch, bestenfalls den kennzeichnenden Ausdruck einer bestimmten völkischen Eigenart. Jedermann lehnt sich von vornherein gegen die Erkenntnis auf, daß sie überdies und vor allem eine den Einzelmenschen bis in seine Seelentiefen gestaltende Kraft ist. Und doch erfüllt sie mit ihrer Wesensartung nicht nur den einzelnen, sondern auch die kulturschöpferische Gemeinschaft selbst. Sie hält die Gemeinschaft nicht nur äußerlich durch ein gleiches Verständigungsmittel zusammen. Sie weckt erst im Einzelmenschen die Fähigkeit, Zelle, Glied, tragender Teil der Gemeinschaft zu werden. Sie ist im vollsten Sinne des Wortes die lebendige kulturspeichernde und kulturschaffende Kraft der Gemeinschaft.

Die Sprache ist nicht nur Diener des Menschen, sondern auch sein Herr, sie dient nicht nur zum Ausdruck von Gedanken und Gefühlen, zur Übermittlung von Willensimpulsen, sondern sie ist zugleich Gedanke, Gefühl und Wille. Sie schafft im Kinde, das in eine Sprachgemeinschaft hineingeboren oder hineinerzogen wird (es kann auch hineinerzogen werden, ohne hineingeboren zu sein, was im Berührungsgebiet mit fremdem Volkstum ein nicht seltener Fall ist), erst die Elemente der Mitteilung. Und da diese Elemente der Mitteilung, die Begriffe, in jeder Nationalsprache aus der Gnade eines unnachmeßbaren Geschichtsschicksales, das wohl wesentlich, aber nicht allein aus rassischen Erlebnissen bedingt ist, in besonderer und eigentümlicher Weise geprägt sind, eine sonderartige Geistigkeit und ein sonderartiges Seelentum darstellen, wird der einzelne Sprecher damit nach diesem inneren Gesetz seiner Sprachgemeinschaft geformt und genormt. Im Zusammenleben mit anderen Trägern einer bestimmten geistigen Artung gleitet er selbst unmerklich in die gleiche Artung, in die gleiche Weise des Sehens und Fühlens und Wollens hinein. Er wird eingeglichen, ohne daß er sich dessen bewußt wird, wie er geformt wurde, ja ohne daß er sich hätte wehren können, solange er die sprachlichen Äußerungen seiner Lebensgenossen verstehen wollte, solange er selbst verstanden werden wollte.

DIE POLITISCHEN RANGUNTERSCHIEDE ZWISCHEN DEN SPRACHRÄUMEN

Mit der Einheitlichkeit der Sprache ist ein Gebiet geistiger Einheitlichkeit gegeben, unbeschadet all der großen Verschiedenheiten und Spannungen, die innerhalb dieser Einheit bestehen. Die Sprachgrenzen sind die geographischen Grenzen von geistigen Räumen. Die politische Bedeutung dieser geistigen Räume nun erschließt sich aber nur mit rechten Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Beobachtung. Das ergibt sich vor allem daraus, daß der politische Rangwert dieser geistigen Räume keine feste, gleichbleibende Größe ist. Er ist zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern ein anderer. Er ist nach der Art und Leistungsfähigkeit der Sprachen verschieden, und daraus ist es wohl auch vor allem zu verstehen, daß die politische und geopolitische Bedeutung der Sprache erst so spät in den Kreis wissenschaftlicher Bemühungen rückt.

Es wurde schon erwähnt, daß erst im Zeitalter der Französischen Revolution, der deutschen Romantik ein belastungsfähigeres, auf Sprache beruhendes deutsches Nationalbewußtsein entsteht, und es ist kein Zufall, daß in dem gleichen Zeitalter die deutsche Hochsprache erst recht eigentlich ihre Herrschaft antritt: Das politisch-dynamische Vermögen der Sprache ist gebunden an einen allgemein-kulturellen Leistungswert der Sprache, wie er den schriftlosen Mundarten selten gegeben ist.

Dies ist das erste und unmittelbarste Ergebnis jeder Betrachtung der Sprache als politisch-dynamischer Größe, daß Sprache nicht einfach gleich Sprache gesetzt werden darf, daß das menschliche Sprechen verschiedene Stufen und Grade der „Sprachhaftigkeit" und damit politischer Leistungsfähigkeit zeigen kann. Wir zeichnen willkürliche, begriffliche Grenzen in eine stetige Reihe mit gleitenden Übergängen, wenn wir fünf Stufen der Sprachhaftigkeit unterscheiden: 1. Schriftlose Mundarten primitiver Völker; 2. ungeschriebene Verkehrsdialekte zwischen schriftlosen Mundarten; 3. Schriftsprachen (diese sind geschriebene Verkehrsdialekte, die nicht als Umgangssprache gebraucht werden); 4. Hochsprachen (diese sind geschriebene Sprachen, die zugleich Umgangssprache, Sprache des Erlebens sind); 5. Übersprachen (künstliche Weltsprachen, die für eine Vielzahl von Sprechern aus ganz verschiedenen geschichtswirklichen Nationalsprachen Verkehrsbehelf sein sollen).

Schon bei den in der geistigen Enge ungeschriebener Mundarten lebenden Primitiven ist die Sprache im Ansatz eine politisch-dynamische Größe. Es ist allzu natürlich, daß zum gleichsprachigen Menschen hin, der in seinen Ansichten und Absichten unmittelbar verständlich ist, im allgemeinen leichter ein Vertrauensverhältnis entsteht als zum fremdsprachigen, der einem unverständlich bleibt, der nur allzu grob anzudeuten vermag, was er denkt und fühlt und bei dem man berechtigter- und unberechtigerweise Geheimnisse und Betrug vermutet.

Wenn auch oft genug das Gegenteil des zu Erwartenden eintritt, von vornherein ist die „Verständigung", das Vermögen zu dauerhafter politischer Bindung, die „Verträglichkeit" unter Menschen um so besser, je vollkommener das Verständigungsmittel, die Sprache ihrer Verständigungsaufgabe zu genügen vermag. Die gemeinsame Sprache bezieht den Sprecher ganz unmittelbar in die Gemeinschaft ein, die fremde schließt ihn aus, läßt ihn als fremdartig und darum feindselig, hassenswert erscheinen. Différence — auch im Sprachlichen — engendre haine (Pascal). Der Fremdvölkische, der nach der Unverständlichkeit seiner Sprache „Nichtsprecher", „Stammler" genannt wird und hier und da der Tierwelt zugeordnet erscheint, wird in der Regel schon wegen dieses sprachlichen Mangels auch menschlich als minderwertig erachtet. Der „Barbar" ist ursprünglich der „Stammler", der unverständlich Sprechende.

Wo Völker aneinanderstoßen oder gar durcheinander wohnen, kann dieses Überlegenheitsbewußtsein auf Gegenseitigkeit beruhen; jedes der Völker glaubt, Gods own People zu sein und Gottes Sprache, die eigentliche Menschensprache zu sprechen. Es kann aber auch einseitig sein, auf der anderen Seite kann ein Unterlegenheitsbewußtsein bestehen.

Zweisprachigkeit bei Menschengruppen, die durch gemeinsame Lebensbedürfnisse, durch gemeinsame Staatlichkeit immer wieder zum sprachlichen Verkehr miteinander gezwungen werden, ist aber ein so unnatürlicher Zustand, daß die eine der Sprachen sich durchzusetzen sucht und auf die Dauer sich überall durchsetzt. Die eine der Sprachen erobert sich geographischen Raum auf Kosten der anderen. So häufig dieser Tatbestand auch im Laufe der europäischen und außereuropäischen Geschichte festzustellen ist, seine innere Ursache, seine kulturelle und politische Bedeutung wurde bisher kaum der Betrachtung gewürdigt. Wir Deutschen haben heute besondere Ursache zu gründlicher Erforschung dieser Fragen, vor allem, nachdem heute neben die staatspolitische Blickweise die volkspolitische und schließlich die rassenpolitische getreten ist.

SPRACHRÄUME IM KAMPF GEGENEINANDER

Die Bedingungen, auf denen der politisch-dynamische Wertunterschied der Sprachen beruht, die Ursachen, aus denen eine Sprache der anderen ihre Sprecherschaft entfremdet, von ihr geographischen Raum erobert, sind nicht leicht auf eine Formel zu bringen. Wohl ist auch der Fall nicht selten, daß Raumgewinn eines Volkes in kriegerischen Eroberungszügen zugleich Verlegung von Sprachgrenzen, Gewinn von Sprachraum bedeutet. Die Angeln und Sachsen, die sich England erobern, drängen die Sprecher keltischer Mundarten zum Teil in die unwirtlicheren Landesteile zurück. Diejenigen Kelten, die als Unterschicht, als Hörige, als Knechte im Lande bleiben, werden ziemlich bald sprachlich aufgesogen. Im römischen Imperium sehen wir der Eroberung mit den Waffen fast überall die Eroberung durch die Sprache folgen. Doch dieser zu erwartende Fall, daß der Sieger, der Eroberer die Sprache des eroberten Gebietes bestimmt, tritt durchaus nicht überall ein. Die Dänen, die Nordgermanen, die sich Nordengland gewinnen, verlieren ihre nordgermanische Sprache, werden Westgermanen, Engländer. Die Nordmänner, die sich die Normandie erobern, werden in zwei Generationen romanisiert. Die 1066 England erobernden romanischen Familien werden bald wieder „germanisiert", diesmal aber zu Westgermanen. Die Germanenstämme der Völkerwanderungszeit, die das römische Imperium zerschlagen und erobern, werden erstaunlich schnell entgermanisiert.

Andererseits gibt es auch Fälle, in denen keine Wanderungen eintreten und doch sprachliche Verschiebungen zu beobachten sind. Man denke etwa an die Zurückdrängung des Bretonischen durch das Französische, an die Zurückdrängung des Wendischen durch das Deutsche. Hier wurden Sprachgrenzen verschoben, ohne daß im Verfolg kriegerischer Unternehmungen Bevölkerungsverlagerungen eintraten.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß der Landeroberungsgewinn einer Sprache durchaus nicht immer die Folge von kriegerischen Eroberungszügen zu sein braucht, zeigen, daß Sprache oft genug nicht ein unbedingt festes, sondern ein veränderliches Merkmal einer gleichbleibenden Blutsgemeinschaft ist. — Die gewaltige praktisch-politische Bedeutung dieser Tatsache für uns Deutsche der Gegenwart wird noch an anderer Stelle herauszuarbeiten sein.

Wo zwei Sprachen in Wettbewerb miteinander stehen, an den Sprachgrenzen, im Mischgebiet, nach Eroberungszügen ist diejenige Sprache auf die Dauer der Sieger, der es glückt, einen höheren sozialen Geltungswert zu behaupten. Das kann im Eroberungsgebiet sowohl die Sprache des Siegers wie die des Besiegten sein. Der soziale Geltungswert, den die Sprache ihrem Sprecher gibt, ist im allgemeinen bedingt durch die kulturelle, zivilisatorische Leistungsfähigkeit der Sprache. Und hier gilt nun, daß von den von uns aufgestellten Stufen der Sprachhaftigkeit im allgemeinen in den Stufen 1—4 die niedere Stufe jeweils der höheren unterlegen ist.

Eine schriftlose Mundart, die gehalten wird durch eine sie überlagernde Schriftsprache oder gar eine Hochsprache, ist im allgemeinen der schriftlosen Mundart, die sich an keine Schriftsprache oder Hochsprache anlehnt, überlegen. Jede Mundart ist von vornherein einer mit ihr in Wettbewerb stehenden Hochsprache auf die Dauer unterlegen. Die Sprachen vieler Indianerstämme, vieler Negerstämme schwanden bei der Berührung mit europäischen Sprachen oft schon dahin, ehe sie nur wissenschaftlich aufgenommen waren. Soziologisch gesehen bietet sich der Vorgang so dar, daß die Sprache höheren inneren Rangwertes fast immer zugleich auch die gesellschaftlichen Geltungswert gebende Sprache ist. Das wesentlichste Merkmal der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht ist die Sprache (siehe B. Shaws Pygmalion). Die ihr anhaftende sprachliche Brandmarkung zu beseitigen, ist die unmittelbarste Sorge der Unterschicht, die aufsteigen will. Wenigstens von den Kindern will man diesen Makel nehmen, und es ist nicht sehr schwer, Kinder in eine andere Sprachwelt hineinwachsen zu lassen. So raubt hier eine Sprache der anderen die Sprecherschaft, ohne daß irgendein politischer Wille, eine bewußte Lenkung dieses Vorganges in die Erscheinung zu treten braucht. Allein das Bedürfnis nach gesellschaftlicher Geltung führt eine Sprecherschaft zum Sprachwechsel in einem Vorgang, der sich in wachstümlicher Allmählichkeit und Selbstverständlichkeit abspielt.

Es ist erstaunlich, wie auch in Zeiten eines verhältnismäßig festen Bluts- und Kastenstolzes, in Zeiten, die mit hartem Anspruch die Forderung der Ebenbürtigkeit bei der Gattenwahl erheben, doch die Unterschicht, die Schicht der Besiegten für ihre Sprache das gesellschaftliche Vorrecht zu erobern vermag. Es ist über die Maßen verwunderlich, in einem wie kurzen Zeitraum die Normannen romanisiert werden, ja sich gar zur kulturell führenden unter den französischen Mundarten hinaufarbeiten. Selbst da, wo wie im Frankenreich die Staatsverfassung eine Heeresverfassung ist und die Heeressprache das Deutsche, setzt sich das Romanisch-Fränkische, das Französische, durch, und nur ein reicher Vorrat von zum Kriegswesen

gehörigen deutschen Worten wird in die grundständige romanische Sprache aufgenommen.

Im Sprachkampfgebiet haben oft genug die Träger der einen höheren sozialen Geltungswert gebenden Sprache nach allgemeinen völkerbiologischen Gesetzen weniger Nachkommen als die Träger der unterschichtlichen Sprache. Die Sprache der Oberschicht gewinnt aber trotzdem in Umkehr der sich aus der natürlichen Wachstumsbewegung ergebenden Entwicklung meist stärker an Verbreitungsraum, weil die Unterschicht in sie hineindrängt. Im Wort „Pollake" steckte ein so niederdrückendes Werturteil, daß die so Bezeichneten sehr häufig dieser Wertkennzeichnung zu entgehen versuchten, indem sie danach strebten, sich von den sprachlichen Merkmalen eines Pollaken zu befreien.

Es geht in diesem Kampf der Sprachen miteinander nicht nur um die sonderartigen Mittel einer Verständigungstechnik, die nach den Nationalsprachen verschieden ist. Mit allem Nachdruck wurde darauf hingewiesen, daß mit den Sprachen geistige Räume gesetzt sind, daß sie eine jeweils eigenartige Entfaltung des Seelentums erschließen, eine besondere Artung des Menschentums. Sprachverlagerung bedeutet Volkstumsverlagerung, Sprachbodengewinn Volksbodengewinn bzw. -verlust.

So gewaltig und tiefgreifend diese Wandel sind, die bis in das Innerste unserer Menschlichkeit reichen, die unser Herz zu einem deutschen, einem polnischen, einem italienischen Herzen machen, so unerkannt und unbewußt bleibt zumeist die Tiefenwirkung dieses Vorganges. Die Sprache erscheint als etwas zu Alltägliches, zu Banales, zu Dienerhaftes, als daß selbst im Gebiet des Sprachenkampfes ihre volkstumbestimmende, heimlich-unheimliche Wirkung im allgemeinen voll erkannt würde. So kommt es, daß immer wieder die Sieger in den Schlachten, die siegreichen Staatsvölker von den besiegten Volkstümern aufgesogen wurden und daß die in den Schlachten Unterlegenen dauerhaftere Siege errangen, als sie der Schlachtengott zu vergeben hat. Denken wir nur daran, wie bereitwillig und ohne innere Beklemmungen noch der Sieger von Roßbach sich der kulturellen Überlegenheit der Besiegten beugte, wie viele sieggewaltige, herrenstolze Germanenstämme romanisiert wurden.

Es ist ein Vorgang von schier unermeßlicher weltgeschichtlicher Bedeutsamkeit, daß im Zeitalter der Französischen Revolution, der deutschen Romantik auf einmal dieser bisher wachstümliche, ohne Plan und Rat erfolgende Vorgang des Sprachwechsels, der sprachlichen Einschmelzung von Bevölkerungseinheiten in andere Sprachen nun in die Ebene politisch-ethischer nationaler Wertbeurteilung rückt und daß jetzt der Sprachbodenverlust als Volksbodenverlust politisch gewertet wird. Ein Stolz auf die Nationalsprachen entsteht im Abendlande gewiß schon seit Dantes Abhandlung „De vulgari eloquentia", seit Henri Estiennes „De la précellence du language françois", seit Opitz und den Sprachorden. Aber zu einer politischen Kraft wird diese Liebe zur Nationalsprache erst mit der „Deutschen Bewegung". Hier wird von Herder, Fichte, Wilhelm von Humboldt, Arndt mit Seherblick erkannt und mit prophetischer Sprachgewalt ausgesprochen, daß die Liebe zur Muttersprache die Liebe zur engsten geistigen, kulturellen Brüderschaft ist, die es unter Menschen gibt. Das Vaterland als staatliche Institution sei von geringerer politisch verpflichtender Kraft als das geistige Reich deutschen „Volkstums". Nicht von den staatlichen Grenzen Preußens oder Lippe-Detmolds werde das Vaterland unserer größten, opferbereiten Liebe umschlossen, sondern erst von den Grenzen deutscher Geistigkeit und deutschen Seelentums. Dieses Vaterland reiche so weit, wie aus deutschen Herzen deutsche Lieder gesungen werden.

Indem diese Lehre vom auf Sprache gegründeten Volkstum sich vor allem die Mitte Europas und den slawischen Osten und Südosten, ja schließlich in mehr oder weniger vollkommenem Maße die ganze Erde erobert, vollzieht sich eine Verlagerung der politischen Kräfte von höchster geschichtlicher Bedeutsamkeit.

Bisher war die Spannung zwischen den staatlichen Räumen die eigentliche zu den großen politischen Auseinandersetzungen führende Kraft gewesen, und diese Spannung war abhängig von wirtschaftlichen Gegensätzen, vom Tatendrang der Fürsten und von ihrem Familienschicksal, das ihnen neue Staatsgebiete als erst noch zu behauptendes Erbe brachte. In diesen „Erbkriegen" und „Raubkriegen" ging es um Landbesitz als ein materielles Gut, als Macht vergrößernden Besitz.

Seit das „Volkstum" eine politische Bewußtseinsgröße geworden ist, geht es aber in den Kriegen nicht nur um Landgewinn und Landverlust für das Staatsgebiet, sondern auch noch um Verlust und Gewinn an Wohnraum für den Volksbruder. Der Boden ist nicht mehr nur materielles Gut, er ist Lebensraum einer geistigen, seelischen Wesenheit. Er ist nicht nur Staatsprovinz, sondern auch Volksheimat, „Volksboden". Und die das Volk von anderen Völkern abhebende, es kennzeichnende Größe ist wesentlich die Sprache.

Es ist nicht eine Äußerlichkeit, sondern es greift an die innersten Kräfte, aus denen der Weltkrieg geführt wurde, wenn im Mittelpunkt der Waffenstillstandsverhandlungen die Forderung stand: Selbstbestimmungsrecht der Völker. Während es ehedem nur selten jemandem bewußt gewesen war, daß es im Sprachenkampf um Volks-

tumsbelange ging, zeigt sich hier das Volksbewußtsein zu dem harten Willen erwacht, die Sprache auch dann zu behaupten, wenn man sie mit Gewalt zu rauben sucht, den Sprachbruder als Volksbruder zu betrachten und ihn auch unter Mühen und Opfern zu schützen. Das wesentliche Kennzeichen der Volksgemeinschaft ist in Statistiken und bei Abstimmungen die Beherrschung oder wenigstens die Liebe zu einer Sprache und der in ihr beschlossenen Kultur.

Doch so unmittelbar deutlich es immer wieder im Einzelfall wurde, eine wie gewaltige politische Großkraft die Sprache ist als die Macht, die Räume gleicher Geistigkeit, gleicher Volklichkeit schafft, in grundsätzlichen politischen Erörterungen über das die Geschichte bestimmende Kräftespiel wurde die Sprache bisher fast allgemein vergessen.

Das hat verschiedene Gründe.

Die politische Prinzipienwissenschaft in englischer und französischer Sprache konnte und wollte die Sprache nicht als eine politische Rechte gebende Größe anerkennen. Schon die Beschäftigung mit dieser Frage erscheint diesen Völkern als nachteilig. Mein Versuch, diese Gesichtspunkte in den Vordergrund zu rücken, wird darum in der französischen und angelsächsischen Welt mit sehr großem Argwohn angesehen. — Daß mir auch ein Teil meiner Volksbrüder dabei in die Arme fällt, braucht kaum erwähnt zu werden. Deutsche fanden immer unter ihren Volksgenossen ihre härtesten Feinde, wenn sie sich um die Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls zwischen den Deutschen mühten.

Die deutsche Prinzipienwissenschaft sah in eigentümlicher Blindheit wohl unter anderem an diesem Fragenkreis vorbei, weil es unbestreitbar ist, daß aus der Sprache nicht mit Notwendigkeit ein belastungsfähiges politisches Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen muß, daß es nur unter manchen Bedingungen wirklich daraus entsteht. Dieser fakultative Charakter des Sprachnationalismus konnte ihn leicht in jeder Prinzipienwissenschaft als unbestimmbare und darum nicht vorhandene Größe erscheinen lassen, zumal die Sprachsoziologie versagte und keinerlei Aufklärung über den verschiedenen kulturell-dynamischen Rangwert verschiedener Stufen der Sprachhaftigkeit schuf.

Hier liegt nun in der Tat die große Schwierigkeit. Während wir auf der einen Seite sehen, wie die Sprache bestimmte Bevölkerungsgruppen mit bewundernswertem, heldenhaftem politischem Selbstbehauptungswillen begabt, sehen wir auf der anderen Seite, wie der Sprache, wie sogar großen Weltsprachen das politische Gemeinsamkeitsbewußtsein durchaus ermangeln kann. Die Deutschen der Schweiz fühlen gegenüber den Deutschen im Reich keine volksbrüderliche Verpflichtung, die bis zu politischen Taten zu führen vermöchte. Die englischsprechenden Menschen der Erde wohnen in verschiedenen Staaten, die englischen Dominien brechen zweifellos immer stärker aus dem britischen Imperium heraus. Es gibt in Südamerika mehrere spanischsprechende Staaten nebeneinander, man möchte sagen „gegeneinander".

Doch die Tatsache, daß eine Kraft nicht immer in die Erscheinung tritt, berechtigt uns nicht dazu, sie so zu behandeln, als sei sie überhaupt nicht vorhanden. Wenn es gewiß auch zum Teil im unerforschlichen Geschichtsweg einer Gruppe beschlossen sein kann, daß ihr kulturelles Gemeinschaftsbewußtsein sich nur schwach entwickelt und nicht in die Ebene politischer Wirksamkeit rückt, so sind andererseits doch gelegentlich auch die Ursachen dafür zu erkennen, daß im einen Fall das Bewußtsein von der Sprachgemeinschaft zur politischen Kraft wird, im anderen Fall nicht.

Wo Sprachgemeinschaften schon früh von einem im wesentlichen kulturell einheitlichen Staat umschlossen wurden und es nur wenige Überlagerungsgebiete gibt, wo überdies ein einheitliches aus großen politischen Erfolgen oder auch nur aus großen politischen Nöten erwachsenes Staatsbewußtsein die Seelen ausfüllt, da vermag das kulturell-völkische Nationalbewußtsein nur schwer neben dem staatlichen Nationalbewußtsein seine Eigenständigkeit zu erwerben und zu behaupten. Unter den in vielen Staaten lebenden Deutschen, die zum Teil in diesen Staaten in der Rolle von Minderheiten um ihre kulturelle Selbstbehauptung zu kämpfen hatten, konnte leichter das Bewußtsein von dem trotz der staatlichen Zerrissenheit kulturell einheitlichen deutschen Volkstum entstehen, von dem Unterdrücker Napoleon geradezu herausgefordert werden, als im staatlich einheitlichen Frankreich.

Doch den Ursachen, warum zu bestimmten Zeiten eine besonders lebhafte Erregung des sprachlich-kulturellen Selbstbewußtseins zu beobachten war — in Irland, Island, Wales, der Bretagne, in Südslawien und Südtirol, in Spanien, in Korea —, soll hier nicht nachgegangen werden. Hier ist nur festzustellen, daß die auf der gesamten Erde immer häufiger und immer deutlicher in Erscheinung tretende Bewegung, daß Volkstum als eine stärker als Staatstum verpflichtende Macht empfunden wird, wohl ihre beste geistige Begründung in

Deutschland fand, von Herder, Fichte, Wilhelm v. Humboldt, daß aber die Deutschen des Bismarck-Reiches daraus ganz und gar keine politischen Kräfte für das Gesamtdeutschtum zu schöpfen vermochten, während Italiener, Polen, Tschechen, Dänen von den in Deutschland zuerst begründeten Gedankengängen her einen überaus wirksamen und leistungsfähigen Volkstumsnationalismus entwickelten.

Erst seit dem verlorenen Kriege, der neue Volksgebiete vom deutschen Kernstaat abschnitt, ist eine lebhaftere Besinnung darauf zu verspüren, daß der deutsche Kampf wesentlich ein Volkstumskampf ist, daß Volkstumserhaltung im Bedrohungsgebiet als Spracherhaltung erkannt werden muß und daß die Taktik und Strategie des Volkstumskampfes entsprechend auf den Sprachenschutz ausgerichtet werden muß. Eine Reihe innerer und äußerer ungünstiger Bedingungen hat bisher solche Besinnung gestört und stört sie immer noch beträchtlich. Die richtigen Auffassungen vom Wesen und Leben der Volkstümer gehen dem Deutschen dieses Zeitalters vor allem deswegen so über die Maßen schwer ein, weil so viele Fehlentwicklungen im deutschen Geistesleben das rechte Schauvermögen verwirrt und verkrüppelt haben.

DIE DEUTSCHE SPRACHE ALS POLITISCHE GRÖSSE

Eine theoretische Gesamterörterung der geopolitischen Bedeutung der Sprache kann hier nur angedeutet, nicht aber im einzelnen durchgeführt werden. Es wird aber noch eine Zahl weiterer theoretisch wichtiger Gesichtspunkte erscheinen, wenn wir zu praktischer Betrachtung einer bestimmten Sprache als einer politischen Gegebenheit übergehen, und hier liegt es aus theoretischem und praktischem Interesse besonders nahe, den Geschichtsgang der deutschen Sprache als einer politischen Größe zu verfolgen.

Es ist allgemein bekannt, daß das geographische Raumgebiet der deutschen Sprache nicht geschichtsbeständig war und ist. Die raumüberwindende, d. h. raumverlierende und erobernde Kraft der deutschen Sprache ist deutlich im Westen eine andere als im Osten. Auch wenn wir nicht einfach „deutsch" gleich „germanisch" setzen, wie es in allzu leichtfertiger Weise heute oft geschieht, wenn wir „deutsch" nur die westgermanischen Stammesmundarten nennen, die nicht zur friesischen und angelsächsischen und holländischen Gruppe gehören, so müssen wir feststellen, daß die so bestimmte deutsche Sprache zwar nicht so wie die ostgermanischen Sprachen durch Tochtersprachen des Lateinischen aufgelöst wird, daß sie aber beträchtlich

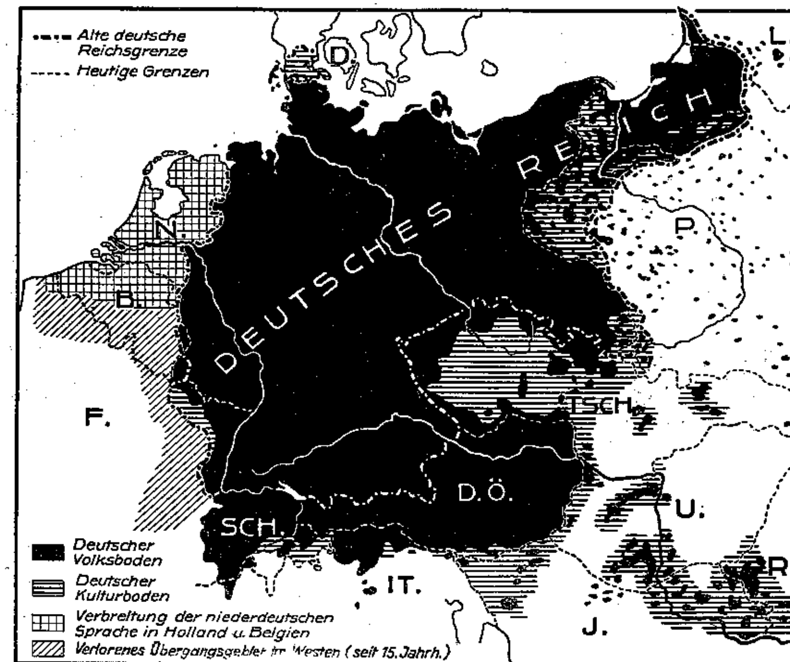


Abb. 36. Der deutsche Volks- und Kulturboden in Mittel- und Osteuropa. (Vereinfacht von A. Penck.)

an Raumgebiet verliert im heutigen Frankreich. Denn außer den ostgermanischen wurden nicht nur fränkische Stammesmundarten hier aufgesogen, sondern noch andere westgermanische Mundarten. Dieser Vorgang wird schon seit der frühesten deutschen Kaiserzeit so stark verlangsamt, daß seit Karl V. etwa die Grenzen zur französischen Sprache hin fast festliegen, und erst heute wieder, in dem Zeitalter, da die dörflichen Mundarten allgemein in Europa in ungewöhnlich beschleunigtem Schrittmaß von den großen Hochsprachen aufgesogen werden, bereitet sich eine Verlagerung der Sprachgrenzen vor, die, wie es scheint, endgültig sein wird.

Während die deutschen Mundarten im Elsaß, und soweit sie noch in Lothringen vorhanden waren, seit dem Raub des Landes durch Ludwig XIV. trotz ihrer Einbeziehung in das fremde Sprachgebiet annähernd ihren Bestand festhielten, während auch die Wiedereroberung in dem Kriege von 1870 keine größeren Veränderungen des Bestandes brachte, hat die zivilisatorische Entwicklung eine neue Lage geschaffen. Der lebhaftere Verkehr, die größere Beweglichkeit

der Menschen, das größere Ausmaß, in dem die gedruckte Sprache sich auf jeden Menschen stürzt, in dem das gesprochene Wort aus der Ferne durch den Rundfunk hörbar wird, der größere Nachdruck, mit dem sich die Schule um die Jugend bemüht, gab seit dem Weltkriege dem Französischen eine neue werbende Kraft. Die französische Hochsprache klingt sehr viel häufiger, sehr viel stärker fordernd an das Ohr der Elsässer, während die deutsche Hochsprache Schwierigkeit hat, sich zu behaupten, da sie den örtlichen Mundarten ziemlich fern steht und nur lebhaftere Pflege zu genügend sicherer Beherrschung der deutschen Hochsprache führt. Von entscheidender Bedeutung für das deutsche Elsaß ist es, daß es erkennt, wie es auf die Dauer nur im Schutz der deutschen Hochsprache deutsch bleibt, sich gegen die französische Hochsprache behauptet. Die auf die Stufen der Sprachhaftigkeit gegründeten Gesetze des politisch-dynamischen Kraftverhältnisses zwischen den Sprachen haben hier ihren Anwendungsfall.

Wenn man die Deutschen der Schweiz etwa neben die Sudetendeutschen stellt, dann zeigt sich, ein wie verschiedenes volksbrüderliches Verbundenheitsgefühl aus der Sprache zu erwachsen vermag. Die Deutschen der Schweiz können kaum ohne Beklemmungen ihrer aus der Sprache fließenden Deutschheit gedenken. Eine aus solchen Ressentiments überbetonte Pflege der Mundarten im mündlichen Verkehr, eine verächtliche Vorliebe für das französische Fremdwort in den Auslagen der Schaufenster in der deutschen Schweiz sind deutliche Zeugnisse dieser Haltung. Während der Sudentendeutsche sich schon durch die Tatsache brüderlich gegrüßt fühlt, daß er mit dem Reichsdeutschen deutsch spricht, während er für seine Sprache die größten Opfer bringt, während er Pfennig zu Pfennig in Kampfschätzen für seine Sprache sammelt, empfindet der Schweizer seine sprachliche Deutschheit fast als eine peinliche Last. Über die politischen Folgen dieser Haltung braucht hier kein Wort verloren zu werden.

Für das südtiroler Deutschtum liegen die Dinge so, daß nicht nur die deutsche Sprache mit allen, aber auch allen Mitteln verfolgt wird, daß in der Schule kein deutsches Wort gestattet ist — nicht einmal in der Pause —, daß jeder Privatunterricht verboten ist. Von besonderer Bedeutung aber ist es, daß die tiroler Mundarten der deutschen Hochsprache so fern stehen, daß diese gewissermaßen als „Fremdsprache“ zu erlernen ist. Und hier tritt nun ein eigentümliches Gesetz sprachlicher Anziehung in d.e Erscheinung.

Es wird anscheinend die fremdartige Hochsprache, das Italienische, leichter erlernt als die deutsche Hochsprache. Nie werde ich den entgeisterten Blick vergessen, mit dem eine tiroler Bäuerin mich ansah auf meine Frage, ob das Hochdeutsche für sie schwerer wäre als das Italienische. Selbstverständlich ist es schwerer!

Hier tritt der häufig zu beobachtende eigentümliche Zustand ein, daß die verwandte Sprache, die zu einer Mundart gehörige Schriftsprache „schwerer“ zu sein scheint als die völlig fremde, nicht verwandte Sprache. In Wahrheit ist natürlich, wie man es erwarten muß, die fremdere Sprache als Zweitsprache die schwerer zu Erlernende, sie scheint es nur nicht zu sein. Das kommt daher, daß die kleinen Unterschiede in Lautgebung, Wortschatz, Grammatik, zur verwandten Sprache hin, die „Abweichungen“ immer wieder als ärgerliche Schwierigkeiten bewußt werden, weil die zu erlernende Sprache als gesellschaftlich hochrangig, die Muttermundart als niederrangig empfunden wird. Jedes Zurückfallen in die Muttermundart wird als peinlich, als geltungsraubend gewertet. Wer dagegen in einer ganz fremden Sprache auch nur radebrecht, sie scheußlich mißbraucht, hat dabei keinerlei Beklemmungen, keinerlei Minderwertigkeitsgefühle. Er weiß nicht, wie er sündigt, oder er hält es für sein gutes Recht zu sündigen. Er ist sehr leicht schon auf recht dürftige Sprachkenntnisse überaus stolz und kommt sich wegen dieser Kenntnisse „gebildet“ vor.

Die aus solchen Bedingungen entstehende innere Haltung hier zur verwandten Hochsprache, dort zur fremden Hochsprache ist von ganz entscheidender Bedeutung im Sprachenkampf, vor allem in Gebieten wie im Elsaß, in Südtirol, wo die fremde Sprache vor allem als Staatssprache mit einem unbedingt sicheren Geltungsanspruch auftritt.

DER KAMPF UM DEN DEUTSCHEN OSTEN ALS SPRACHENKAMPF

Es kann nun hier nicht im einzelnen der politischen Dynamik des Sprachenkampfes nachgegangen werden, wie sie sich aus tausend Einzelbedingungen in jedem Gebiet, ja in jeder einzelnen Familie in anderer und besonderer Weise ergibt. Die sprachpolitische Lage ist in den verschiedenen Räumen des Ostens und Südostens, in denen Deutsche wohnen, überaus verschieden. Eine zusammenfassende Behandlung dieses Gebietes, des Kampfes zwischen Deutschtum und Slawentum muß daher grob verallgemeinernd bleiben.

Die deutsche Ostgrenze ist noch nicht endgültig erstarrt. Wenn auch gewisse Anzeichen auf ein plötzliches Starrerwerden der Volkstumsgrenzen hindeuten, ein deutsches Volk, das hier kleinmütig oder

aus volksverräterischen Ideologien irgendwelcher Art die heutigen Volkstumsgrenzen anerkennen würde, verriete seine geschichtliche Sendung. Das Polentum, das Tschechentum, das Volkstum aller der Kleinvölker im europäischen Osten und Südosten ist mit solcher Entschiedenheit auf Gebietserweiterung eingestellt, daß selbst beim deutschen Willen zu irgendeinem status quo der natürliche Gegendrang gegen die deutschen Volksteile so beharrlich und so stark sein wird, daß die deutschen Gruppen entweder in gesundem Selbstbehauptungswillen ihren Bestand erhalten und erweitern oder sich vernichten lassen müssen.

Die wissenschaftliche Betrachtung der räumlichen Sprachdynamik unter geopolitischen Gesichtspunkten betrifft hier nicht einen Gegenstand in leidenschaftsloser Ferne, sondern es geht um Dinge, in denen nationale Gefühle erregt sind und auch bei dem Wissenschaftler erregt sein müssen, der sich seiner Aufgabe recht bewußt ist. Das bedingt zunächst, daß nationalpolitisches Verantwortungsbewußtsein in manchen Fragen der Strategie dieses Kampfes Schweigen gebietet, daß deutsches Verantwortungsbewußtsein in Bitterkeit ob der beamtenhaften Unfähigkeit so mancher politischer Beamten in diesem Kampf sich ergrimmt auf die Lippen beißt.

Aber einiges Konkrete läßt sich doch sagen: es ist über die Maßen wichtig, daß ein allgemeineres Wissen darüber entsteht, wie die Gewinnung des ostdeutschen Volksbodens nicht einfach durch Verdrängung der slawischen Stämme durch deutsche Stämme geschah. In Wahrheit wechselte in diesem Gebiet allerdings die politische Herrschaft sehr häufig an die Deutschen über, die bodenständigen Massen bleiben aber in starkem Maße dieselben. Sie bleiben in verkehrsarmen Gebieten oder unter bestimmten anderen Bedingungen noch Jahrhunderte selbst nach der politischen Unterwerfung auch sprachlich Slawen. Gewiß kommen auch deutsche Bauernscharen und vor allem deutsche Städtegründer und Bürger in das slawische Ostthüringen, Sachsen, Brandenburg, Pommern, Posen, Ost- und Westpreußen. Aber im allgemeinen ist es so, daß die zunächst kleinen deutschen Inseln im slawischen Meer sich durch Eindeutschung vergrößern und daß die kleinen Inseln zu immer größeren zusammenwachsen, indem sie das zwischen ihnen befindliche Slawentum sprachlich eindeutschen, so daß schließlich ein geschlossenes deutsches Gebiet von der Elbe bis über die Oder hinaus entsteht. Im heutigen Polen, Litauen, Lettland ist das Deutschtum noch so, wie es ursprünglich auch

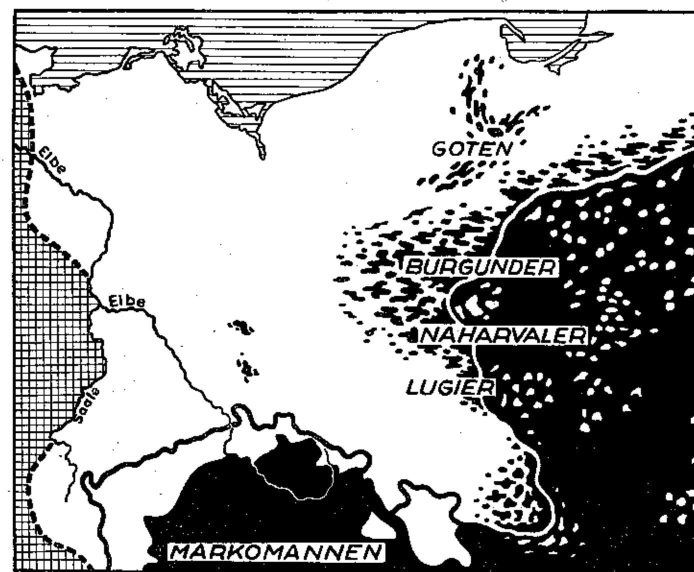


Abb. 37. Ostdeutschland, historisch-geographisch. (Nach Meitzen, Wi
Gekästelt: Alter deutscher Volksboden. (Gerissene Linie: Schutzwall.) — Weiß: N
Volksboden, der nach vorübergehendem Eindringen von Slawen in das Gebiet germani
von den Deutschen zurückgewonnen wurde. — Schwarz: Slawischer Volksbo

Diese Eindeutschung des deutschen Ostens ist das wes
Ereignis der deutschen Gesamtgeschichte, der bleibendste
Deutsche je errungen haben, der größte Gewinn nicht nur
tumsraum, sondern auch durch die aus dem Eindeutschung
sich ergebende Schaffung eines besonderen deutschen Mensc
des „Preußen". In dem Lande deutscher Herren in slawische
lernte dieser Menschenschlag das Gehorchen und das Befe
diesem Kolonialgebiet aus, in dem man sich bewußter als
um Sprache bemühen mußte, empfingen die Deutschen die
ihrer Sprache. Das sogenannte Lutherdeutsch ist ein Kolonia
es beruht wesentlich auf dem Ostmitteldeutschen. Dieses Ge
sehr früh geistig schon stärker im Gesamtdeutschland als
partikularistischeren Gebieten des deutschen Westens und Sü
der Fall war.

Die Eindeutschung selbst war nicht bewußt gefördert w
sie geschah zumeist trotz eines mehr oder weniger starke

dingte höhere Geltungswert der deutschen Sprache. Darüber ist schon eine allgemeine Erörterung geführt worden.

Abgesehen zunächst von den Fischern ächteten bei den Handwerkern Innungsgesetze die Sprecher der slawischen Sprachen, aber auch ohne solche Einwirkungen gab man sich durch Gebrauch der slawischen Mundarten als Mensch einer nicht sehr geachteten Unterschicht zu erkennen, und aus dieser Unterschicht arbeitete man sich heraus, indem man das Deutsche lernte und vor allem, indem man den Kindern diesen verschiedenen Geltungswert der Sprachen bewußt machte. Welchen verschiedenen sozialen Geltungswert im deutschen Sprachgebiet die slawischen Sprachen verglichen mit dem Französischen hatten, ist etwa daraus zu ersehen, wie sich in der deutschen Hochsprache die Zahl einerseits der polnischen, andererseits der französischen Fremdwörter zueinander verhält.

Während in weiten Provinzen des deutschen Sprachgebietes Polen und Deutsche durcheinander und in allerengster unmittelbarer Berührung wohnten, während andererseits zu den Franzosen hin eine überraschend klare Sprachgrenze besteht, übernahm die deutsche Sprache von den Franzosen eine überaus große Zahl von Fremdwörtern bis in die Mundarten hinein (man denke etwa daran, wie die Bauern Fritz Reuters ihre Mundart mit französischen Brocken schmücken) während trotz der sehr viel engeren Berührung mit den Slawen, abgesehen von Orts- und Personennamen, fast überhaupt keine slawischen Wörter in die deutsche Sprache aufgenommen wurden. Das französische Wort läßt den Deutschen gebildet erscheinen, der Oberschicht zugehörig, das polnische Wort hat die entgegengesetzte Wirkung. Auf dieser gesellschaftlichen Einschätzung der slawischen Mundarten beruht der Sieg des Deutschen im ostdeutschen Kolonialgebiet.

Unter der hier aus politischen Gründen geboten erscheinenden Beschränkung dürfen folgende Gründe dafür angegeben werden, warum dieser Eindeutschungsvorgang im deutschen Osten seit der Französischen Revolution etwa zum Stillstand zu kommen beginnt, ja in eine rückläufige Bewegung übergeht:

1. Die Großagrarier (ganz besonders bewußt die Balten) hielten oft genug streng auf sprachliche Distanz zur Unterschicht des Landarbeiters. Sie redeten ihre Knechte aus Grundsatz in der fremden Sprache an und verargten es ihnen, wenn sie deutsch sprachen. Diese Herren wünschten nicht, daß bei ihren Arbeitern mit der deutschen Sprache die Ansprüche wüchsen und eine größere geistige Selbständigkeit entstünde, die diese Schicht schwerer lenkbar machte. Vor allem, als in den Städten die Arbeiterschaft anfing, sich zu organisieren, durfte es vorteilhaft erscheinen, den Landarbeiter geistig nicht zu nahe an sich herankommen zu lassen.

2. Das Parallelgehen von katholischer Konfession und polnischer Sprache einerseits, von evangelischer Konfession und deutscher Sprache andererseits ließ den religiösen Gegensatz als einen Volkstumsgegensatz erscheinen, weckte den bewußten Widerstand gegen die sich sonst überall unmerklich abspielende kulturelle Aufsaugung durch die Sprache der „Ketzer". Ohne diesen konfessionellen Gegensatz würde das geschlossene deutsche Volkstum heute wahrscheinlich weit über Posen hinaus reichen.

3. Von besonderer Bedeutung war die Entstehung des an Volkstum gebundenen (nicht notwendigerweise an Staat gebundenen) Nationalbewußtseins in der geistigen Bewegung der Französischen Revolution und der deutschen Romantik. Es ist von geradezu erschütternder Tragik, wie die mehrfach erwähnte deutsche Geistesarbeit eines Herder und Fichte überall in den staatlich schwachen slawischen Volksstämmen ein lebhaftes Volkstumsbewußtsein entzündet, dessen Schwungkraft in Deutschland aber schon in der Schaffung des Bismarckreiches erlischt und hier abgelöst wird durch einen Staatspatriotismus, während es die slawischen Kleinvölker Osteuropas immer weiter hineinpeitscht in einen so starken Nationalismus, daß nun in der Eindeutschung rückläufige Bewegungen zu beobachten sind. Der ursprünglich nur an der Konfession bewußt werdende Volkstumsgegensatz flackert jetzt hell auf als an Sprache gebunden — außer bei den Deutschen.

4. Es war wesentlich, daß die Hauptpunkte der Germanisierung, die Städte, aber auch schon die deutschen Bauern als die Kulturreicheren wie immer in der Weltgeschichte die Kinderärmeren waren. Während ehedem die kurzlebigeren deutschen Stadtgeschlechter mit aller Selbstverständlichkeit durch eingedeutschte ursprünglich slawische Geschlechter ersetzt wurden, hatten jetzt die Geburtenreicheren auch ein nationales Selbstbewußtsein, das sie vor der Einsaugung in deutsches Volkstum schützte. So hörte von zwei Seiten her das stärkere Wachstum des Deutschtums gegenüber dem Slawentum auf. Erstens wurden nicht mehr so viele Slawen eingedeutscht, und zweitens wurden auf deutscher Seite weniger Kinder geboren als auf slawischer Seite. Gegenüber dem übrigen Deutschland blieb dies Land so schwach besiedelt, weil es im Zeitalter der Industrialisierung stärker von der Landflucht gepackt wurde als der deutsche Westen.

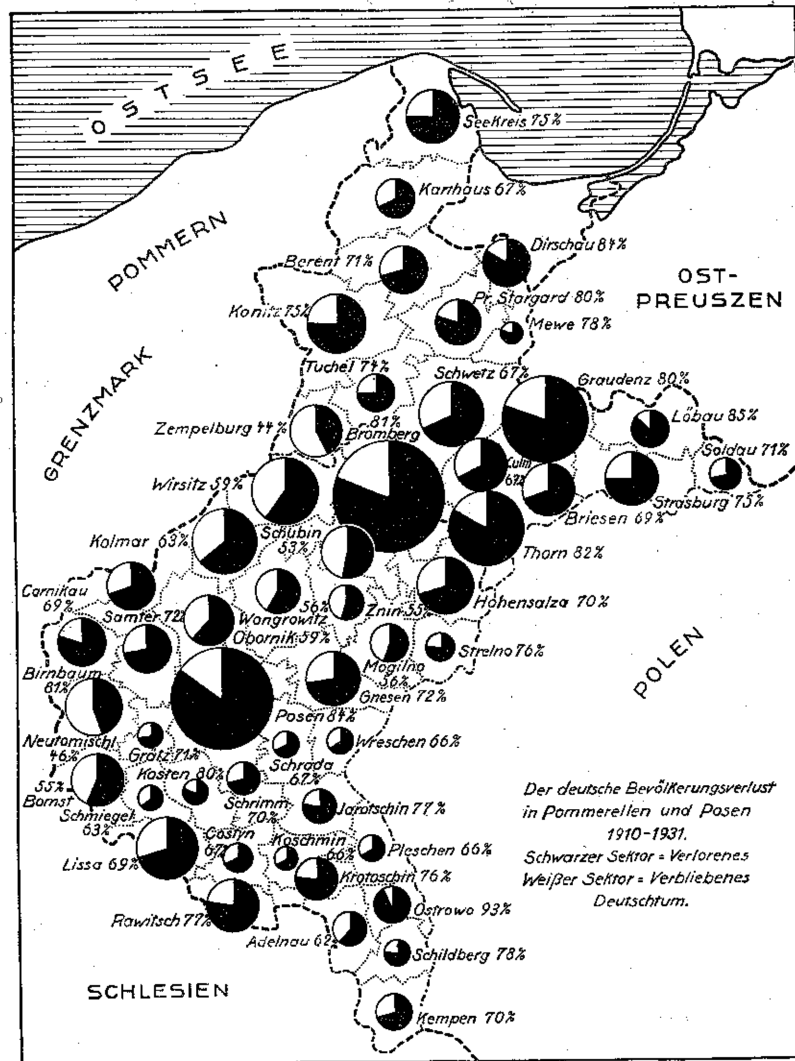


Abb. 38. Der deutsche Bevölkerungsverlust in Pommerellen und Posen 1910—1931. (Nach Dr. W. Horn, Provinzialverwaltung von Niederschlesien.)

5. Von ganz verheerender Wirkung war der Verlust des großen Krieges und die dadurch erfolgte Schaffung der slawischen Kleinvölkerstaaten an der deutschen Ostgrenze. Wie wenige wissen, daß die deutsche Auswanderung aus dem heutigen Polen eine der größten

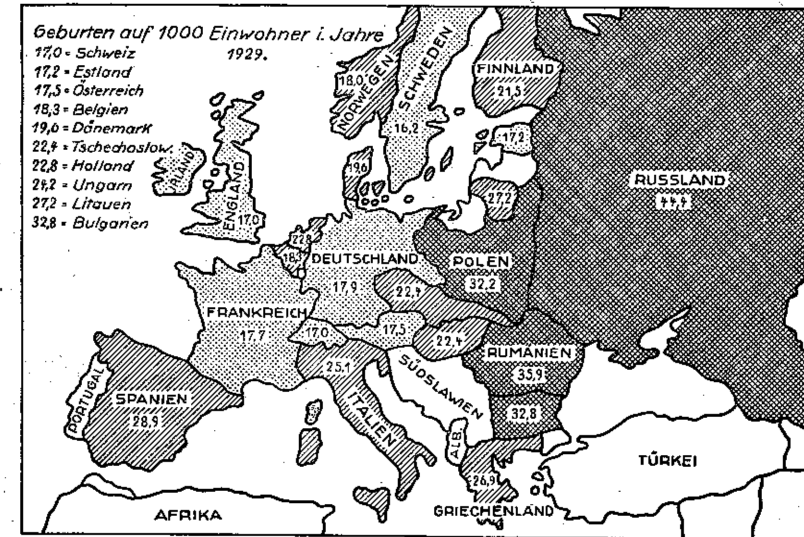


Abb. 39. Die Fruchtbarkeitsziffer der europäischen Staaten. (Nach Zahlenbilder 1930. Deutscher Lichtbilddienst.)

aller Völkerwanderungen der ganzen Weltgeschichte ist, was die Zahl der in wenigen Jahren ihren Wohnsitz verlegenden Menschen anlangt. Die Zeitungen melden heute täglich, wie durch Schließung deutscher Schulen und durch Agrarreformen der Eindeutschungsvorgang mit allem Nachdruck in sein Gegenteil verkehrt wird.

Es ist hier nicht der Ort, um festzustellen, was geschehen sollte von einem deutschen Standpunkt aus gesehen, wie die Gesamtkraft eingesetzt werden sollte in dieser wahrhaft entscheidenden Schlacht des deutschen Selbstbehauptungskampfes.

Hier geht es darum, daß erkannt wird, wie die großen politischen Entscheidungen der Weltgeschichte nicht immer nur in glorreichen Schlachten errungen werden, sondern im stummen Ringen des Volkes um seine Geschichtsbeständigkeit, in dem stummen Ringen um seine Behauptung gegenüber einem anderen Volkstum. Der eigentliche Gegenstand dieses Kampfes ist die Muttersprache, und der entscheidende Ort dieses Ringens ist der Kinderspielplatz, ist das Ehebett.

Der Kinderspielplatz in einem weiteren Sinne entscheidet, welche der in Wettbewerb stehenden Sprachen den höheren gesellschaftlichen Rang verleiht, welches die Sprache des herzlichsten und tiefsten Erlebens in den aufnahmefähigsten Lebensjahren ist. Auf dem Kinderspielplatz entscheidet es sich, welche Sprecherschaft aus einer anderen Sprecherschaft Zellen in sich hinüberzuziehen vermag. Im Ehebett entscheidet es sich, ob in einer Sprecherschaft für die absterbenden Zellen des Volkskörpers neue nachwachsen, ebenso viele oder

mehr oder weniger nachwachsen als bei dem Sprachgegner, mit dem man im Wettbewerb steht.[1])

Mit einer fast allgemeinen tragischen Unbekümmertheit erkennen aber die unbedrohten Teile des Volkes gar nicht, in welchem Maße Kampf um den Volksboden Kampf um Sprachbehauptung ist, und selbst die Bedrohungsgebiete sind von eigentümlicher Blindheit gegenüber dem Wesen des Vorganges. Sie erkennen nicht die Bedeutung des Kinderspielplatzes. Immer wieder hört man hier die Redensart: Laßt die Kinder nur in die fremde Sprache hineinwachsen, wenn sie nur ihr deutsches Herz behalten. Immer wieder täuscht man sich hier selbst, teils um die nur auf die Nützlichkeit sehende Gesinnung zu entschuldigen, teils um sich zu trösten, indem man sich selbst belügt, teils in ehrlicher Unwissenheit darüber, daß in eine fremde Sprache hineinwachsen mit Notwendigkeit bedeutet, in eine fremde Herzlichkeit und Herzhaftigkeit, in einen fremden Geist, in ein fremdes Seelentum hineinwachsen.

Im besonderen geschichtlichen Fall, den wir deutlich vor Augen sehen, geht es immer um so wenig, um einige Familien, um Volkssplitter, so daß oft genug darob vergessen wird, wie steter Tropfen den Stein höhlt, wie kleine Verluste sich zu großen Verlusten summieren, wie etwas so Geringfügiges wie Sprachverlust sich hier oder dort zu den größten geschichtlichen Siegen und Niederlagen der Völker verdichtet.

VERGLEICH DES GRÖSSENWACHSTUMS EINIGER INDOGERMANISCHER SPRACHEN

Wenn wir die Wachstumszahlen einiger arischer Sprachen in den letzten Jahrhunderten nebeneinanderhalten, so haben wir hier die Summe aller Weltgeschichte, wenngleich solche Geschichtsbetrachtung dem heroischen Sinn zuwider sein mag, der die Leistungskraft eines Volkes nur nach dem Mut in den Schlachten und nach der Zahl der Gefallenen auf der Wahlstatt zu ermessen vermag. Von dem Alltagopfermut und der „wachstümlichen Geduld" und dem Lebenswillen der Völker erzählt kein Heldenlied, obgleich sie noch größere Leistungen zu vollbringen vermögen als die größten aller Feldherren.

Der Vergleich der folgenden Zahlen zeigt für den, der die politische Geschichte der in Rede stehenden Völker kennt und der die Sprachen als Träger eines Kulturverlaufes zu sehen vermag, eine Reihe allgemeiner politischer Gesetze.

1) Die Kinderfreudigkeit der Ehe scheint mir bedingt weniger aus der körperlichen Tüchtigkeit als vielmehr aus geistigen Entwicklungen. Eine bestimmte Art der Anspruchsgestaltung, wie sie aus dem geistig-begrifflichen Leben der Frühkulturen und der Spätkulturen gegeben ist, beeinflußt den Willen zum Kinde. Wie die geistige Entartung sich als „sprachliche" Entartung darstellt, wie Sprachen gesund und krank sein können, habe ich in meinem Buch „Mutter Sprache" zu zeigen versucht. Hier fehlt der Raum, um auch nur in Kürze den dort gegebenen Gedankengang zu wiederholen.

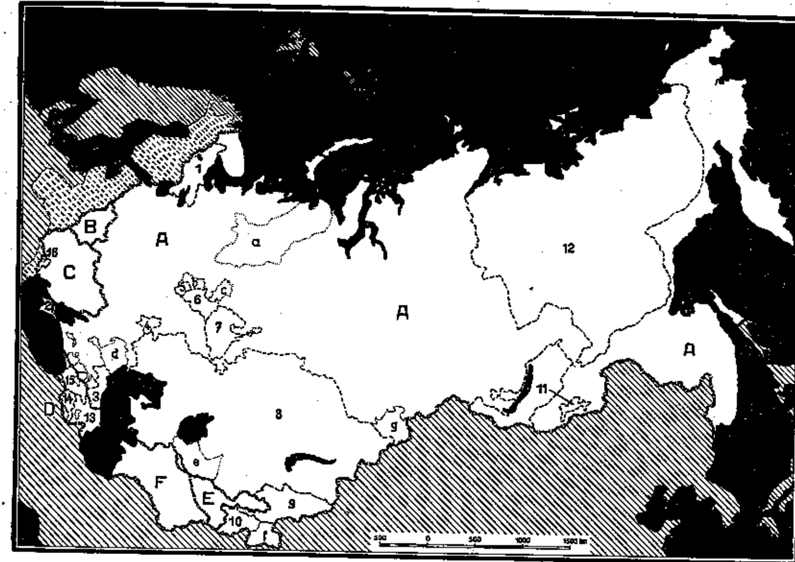


Abb. 40. Die heutige nach Sprachgebieten vorgenommene administrative Gliederung Rußlands.

A. Russischer sozialistischer Rätebundesstaat (RSFSR)
- 1. ASSR Karelien
- 2. ASSR der Krim
- 3. ASSR Dagestan
- 4. ASSR der Wolgadeutschen
- 5. ASSR der Tschuwaschen
- 6. ASSR der Tataren
- 7. ASSR Baschkirien
- 8. ASSR Kassakien
- 9. ASSR Kirgisien
- 10. ASSR Tadschikien
- 11. ASSR Burjätomongolien
- 12. ASSR Jakutien
  - a) AG der Komi (Syrjänen)
  - b) AG der Mari (Tscheremissen)
  - c) AG der Wotjaken
  - d) AG der Kalmücken
  - e) AG der Karakalpaken
  - f) AG Badachschansk (Pamir)
  - g) AG der Oiraten

B. Weißrußland (BSSR)

C. Ukraine (USSR)
- 16. ASSR Moldau

D. Transkaukasien (SSFSR)
- 13. ASSR Aserbaidschan
- 14. SSRA Armenien
- 15. GSSR Georgien

E. Usbekistan (UsbSSR)

F. Turkmenistan (TurkSSR)

ASSR = Autonome Sozialistische Sowjet-Republik
AG = Autonomes Gebiet

Zunächst zeigt sich in diesen Zahlen die Eigengesetzlichkeit des sprachlichen Lebens gegenüber dem staatlichen Leben. Gewiß ist die Sprache immer auch das Verkehrsmittel in staatspolitischen Gemeinschaften. Gewiß ist es für das Lebensschicksal der Sprachen von ganz ungewöhnlicher Bedeutsamkeit, welche politischen Taten von den großen Führern, von den Staaten, den Staatsvölkern vollbracht wurden, wie sie sich zu Herren über andere Völker aufwarfen, wie sie sich Provinzen und Kolonien eroberten, wie sie geknechtet und gedemütigt wurden. Aber überdies erweist diese Über-

sicht die Wahrheit, die Möller van den Bruck in die Worte faßt: „der Krieg wird erst nach dem Kriege entschieden." Und in diesen Entscheidungen erweist sich die Sprache als der Kraftspeicher des politischen Selbstbewußtseins und Selbstbehauptungswillens, als Kraftspeicher und Überlieferungsmittel heroischer Ideale, geschichtlicher Aufgaben. Der Tatmensch sieht leicht verächtlich auf das Wort, auf die allzu alltägliche Sprache. Und doch beruht nicht nur das wachstümliche Schicksal der Völker auf dem Wort. Auch alle heroischen Taten fließen daraus. Napoleon sagte, daß Racine geholfen habe, seine Schlachten zu gewinnen.

Wenn wir die Zahlen für das französische Sprachvolk ansehen, so erkennen wir einerseits, wie früh hier schon der Volkskörper an der allzu wachen Lebendigkeit des Volksgeistes, der Zivilisation zu verbrennen begann. Andererseits muß es aber unter diesen Bedingungen verwundern, mit welcher selbstverständlichen Sicherheit dieses gleiche Volk seine Herrschaftsansprüche vertritt und sich den größten Kriegsapparat schuf, den die Welt je gesehen hat. In der Sprache und mit der Sprache lebt noch der Wille zur Machtbehauptung weiter, obgleich schon die natürlichen Grundlagen dieser Macht auf das erheblichste zu schwinden beginnen.

Und ein anderes lehren diese Zahlen: Von wie großer Bedeutung der geopolitische Entfaltungsraum für eine Sprachgemeinschaft ist. Die erstaunliche Entfaltung der russischen Sprache war nur möglich unter den beiden Bedingungen, daß erstens in diesem Reich mit seinen unermeßlichen Räumen für die nachwachsenden Bauerngenerationen

Im Jahre	Franzosen	Deutsche	Russen	Engländer
	in Millionen			
1500	11	10	3	4
1830	30	32	23	20

im Jahre	Franzosen	Deutsche	Russen	Engländer
	in Millionen			
1930	45	91	120	190

in ganz anderem Maße Lebensraum geschaffen werden konnte als in dem zu eng gewordenen westlichen Europa, und zweitens, daß hier ein diesen gewaltigen Raum beherrschender Staat Gelegenheit fand, seine Staatssprache über eine große Zahl von Mundarten der verschiedensten Sprachstämme auszubreiten. Wichtig und überraschend ist es, wie gleichförmig diese Sprache in Orten gesprochen und geschrieben wird, die um ein Zehnfaches so weit auseinander liegen wie Berlin und Wien, die doch ein recht verschiedenes „Hochdeutsch" sprechen. Was der geopolitische Entfaltungsraum für eine Sprecherschaft bedeutet, kann man etwa daran ermessen, daß sich die französischsprechenden Menschen Kanadas durch Fortpflanzung in derselben Zeit etwa 20mal so stark vermehrten wie die Franzosen Frankreichs. (Natürlich ist die freie Bewegungsmöglichkeit im Raum nicht der einzige Grund für diese Erscheinung, besonders wichtig ist es, daß die kulturelle, zivilisatorische Leistungskraft einer Sprache dem Boden die Fähigkeit abzuringen vermag, eine sehr viel zahlenstärkere Bevölkerung zu ernähren, als es die primitiven Mundarten der Indianer und der nichtindogermanischen nordeuropäischen und nordasiatischen Stämme vermochten.)

Und noch ein anderes lehren diese Zahlen, nämlich wie Sprachen durch Aufsaugung von Menschenmassen aus anderen Sprecherschaften an Boden, an Volksboden gewinnen.

Das Beispiel dafür ist unter anderem die Kurve der englischen Sprachentwicklung. Die Engländer des „United Kingdom" hatten Geburtenzahlen, die im Durchschnitt unter den deutschen Geburtenzahlen lagen. Die in Amerika geborenen „Angelsachsen" hatten noch niedrigere Geburtenziffern, mindestens seit aus dem Agrarland ein Industrieland mit riesigen Großstädten wurde. Trotz alledem wuchs die Zahl der englischsprechenden Menschen auf der Erde in den letzten hundert Jahren dreimal so stark wie die Zahl der deutschsprechenden Menschen, weil die englische Sprache in den Kolonien, in den Dominien, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vor allem Sprecher aus allen Staaten der Erde in sich aufsog. Italiener, Tschechen, Polen, Norweger, Dänen, Deutsche wurden hier zu Angelsachsen.

Man hat gesagt, allein in den Vereinigten Staaten gäbe es 12 Millionen ihrem Blut nach rein deutsche Menschen, und 30 Millionen Menschen dieses Landes hätten in mehr oder weniger starkem Maße deutsches Blut in den Adern. Für alle diese Millionen ist das Englische die Hochsprache geworden, die ihre politischen und kulturellen Interessen bestimmt. Selbst für die wenigen Millionen, die sich daneben noch die Kenntnis der deutschen Sprache erhielten.

Das nicht nach Plan und Rat von großen Führern erfolgende Wachstum der englischen Sprache zeigt, wie selbst unter den neuartigen Bedingungen des industriellen Zeitalters und überaus erleichterten Verkehrs und eines erwachenden Sprachnationalismus immer noch ein Geschehen möglich geblieben ist, das für andere Zeitalter etwas überaus Alltägliches und Selbstverständliches war: Sprachen wandern über bodenständige Massen hinweg, Sprachen gewinnen von anderen Sprecherschaften Boden, Sprachen erweitern ihr Geltungsgebiet, verlieren ihr Geltungsgebiet unter eigengesetzlichen Bedingungen.

Damit ist auch für die Frage über die Beziehungen zwischen Sprache und Rasse eine wichtige Erkenntnis gewonnen, die man heute im Zeitalter eines so stark betonten Rassenationalismus gern übersieht. Infolge des von der rassischen Grundlage ihrer Sprecherschaften unabhängigen Gewinnes und Verlustes der Sprachen an geographischem Raum decken sich heute in Europa nur an wenigen Stellen die rassisch einheitlichen Gebiete mit den sprachlich einheitlichen Gebieten. Einerseits wird die deutsche Sprache etwa von einer Vielzahl von rassisch durchaus verschiedenen Menschen gesprochen. Andererseits erscheint die nordische Rasse etwa in den Sprecherschaften ganz verschiedener Sprachen, unter Italienern, Dänen, Holländern, Franzosen — und Deutschen.

Mit der deutschen Sprache wird Volkstumsgebiet gewonnen, geht Volkstumsgebiet verloren. Ja, es ist ein tragisches deutsches Schicksal, daß die Menschen deutschen Blutes, die über eine fremde Sprache für ein fremdes Volkstum gewonnen wurden, ganz besonders häufig besonders erbitterte Deutschenfeinde werden. Wer ganz aus der Nähe gesehen hat, wie oft in derselben Familie die eine Generation deutsch spricht, die nächste ungarisch, die nächste wieder deutsch, die übernächste ungarisch oder rumänisch, wer sich so erlebt hat, in welchem Maße auf die Dauer doch Volkstum an Sprache gebunden ist, der weiß, wie wenig an vielen Orten das Rassedenken unseren Volksbrüdern im Sprachkampfgebiet zu helfen vermag.

Wenn es auch heute überaus notwendig ist, dieses auszusprechen, so bedeutet das doch ganz und gar nicht, daß wir deswegen das körperliche und rassische Dasein unseres Volkes gering achten sollten. Rassenhygiene, Ausmerzung der Menschen minderwertigen Erbgutes, ja auch bewußte Rassenzüchtung bleiben neben der Volkstumspflege durch Sprachpflege sichere Forderung der Stunde an alle Menschen mit einer deutschen Verantwortung. Doch diese Art von Sprachpflege, die Volkstumserhaltung durch Pflege des Bewußtseins vom nationalen Wert der Sprache erstrebt, wird zur Zeit noch zu stark vernachlässigt.

Solche konkretere politische Schau der besonderen Gesetzmäßigkeiten des sprachlichen Werdens in den Erdräumen wird unter anderen Wissenschaften auch die Vorgeschichte befruchten können. Wenn schon ein so fest in der Seele verwurzeltes Kulturgut wie die Sprache über Rassen und Staaten hinwegzuwandern vermag, wie steht es dann mit bestimmten Ornamenten, Kultformen, Bestattungsarten, die bisher gern als einheitliche Kennzeichen einer bestimmten einheitlichen „Rasse", bestimmter „Stämme", bestimmter blutlich, sprachlich einheitlicher Kulturen gesehen wurden?

Gewiß hat die Geschichte und auch die Vorgeschichte und die Rassengeschichte noch andere Aufgaben als nur die der „objektiven Darstellung" und des selbstgenügsamen Dienstes an der Wahrheit. Diese Wissenschaften haben das geistige Leben unseres Volkes mit Gehalten und lebendigen Kräften zu füllen, und es ist berechtigt, wenn neben den exakten Forscher auch der kühne Seher tritt, der von seinen Wunschbildern her die Vergangenheit gestaltet, am deutschen Mythos arbeitet. Vorbedingung für alle solche Bemühungen ist allerdings die unbedingte Einstellung auf das Volksnützliche und Volksnotwendende. Und bei solcher wissenschaftlicher Arbeit am deutschen Mythos darf unter keinen Umständen das mütterliche Amt der Sprache bei der Volkwerdung vergessen werden.

WELTSPRACHEN ALS POLITISCHE GRÖSSEN

Wie die staatstheoretischen Denker immer wieder von Überstaaten, von internationaler Zusammenfassung aller Staaten träumten, so mußten die ungewöhnlichen politischen Schwierigkeiten und die überaus großen Hemmungen im wissenschaftlichen und überhaupt jedem geistigen Austausch, die sich aus den Folgen der Babylonischen Sprachverwirrung ergeben, mit innerer Zwangsläufigkeit immer wieder zu dem Ideal einer künstlichen internationalen Sprache führen, die den Sprachenwirrwarr auf Erden beseitigt. Jedermann weiß, daß diesen Versuchen bisher keinerlei wirklich beträchtliche politische Bedeutsamkeit innewohnte. Ido und Esperanto gewannen wohl — bezeichnenderweise vor allem unter den Deutschen — nicht unbeträchtliche Mengen von Anhängern, aber bisher war das alles, praktisch gesehen, kaum mehr als ein spielerischer Zeitvertreib.

Hier ergibt sich aber die Frage an den Sprachsoziologen, ob notwendigerweise allen künstlichen Weltsprachen ein so geringer Erfolg beschieden sein muß, ob nicht doch unter sich ändernden Bedingungen eine Zeit kommen könnte, wo die Raumüberwindung, die Raumvereinheitlichung durch eine einzige Erdsprache bedeutsam wird.

Wenn die Sprache nichts weiter wäre als das Mittel des geistigen Austausches für einen von der Sprache unabhängigen Menschengeist, der sich schon infolge der verschiedenen Erbanlagen der völkisch einheitlichen Menschengruppen mit innerer Zwangsläufigkeit je nach den Völkern verschieden entfaltet, dann wäre es in der Tat eine der würdigsten und größten Aufgaben für jeden denkenden Menschen, auf eine für alle Menschen gemeinsame einheitliche Weltsprache hinzuarbeiten. Der Bestand der Volkstümer wäre ja schon mit dem gesonderten Weiterbestand der rassischen Erbanlagen gewährleistet. Die mit dem endgültigen Sieg einer Weltsprache bewirkte Beseitigung der Schwierigkeiten im geistigen Austausch zwischen den Völkern, die damit erreichte Beseitigung der politischen Spannungen

würde die Einführung einer solchen Weltsprache zu einer weltgeschichtlichen Tat erster Ordnung machen.

Die Sprache ist aber mehr als nur Mittel des geistigen Austausches zwischen schon infolge ihres Bluterbes mit Notwendigkeit einem bestimmten Volkstum zuzurechnenden Menschen, wie schon in dem Absatz unserer Ausführungen deutlich geworden sein sollte, in dem von der Kraft der Sprache, geistige Räume zu schaffen, die Rede war. Die Sprache ist die Formwerdung des Menschengeistes, sie ist als Volksgeist eine den einzelnen Volksgenossen in die innere Wesenseigentümlichkeit seiner Gruppe hinein vergewaltigende Macht, sie ist die Grundbedingung aller wahrhaft menschlichen Gemeinschaft, sie ist der innere Quell alles kulturellen Schöpfertums. Diese immer wieder überraschend große und allzuoft übersehene Macht der allzu alltäglichen Sprache für unser Seelentum, daß sie uns erst recht eigentlich zu Menschen macht, die immer nur mit Widerstreben anerkannte Tatsache, daß wir über die deutsche Sprache erst zu deutschen Menschen werden, müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir uns fragen, was eine Weltsprache für uns Deutsche, für die übrigen Völker, für die Menschheit bedeuten könnte. Gewiß würde die Verschiedenheit der rassischen Anlagen, wie sie schon heute für fast jedes der großen Sprachvölker eine fruchtbare Spannung in der geistigen Zusammenarbeit der Volksgenossen bedeutet, in verstärktem Maße auch für ein die ganze Menschheit umfassendes Sprachvolk bestehen bleiben. Die geistige Sonderart der völkischen Gruppeneinheiten würde aber nicht nur verwischt, sie würde aufgehoben werden. Wir Deutschen würden aufhören Deutsche zu sein, wie diejenigen unserer Volksbrüder aufhören Deutsche zu sein, die seit Generationen mit der englischen oder französischen Sprache in eine englische oder französische Geschichtlichkeit hineinwuchsen, ein französisches, ein englisches nationales Ethos entwickelten und ihre deutschen Vorväter vergaßen. Vielleicht — auch das ist nicht sicher — würde eine starke Heraussonderung der Menschen nach Rassen erfolgen, die nordischen Deutschen würden vielleicht näher an ihre Stammesgenossen in Polen, England, Holland, Frankreich rücken, die dinarischen Deutschen näher an die Dinarier auf dem Balkan, in Italien. Das geschlossene Fortbestehen eines einheitlichen deutschen Volkstums wäre damit mehr als in Frage gestellt.

Prophezeien ist gewiß immer eine mißliche Sache, denn oft genug trat schon in der Weltgeschichte das Unwahrscheinliche ein. Trotzdem darf die Ansicht begründet erscheinen, daß wohl eine internationale Sprache nützlich und möglich ist, in der man Hotelzimmer

bestellt oder Strümpfe verkauft. Eine kulturschöpferische Formwerdung des Menschengeistes wird aber eine solche Kunstsprache kaum werden.

Wenn man selbst die Möglichkeit bejaht, daß die gesamte Erdbevölkerung eines Tages in der gleichen Sprache, in irgendeinem „Basic English" auch über ihre Gefühle und Stimmungen von Herz zu Herz spricht, so würde nach unseren heutigen Begriffen doch damit eine bedauerliche Verarmung der Menschheit eintreten. Denn erst auf der Verschiedenheit der geistigen Welten, als die sich verschiedene Sprachen darstellen, beruht die fruchtbare Zusammenarbeit der Völker im Geistigen. Die leichtere Raumüberwindung, der erleichterte geistige Verkehr würde mit einem unersetzlichen Verlust an eigenartigen und wundersamen Entfaltungen des Menschengeistes erkauft werden. Wohl ergeben sich aus der babylonischen Sprachverwirrung in immer stärkerem Maße mit einer inneren Notwendigkeit politische Spannungen allergefährlichster Art, vor allem, seit die Völker gelernt haben, im Sprachboden den Volksboden zu sehen. Wir bekennen uns aber zu der Gefahr und dem Wagnis, da aus dem Kampf erst die menschenwürdigste Welt geboren wird.

Die Deutschen als Gesamtheit haben für diesen volkspolitischen Kampf noch viel zu erwerben: allem Fremden gegenüber ein sicheres und selbstverständliches nationales Selbstbewußtsein ohne alle Überheblichkeit, uns selbst gegenüber größere Opferbereitschaft in den stillen Entscheidungen, die zwischen den Schlachten fallen. Die Führer aber und das Volk müssen wissen um die geopolitische Bedeutsamkeit von Sprachfragen.

RAUMGEBUNDENE UND RAUMUNABHÄNGIGE WIRTSCHAFT

Von Kurt Wiedenfeld

DIE RAUMGEBUNDENHEIT DER BEDARFSDECKUNG

Am Anfang alles Wirtschaftens, mag man die Reihenfolge geschichtlich oder systematisch nehmen, steht die Abhängigkeit des Menschen von den natürlichen Gegebenheiten seiner Umwelt: die Raumgebundenheit für das Wesentliche der Bedarfsdeckung. Das gilt für die primitivste Form der Wirtschaftsführung, die den Güteraustausch als eine regelmäßige und für die Lebensgestaltung notwendige Erscheinung überhaupt nicht kennt, ebenso wie für jene schon gehobene Form, bei der sich der Güteraustausch auf Regelmäßigkeit eingestellt hat, sich aber im Notwendigen auf nachbarschaftliches Verkehren beschränkt.

DIE NATURALWIRTSCHAFT

Die Naturalwirtschaft[1]) zeigt etwa folgende Bilder: In altüberkommenem Jahreskreislauf schweift die Kleinfamilie der Waldgegend nahrungsuchend von einer Fundstelle der Beeren und Wurzeln

1) Ich belasse es bei dem Ausdruck „Naturalwirtschaft", obwohl er dem Wortsinn nach nicht ohne weiteres verständlich ist und deshalb neuerdings stark angefeindet wird. Die sonst vorgeschlagenen Bezeichnungen (austauschlose oder geldfreie Wirtschaft, geschlossene Hauswirtschaft, Eigenwirtschaft) sind aber ebenfalls ungenau und noch dazu, weil absolut klingend, mißverständlich. Es handelt sich nicht um absolute Austauschlosigkeit oder Geschlossenheit; die Beschränkung auf die lebensnotwendigen Güter und die Regelvorgänge ist vielmehr für die Naturalwirtschaft genau so systemwesentlich, wie das System der Güteraustauschwirtschaft nicht durch das Vorkommen naturalwirtschaftlicher Vorgänge aufgehoben oder durch den Luxusgüteraustausch in seinem Wesen bestimmt wird. Oder ist die deutsche Wirtschaft deswegen ein Glied der Weltmarktwirtschaft, weil sie Sekt und Kaviar und andere Entbehrlichkeiten vom Ausland beziehen kann, und nicht deshalb, weil sie Baumwolle und Wolle und viele andere Notwendigkeiten einführen und zu deren Bezahlung eigene Produkte ausführen muß, weil infolge dieser Zusammenhänge die gesamte Preisbildung innerhalb Deutschlands unter Weltmarkteinflüssen steht? Ebenso wird aber Deutschland nicht dadurch aus der Weltmarktwirtschaft ausgeschaltet, daß ein großer Teil seiner Landwirte noch immer sein Brot aus selbstgewonnenem Getreide im eigenen Backofen herstellt, und daß auch in den meisten

zur anderen und ebenso die Sippe der Grassteppe von Weideplätz zu Weideplatz, wie die Natur den Nahrungsquell dem Menschen im Wechsel der Tage und Wochen und Monate darbietet. Aus demselben Raume werden auch die anderen Elementarbedürfnisse befriedigt — die Wohnung und Kleidung, die im Schmuck sich äußernde Unterscheidung gegeneinander, die den übermenschlichen Mächten zugewandte Kultverehrung. Alles Fremde, zumal der fremde Mensch, wird mißtrauisch abgelehnt und als feindlich behandelt; wie es noch jeder Forscher und Kaufmann aus den Urwäldern der fremden Erdteile berichtet, wie es aber auch die Russen etwa in ihren Kämpfen mit den Kirgisen und Turkmenen noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts erfahren haben.

In dieser Furcht vor dem Eindringling zeigt sich vielleicht am deutlichsten, was für das primitive Wirtschaften die Raumgebundenheit letztlich bedeutet. Der sammelnde, allenfalls jagende und fischende Waldbewohner weiß ebenso sicher wie der herdenhütende Steppennomade nur allzu gut, daß die ihm vertraute, ihm gleichsam zustehende Lebensfläche nur für eine ganz bestimmte, meist recht eng begrenzte Zahl von Menschen die Unterhaltsmöglichkeiten enthält. Schon aus seiner engsten Umgebung muß er jeden ausstoßen, der in diese ziffernmäßige Begrenzung nicht mehr paßt, oder aber der Hungertod sorgt dafür, daß Nahrungsspielraum und Menschenzahl einander entsprechen. Oft genug muß der Primitive daher umgekehrt gerade solchen Angriffs sich erwehren, der nichts anderes als neue Lebensunterlagen sucht und ihm deshalb mit dem Raume das Leben streitig macht. Von einer Technik, mit deren Hilfe er mehr als das gewohnte Maß aus dem Boden herausholen könnte, ist ihm nichts bekannt. Wie sollte er von fremden Menschen, mögen sie auch nur in geringer Zahl vor ihm auftauchen, sich irgend etwas Gutes und etwas anderes als eine schwere Störung seiner Daseinsführung erwarten?

Mit dem Raume verbindet sich die Zeit. Wir werden allgemein annehmen dürfen, daß die Lebensgewohnheiten der völlig primitiven Stämme und sonstigen Gruppen durch die Jahrtausende hindurch allein von den Notwendigkeiten und Möglichkeiten der Natur bestimmt werden und demgemäß unverändert allen Zeitablauf überdauern. Die Banane hat sicher, wo immer sie wild vorkommt, mit ihren Früchten und Blättern dem Menschen als einzige Nahrung, Kleidung und Hüttendecke gedient, wie sie es noch heute in weiten Tropengebieten tut. Und der Bewohner der asiatischen Steppen, der schon den alten Griechen als ein Pferdmensch erschien, lebt genau ebenso in der Gegenwart von seinen Pferde-, Schaf- und Ziegenherden: sie haben ihm in der Stutenmilch die tägliche Nahrung, im Schafpelz sommers und winters von der Mütze bis zum Stiefel die Kleidung, in der Ziegenwolle den Stoff zu den Zeltfilzen, in den Exkrementen aller Tiere die Heizung zu liefern; sie sind es zugleich, die mit ihrer Zahl das soziale Ansehen der Sippe innerhalb des Stammes bestimmen und so die Bedeutung des Schmuckes erfüllen; selbst der islamische Kult zeigt noch die Herkunft aus nomadenhaftem Gefühlsleben, indem er den Widder (von Abraham her uns allen vertraut und nur vom Nomaden dem eigenen Erstgeborenen gleich geschätzt) als Opfertier beibehalten hat.

städtischen Haushalten noch mannigfache Produktionstätigkeiten zur Deckung des eigenen Bedarfs ausgeführt werden. Die volkswirtschaftlichen Begriffe haben es mit den Massenerscheinungen, nicht mit den einzelnen Vorkommnissen zu tun und können deshalb stets nur auf diejenigen sich regelmäßig und notwendig wiederholenden Vorgänge abgestellt werden, die das Ganze des Wirtschaftsablaufs für das Ganze eines Volkes oder einer irgendwie abgegrenzten Volksgruppe kennzeichnen.

Die Gleichheit der Lebensgewohnheiten, wie sie der gleich gebliebene Lebensraum mit sich bringt, geht über die Jahrtausende hinweg zu so hohem Grade hinauf, daß die Bilder, die uns altgriechische Vasenscherben von der Daseinsführung der Skythen überliefern, in der Wirklichkeit der Kirgisensteppe heute noch lebendig vor uns stehen. Schon das Kind, ob Knabe oder Mädchen, ist mit dem Pferde so verwachsen, daß Mensch und Tier im rasenden Ritt ebenso wie bei den uns tollkühn erscheinenden Kunststücken auch auf den reitergewohnten Europäer geradezu als eine Einheit, als Zentaur wirken; und der Erwachsene gar ist derart an sein Pferd gebunden, daß er etwa beim Besuch des Jahrmarkts so leicht nicht von Tür zu Tür zu Fuß geht, sondern lieber zweimal den breiten Fußgängersteig überquert und dazwischen den — tatsächlich oft kürzeren — Weg zum nächsten Laden wieder zu Pferde zurücklegt. Und dennoch muß der Kirgise, wie es auch der Skythe tat, seine Herden den eisigen Winden, die von Norden her ungehemmt über die Steppe daherbrausen, völlig schutzlos preisgeben und allwinterlich etwa ein Drittel des Bestandes umkommen lassen, weil sein Raum ihm zwar aus den gebirgigen, im Sommer aufgesuchten Gegenden des Altai das Gestänge seines Zeltes, aber längst nicht genug Holz auch nur für die Errichtung schützender Hürden liefert; wie sollten auch die großen Mengen von Kleinzeug immer wieder den weit entfernten Weideplätzen der reinen, völlig baum- und strauchleeren Steppe zugeführt werden, die im Laufe eines Jahres nacheinander aufzusuchen sind? So sieht man auch heute bei

jedem Nordwind die Schaf- und Ziegenherden sich zu dichten Knäueln zusammenballen, die Pferdeherden aber in schnurgerader langer Linie, mit den gesenkten Köpfen gegen den Wind und die schwächsten Tiere an den vorderen Stellen, in eine einzige Reihe sich aufstellen. Sich selbst schützt der Kirgise wenigstens im Winter immer noch in der Weise, daß er das Zelt verläßt und in die Erde sich verkriecht; die winterliche, in den Boden hinuntergetriebene Behausung ragt nur ganz wenig über die Oberfläche der Steppe hinaus, damit der Sturm sich nicht an den Wänden fange. Auch die Kleidung hält sich haarscharf in den alten Formen: die Mütze zumal fegt kein Wind vom Kopfe, und selbst im Hochsommer werden Jacke und Hosen und Stiefel aus Schafpelz getragen, da ja immer ein plötzlich aufkommender Nordsturm binnen wenigen Minuten die glühende Hitze in eisige Kälte zu verwandeln vermag. Und was der einzelnen Züge mehr sind, die in der Gegenwart die Gewalt des Raumes für die Daseinsführung der Steppenbewohner, für das Ganze ihres Wirtschaftens deutlich machen und uns auch aus den alten Schilderungen entgegentreten.

Ist die Raumgebundenheit noch mit primitivster Technik verbunden, so kann ein regelmäßiger Güteraustausch zwischen den einzelnen Wirtschaftseinheiten gleichen Raums sich nicht entfalten, sicherlich nicht für alle zur Grundlage des Daseins werden. Denn wenn jede Schweif- und Zeltgemeinschaft zur Deckung ihres lebensnotwendigen Bedarfs sich auf dieselben Okkupationsmöglichkeiten angewiesen sieht und auch für die Herstellung der konsumbereiten Objekte nur die altgewohnte, allen gleiche Technik anwendet, dann mag zwar innerhalb der Familie oder Sippe schon je nach den Körperkräften und nach der traditionellen Machtverteilung, nach Befehlsgewalt und Gehorsamspflicht eine primitive Arbeitsteilung bestehen; so die weithin geltende, aber keineswegs überall gleich gerichtete Trennung der männlichen oder der weiblichen Aufgaben, die oft genug gerade dem schwachen und deshalb wehrunfähigen Weibe die schwersten Lasten aufbürdet und dem Manne das reine Okkupieren der Naturgüter überläßt, oder die ebenfalls häufig berichtete Scheidung zwischen den vollberechtigten, durch Geburt zusammenhängenden Familienmitgliedern und den irgendwie zwangsweise eingegliederten Haussklaven, welche namentlich dem Oberhaupt des ganzen Wirtschaftskörpers, dem Patriarchen, schon die stark herausgehobene Stellung eines Wirtschaftsleiters zuweist. Für verschiedenartige Zielsetzungen der verschiedenen Einheiten und für eine gegenseitige, regelmäßige Ergänzung von Gemeinschaft zu Gemeinschaft aber ist keine Möglichkeit gegeben: jede Sippe entnimmt der Natur ihres Raumes, was sie zur Lebensführung braucht, und steht mit ihrer Bedarfsdeckung viel zu dicht am Elementar-Notwendigen, als daß sie sich auf die ergänzende Tätigkeit einer anderen Einheit regelmäßig verlassen könnte. Allenfalls der Stammeshäuptling und der priesterliche Medizinmann oder auch der Schmied, dessen Urbild — recht bezeichnend — in vielen Sagen hinkend auftritt, werden durch Naturalabgaben ihrer Stammgenossen unterhalten, aber auch nicht durch irgendwie abgepaßte Gegenleistungen für ihre Leistungen von Fall zu Fall abgegolten. Die streng raumgebundene Wirtschaft der Primitiven ist notwendig Naturalwirtschaft.

Dies schließt nicht aus, daß von außen her sich schon Austauschbeziehungen gleichsam tangentenmäßig an den im Notwendigen geschlossenen Wirtschaftskreis anlehnen. Es macht auch nur einen mengenmäßigen, aber nicht einen wirtschaftswesentlichen Unterschied aus, ob dieser Tauschverkehr sich technisch etwa in den Formen des sog. stummen Handels oder aber unter persönlicher Berührung der tauschenden Menschen abspielt. Sogar Geldbenutzung und geldmäßige Abrechnung kommt mannigfach vor; das Rechtsinstitut des Wechsels wird geradezu in diesem Güteraustausch zu seiner Eigenart entwickelt. Und doch bleibt der Fremdhandel nach seinen Gegenständen und seiner Organisation, nach seiner Einpassung in das Ganze der Daseinsführung also, eine luxushafte und deshalb nebensächliche Begleiterscheinung, wird nicht ein Wesensbestandteil der im Kerne raumgebunden und selbstgenügsam bleibenden Naturalwirtschaft.

Das Nebensächliche der Geldbenutzung tritt uns, selbst wenn sich diese schon zwischen Stammes- und Ortsgenossen einschiebt, in der auffallenden Übereinstimmung der Rechtsvorschriften, die uns aus primitiven Verhältnissen bekannt sind, plastisch und unverkennbar entgegen. So verlangt ein Gesetz des Babyloniers Hammurabi, daß alle Kaufhandlungen schriftlich und unter Hinzuziehung von Zeugen abgeschlossen werden. Altes römisches Recht war es, daß bei Geldzahlungen ein amtlicher Wäger und ebenfalls Zeugen mitzuwirken hatten. Sind solche Rechtssatzungen vorstellbar, wenn schon im tagtäglichen Leben der ganzen Bevölkerung das Kaufen und die Geldbenutzung eine regelmäßige Erscheinung gewesen sind? Es kann sich doch nur um Ausnahmefälle handeln, wie etwa in der Gegenwart die Grundstücksverkäufe selten sind und deshalb an ähnliche Gültigkeitsbedingungen geknüpft werden können; d. h. um Vorgänge, die noch nicht das Ganze der Daseinsführung kennzeichnen. Man „wirtschaftet" dann zwar hie und da einmal bereits „mit Geld"; genauer:

man benutzt schon hie und da beim Wirtschaften technisch ein autoritativ geregeltes Tauschmittel. Dieses trägt aber nicht „die" Wirtschaft, zeigt uns also nicht eine „Geldwirtschaft".[1])

Der Charakter einer nicht notwendigen Ergänzung tritt am deutlichsten in jener eigentümlichen Organisationsform zutage, die sich der Fremdhandel der primitiven Zeiten im europäisch-asiatischen Bereich gegeben hat, und die sich noch heute in Asiens Steppen in voller Wirksamkeit beobachten läßt, der aber offenbar ähnliche Gestaltungen im Innern der anderen Erdteile entsprechen: die Jahrmärkte (jarmarki), wie der Russe —, und Messen, wie sie der Deutsche zu nennen pflegt. Aus dem Umkreis je eines ganzen Stammes, mehrere Tagesritte umfassend, kommen die Sippen der Kirgisen, die sonst voneinander getrennt ihre Herden weiden lassen, zu bestimmter und alljährlich gleicher Woche einmal im Jahr mit Sack und Pack in einer Steppensee-Landschaft zusammen, die zu dieser Zeit neben genügender Wassermenge auch ausreichenden Graswuchs aufweist, vor allem also noch nicht durch die sommerliche Sonne ausgedörrt ist — im Süden schon bald nach der Schneeschmelze, im Norden mehr zum Hochsommer hin. Hier werden die Stammesangelegenheiten beraten und geregelt, das Verhältnis etwa zur russischen Regierung oder ein Streit um die Weideplätze. Hier treffen aber auch die sartischen Händler Zentralasiens und die russischen Händler des Nordens ein, ihre mitgebrachten Waren gegen die Felle und Därme der kirgisischen Herden und gegen lebendes Kleinvieh einzutauschen, wie auch untereinander ihre Waren auszuwechseln und die vom Vorjahr gebliebenen Zahlungsverpflichtungen zu erledigen. Nur was in natura zur Stelle ist, kann gehandelt werden; Lieferungsgeschäfte nach Proben sind selbst zwischen den Händlern eine seltene Ausnahme, obwohl Kreditierungen der Kaufpreise häufiger vorkommen. Die Verkäufer sind zumeist für andere Waren auch Käufer; mit den Kirgisen zumal wird, selbst wenn eine geldmäßige Wertung der ein-

1) Zahlreiche Beispiele für eine Naturalwirtschaft, in der schon gelegentlich Geld benutzt wird und Fernhandel vorkommt, bei Dopsch, Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft in der Weltgeschichte (Wien 1930). Der Titel dieses Buches ist allerdings insofern mißverständlich, als Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft nicht als verschiedene Systeme der Wirtschaft (des Wirtschaftsganzen), sondern lediglich als verschiedene Techniken behandelt werden, die oft nebeneinander in einer und derselben Wirtschaftseinheit vorkommen. Besonders kennzeichnend für diese Verwendung der Ausdrücke ist es, daß D. allen Ernstes die internationalen Kompensationsverträge der neuesten Zeit, obwohl sie völlig unter geldmäßigen Wertungen stehen, als naturalwirtschaftlichen Tausch auffaßt.

zelnen Objekte sich einschiebt, fast regelmäßig in Naturaltausch verkehrt. Tagelanges Besichtigen und Feilschen aber pflegt den Abschlüssen voranzugehen, bis sich eine Art von einheitlicher Wertung gebildet hat. Nach einem Monat liegt die eben noch von Menschen und Tieren wimmelnde Landschaft für ein volles Jahr öde und leer; nur die festgeschlossenen Holzbuden der Händler erinnern dann noch an die wirtschaftliche Bedeutung des Platzes. Um so lebhafter geht es auf den Naturwegen zu, auf denen die langen Händlerkarawanen nach allen Richtungen sich entfernen, wie auch die Kirgisensippen wieder mit ihren Herden zu ihren Weidegebieten auseinanderziehen.

Ein Teil der Händler aber pflegte früher dem Jahreszeitenlauf zu folgen und zu Beginn des neuen Jahres (Ende Januar) hoch im Norden, in Irbit am östlichen Abhang des Uralgebirges, sich mit jenen anderen Händlern zu treffen, die entweder aus den Waldgebieten Sibiriens das wertvolle Rauchwerk in gleicher Organisationsform gesammelt hatten oder vom fernsten Osten den begehrten Tee und Seide heranbrachten, um dann alle ihre Waren mit den Westlern gegen westliche Fabrikate auszutauschen. Erst das russische Nishni-Nowgorod bedeutete vor dem Eisenbahnzeitalter die Krönung dieses ganzen Jahrmarktaufbaus: hier fand die alljährliche Messe im August statt, weil zu diesem Zeitpunkt die Warenzüge von Irbit her, die im Winter den Ural überqueren konnten und auf dessen Westseite die Schneeschmelze abwarten mußten, mit Hilfe der dann auch im Oberlauf schiffbaren Flüsse die Wolga und bergauf die Mündung der Oka zu erreichen pflegten, und weil man in umgekehrter Richtung rechtzeitig zum Jahrmarkt des neuen Jahres wieder in Irbit zu sein vermochte. So dauerte es bei günstigem Ablauf des ganzen Weges reichlich ein Jahr, bei Störungen jedoch auch zwei Jahre, bis die in der südlichen Steppe Asiens eingetauschten Waren ihre europäischen Abnehmer fanden, und umgekehrt auch solange, bis von Europa her der asiatische letzte Käufer erreicht wurde. Manche Sendung ging auf diesem langen Wege verloren, mochte sie dem Schnee oder dem Morast oder dem plötzlich anschwellenden Flusse zum Opfer fallen. Von den Zufällen der Witterung hing entscheidend ab, mit welchen Mengen jeweils die verschiedenen Waren auf den Jahrmärkten der Steppe angeboten werden konnten. Von einem Einrichten auf bestimmte Mengen bestimmter Waren und demgemäß von einer Möglichkeit, das Dasein irgendwie maßgeblich auf den Kauf des Jahrmarkts einzustellen, war nicht im leisesten zu reden. Nur Luxusgut, das ohne Schädigung des Elementarbedarfs auch entbehrt werden kann, kommt für solchen Handel in Betracht. Was „von weit her" ist, kann

nicht einen Wesensbestandteil der Lebensführung abgeben; und umgekehrt kann dann auch für den Primitiven der Verkauf nicht das regelmäßig verfolgte Ziel seiner Tätigkeit werden. Das Schwergewicht allen Wirtschaftens liegt solcher Handelsorganisation gegenüber notwendig im Produzieren für den eigenen Verbrauch und in der Bedarfsdeckung aus eigener Produktion; in einer Arbeitsrichtung also, die in strenge Raumgebundenheit verfangen ist.

So hat denn auch der Fernhandel primitiver Gestaltung, obwohl man ihn nach den zu überwindenden Entfernungen schon mit geographischem Wort als Welthandel bezeichnen mag, allem Anschein nach nirgends die von ihm umgesetzten Güter auf die Ebene der Lebensnotwendigkeiten hinaufgehoben. Selbst vom Salz darf man es bezweifeln, wenngleich mannigfache Salzstraßen aus grauem Altertum bekannt sind und oft, wie die Salzquellen selbst, erbitterte Kämpfe wohl ausgelöst haben; wir wissen aber auch, daß gemeinsamer Salzgenuß gerade in salzfreien Gegenden als Zeichen besonderer Freundschaft noch heute vielfach gilt, und daß das Salz in primitiver Wirtschaftsverfassung als Geld benutzt worden ist — was bereits darauf schließen läßt, daß es sich nicht um eine tagtägliche Benutzung als notwendiges Nahrungsmittel handelt, sondern um ein Luxusobjekt, dessen Besitz besonderes Ansehen verleiht und deshalb unabhängig vom physiologischen Bedarf erstrebt wird. Dasselbe gilt vom Tee, den der Kirgise auf den Jahrmärkten begehrt; er dient, als Ziegeltee in die Stutenmilchsuppe gebrockt und mit allem Zubehör der Blätter und Zweige gegessen, zur Verfeinerung der Nahrung und daneben als ein allgemeines Tauschmittel kleiner Stückelung, als Scheidemünze gleichsam neben dem Kurantgeld des Hammels, den der Steppenbewohner ebenfalls nicht unter dem Ziel der Nahrung oder Kleidung, sondern zu seinem Schmuck als Ausdruck seiner sozialen Stellung in unbegrenzter Menge zu begehren pflegt. Vollends gehört in die Gruppe des Schmuck- und Renommierbesitzes alles, was sonst noch durch die Jahrmärkte in den Haushalt der Kirgisen hineingelangt: die bunten Baumwolltücher aus Moskau oder Wladimir, die reich verzierten Eisentruhen aus Tula, sogar die Nähmaschine aus der Moskauer Singerfabrik lassen sich dem — ebenfalls entbehrlichen und deshalb nicht das Wesen unserer Wirtschaftsführung bestimmenden — Büfettschmuck des Europäers und dem Inhalt seiner Schmuckvitrinen, nicht aber seinen entsprechenden Gebrauchsgegenständen vergleichen. Und die mancherlei Leckerbissen der Fremde, die den Jahrmarkt kaum überdauern, sind am richtigsten als Spielzeug für

die großen und kleinen Kinder der Steppe zu bewerten. So dringend jeder von allem möglichst viel erwerben möchte, so wenig ist von einem notwendigen, die tagtägliche Lebensführung tragenden Bedarf und von einer unentbehrlichen, die Raumgebundenheit sprengenden Bedarfsdeckung zu spüren.

DIE NACHBARSCHAFTSWIRTSCHAFT

Die Raumgebundenheit gibt auch jener gehobenen Form der Wirtschaftsführung das Gepräge, die man mit reichlich mißverständlichem und oft mißverstandenem Ausdruck als Stadtwirtschaft bezeichnet, die man vielleicht besser Nachbarschafts-Wirtschaft nennen sollte. Sie findet ihr sozialwirtschaftliches Wesen darin, daß die technische Aufgabenteilung sich nicht ausschließlich oder so gut wie ausschließlich innerhalb des einzelnen Haushalts abspielt, daß sie vielmehr das Ganze einer Landschaftsbevölkerung umfaßt und den verschiedenen Wirtschaftseinheiten je besondere Produktionsaufgaben stellt, so daß erst die Zusammenfügung aller Ergebnisse, wie für die Gesamtheit der Bevölkerung, so für den einzelnen Haushalt den notwendigen, tagtäglichen Bedarf zur Deckung bringt. Der Güteraustausch ist hier die regelmäßige, die Daseinsführung tragende Erscheinung: der einzelne Haushalt muß ganz oder zu starken Teilen kaufen, was er zum Leben braucht und doch nicht selbst gewinnt, und er muß, um kaufen zu können, für den Verkauf produzieren. Mit der Regelmäßigkeit und Notwendigkeit des Güteraustausches ist die Regelmäßigkeit und Notwendigkeit der Geldbenutzung gegeben: man braucht ständig einen allgemeinen Wertungsausdruck und ein allgemeines, jederzeit in Gütererwerb umzusetzendes Tauschmittel, wenn die Gewinnung des einzelnen Gutes und sein Konsum sich regelmäßig nicht mehr in ein und derselben Wirtschaftseinheit vollziehen. Die Nachbarschaftswirtschaft gehört also zu den Formen der Geldwirtschaft — wenn anders dieser Ausdruck mehr als eine gelegentlich (wie schon in der Naturalwirtschaft auf dem Jahrmarkt) benutzte Technik, wenn er ein ganzes System der Wirtschaftsgestaltung bezeichnen soll. Dies will besagen: Die Nachbarschaftswirtschaft baut sich, wenngleich nicht unbedingt restlos, so doch zu wesentlichen und in die Lebensnotwendigkeiten greifenden Teilen auf der Geldbenutzung und geldmäßigen Wertung auf.

Das Besondere dieser Wirtschaftsform jedoch, das mit der Benennung zugleich in seiner geographischen Unterlage und in seinem sozialwirtschaftlichen Inhalt getroffen wird, liegt darin, daß der regelmäßig und ununterbrochen sich abwickelnde Güteraustausch an den

Raum der irgendwie zusammengeschlossenen Landschaft gebunden ist und deshalb im Rahmen der traditionell üblichen, allseitig bekannten Produktions- und Konsumtionsbedingungen verbleibt. Ob sich hierbei wirklich eine Stadt mit ihrem Wochenmarkt oder auch täglichem „Bazar" und mit einer überwiegend gewerblich eingestellten Bevölkerung zum Mittelpunkt und Tauschplatz der Landschaft erhoben hat, ist wiederum nur eine Frage der Technik des Tauschens. Oft genug ist es, wie in der Vergangenheit, so auch in der Gegenwart noch — etwa im mittleren und östlichen Rußland — ein Kloster, das allsonntäglich die Landbewohner der weiteren Umgebung zur Kirche zusammenführt und dann vor seinen Mauern einen lebhaften Handel und Güteraustausch sich abwickeln sieht; die Landbevölkerung stellt dann auch die gewerblich erarbeiteten Gegenstände — oft genug von ihrer Rohstoffgewinnung her Dorf gegen Dorf auf Produktionsteilung gestützt, oft aber auch nur mengenmäßig sich ergänzend und in den Bewohnern der anderen Dörfer die Absatzerweiterung suchend. Auch zum „stehenden Laden", in welchem während und abseits der Marktzeiten das eigene Erzeugnis verkauft wird, kann der Handwerksbetrieb der Stadt schon geworden sein. Das Entscheidende ist immer, daß Bauer und Handwerker mit ihrer Arbeit auch da, wo diese planmäßig über den Eigenbedarf hinaus und auf Verkauf gestellt ist, sowohl den Konsumenten als auch den anderen Produzenten gegenüber mit bekannten Absatz- und Konkurrenzverhältnissen zu rechnen vermögen. Man treibt „Kundenproduktion"; das will besagen: die Produktionseinrichtungen sind — gleichgültig, ob im gegebenen Augenblick auf eine „Bestellung" hin oder „auf Vorrat" (etwa für den Wochenmarkt) gearbeitet wird, und ob die Produzenten und die Konsumenten direkt miteinander handeln oder ob Berufshändler sich dazwischenschieben — in Landwirtschaft und Gewerbe qualitativ und quantitativ auf die Deckung des nachbarschaftlichen, kaum sich ändernden Bedarfs eingestellt, wie umgekehrt aller Notwendigkeitsbedarf durchaus regelmäßig nur an diese Quellen sich hält.

Wie ausgeprägt das tägliche Leben und damit das Wesentliche aller Wirtschaftsführung unter Raumgebundenheit steht, zeigt auch in dieser Wirtschaftsform scharf kennzeichnend der Jahrmarkt, der hier ebenso wie in der Naturalwirtschaft das Organ der Fremdbeziehungen ist. So waren auf den oben geschilderten Handelsaufbau Nordasiens so lange, bis die Sibirische Eisenbahn völlig neue Unterlagen schuf, auch die sibirischen Städte mit allem Bedarf angewiesen, der die Produktionsfähigkeit ihrer Umgebung überstieg; und schon die Kosten und Risiken des langen Landweges sorgten dafür, daß es Luxusbedarf wurde, den oft genug gegen Ende des Jahrmarktjahres auch nicht gedeckt zu sehen man sich zufrieden geben mußte. Sogar in den großen Städten, in denen sich die hohe Beamten- und Offizierschaft konzentrierte, gab es meist nur ein einziges Warenhaus, in welchem die Gegenstände der Ferne zu kaufen waren; diese aber auch alle, ohne jede Branchenteilung. Im Wesen kann es in den europäischen Städten des Mittelalters und auch der ersten Neuzeitjahrhunderte — einige wenige, für weiträumige Transportbeziehungen besonders günstig gelegene Handelszentren allenfalls ausgenommen — auch nicht anders ausgesehen haben; schildert uns doch Goethe sogar noch den Großhandel seiner Vaterstadt durchaus als einen Handel mit Luxuswaren, mit Entbehrlichkeiten und — trotz der oft zitierten Worte von seiner hohen Bildungskraft — als einen kleinlichen, seine Leute gerade nicht „bildenden" Beruf. Der Jahrmarkt, die Messe ist in der Tat das untrügliche Zeichen eines im Kern lokalwirtschaftlich gebundenen Lebens, das mit der Außenwelt nur durch vereinzelte und lose Fäden in Berührung steht, mit ihr nicht eine erst im ganzen sich vollendende Einheit bildet.

Mit der Raumgebundenheit des täglichen Güteraustauschs hängt die Eigenart der Preisbildung zusammen, welche für die Nachbarschaftswirtschaft — im Unterschied zur anderen Form der Verkehrswirtschaft, zur Weltmarktwirtschaft — das innerliche Kennzeichen bildet und in behördlichen Preistaxen oft genug ihren formellen Niederschlag gefunden hat: die Abhängigkeit der Preise von den Gestehungskosten der Güter. Dies tritt am deutlichsten bei denjenigen Waren zutage, deren Produktionsmenge entscheidend von den Naturelementen bestimmt wird, wie etwa beim Getreide; dessen Preise bewegen sich auf den lokal bestimmten Märkten je nach dem Ausfall der landschaftlichen Ernte von Jahr zu Jahr in großen Sprüngen und bringen so durch ihre Höhe oder Niedrigkeit für den Produzenten im Gesamterträgnis die Menge und damit die Kosten zum Ausgleich. Aber auch von den gewerblich hergestellten Artikeln pflegen die Käufer die Gestehungskosten, da sie sich nur aus Material- und Lebenshaltungs-Kosten zusammensetzen und die Lebenshaltung sich in traditionell festgelegtem Rahmen bewegt, genau genug zu kennen und ihrer Preisbewilligung zugrunde zu legen. Zum mindesten die Marktbehörde hat jene Übersicht und bringt sie in ihren Preistaxen zur maßgeblichen Geltung — eben damit aber auch auf eine ziemlich feste und kontrollierbare, deshalb Vertrauen bringende Unterlage gestützt, während die Preistaxen des Jahrmarkts notwendigerweise einer solchen Unterlage entbehren und demgemäß mit Recht als reine Willkür allgemein

empfunden und gescholten werden. Die Idee der behördlichen Preisfestsetzung steht und fällt in der Tat mit der Möglichkeit, die Gestehungskosten in brauchbarer Zuverlässigkeit zu ermitteln; die Taxe ist deshalb nur anwendbar, wenn es sich um einen geschlossenen Kreis von Produzenten und Abnehmern handelt, wenn die Absatzgröße und damit die Produktionskostenhöhe des einzelnen Artikels nicht vom Preise selbst abhängen.

Mit der Betonung des „Bekannten" endlich, die aus der Raumgebundenheit des täglichen Lebens folgt, ist die wiederum für das Wesen dieser Wirtschaftsform entscheidend wichtige Tatsache verbunden, daß es im Austausch der Lebensnotwendigkeiten und damit überhaupt im tagtäglichen, also allgemeinen Wirtschaftsverkehr keinen Unternehmergewinn wie auch keinen Verlust geben kann. Wohl sind Dauerrenten, wie sie aus den natürlichen Ergiebigkeits- und Lageverschiedenheiten und den entsprechenden Kostenunterschieden zu erwachsen pflegen, für die Besitzer bevorzugter Böden ebenso möglich, wie aus dem Bodenbesitz an sich im selben Augenblick eine Rentenquelle wird, in dem aller Boden der Landschaft zu festem Eigentum geworden ist. Es bleibt auch dabei, daß alle Welt in durchaus gleicher Weise wie in der Naturalwirtschaft, aber in Geldform und nicht nur in Schmuckgütern, etwa aus öffentlich-rechtlicher Machtstellung (was man in kapitalistischer Zeit Bestechung zu nennen pflegt) oder aus besonderer Listigkeit (kapitalistisch Betrug genannt) oder aus der Ausnutzung katastrophaler Notlagen, wie einer Mißernte der Landschaft (Wucher), oder aus noch anderen nichtwirtschaftlichen Quellen Gewinn zu erzielen sucht; einem sicherlich nicht kapitalistisch empfindenden Menschenkinde legt Goethe den Stoßseufzer vom allgemeinen Golddrange in den Mund. Überhaupt sind Monopoleinkommen als Allgemeinerscheinung gerade dank der Raumgebundenheit ein Kennzeichen der Nachbarschaftswirtschaft. Von „Marktdispositionen" jedoch, d. h. von einem vorgreifenden Einstellen der Produktionsmittel und der persönlichen Wirtschaftsbetätigung auf nicht sicher erkennbare Absatz- und Preismöglichkeiten kann im täglichen Leben bei den engen Zusammenhang, in dem noch immer tatsächlich der Konsum der Notwendigkeiten mit deren Gewinnung und deshalb die Preise mit den Gestehungskosten stehen, so leicht nicht die Rede sein; wer wird denn das Risiko eines Fehlschlags auf sich nehmen, wenn die behördliche Preistaxenpolitik keine Aussicht läßt, mehr als den „angemessenen" — d. h. die Kosten deckenden — Preis zu erzielen. Unternehmertätigkeit, den „wagenden Kaufmann" kann es in einer Nachbarschaftswirtschaft ebenso wie in der

Naturalwirtschaft nur beim Jahrmarktsgeschäft und im Fremdhandel geben.

Wie nahe überhaupt das Wirtschaftsgebaren einer nachbarschaftlich lebenden Bevölkerung noch dem naturalwirtschaftlichen Empfinden steht, zeigt sich vielleicht am deutlichsten in der ausgeprägten Schwerfälligkeit, mit der sich auch hier die Geldbenutzung abspielt. Zwar wird man annehmen dürfen, daß der technische Apparat der Beurkundung und der Zeugenhinzuziehung sich mit der Häufigkeit und Allgemeinheit des Kaufens nicht mehr verträgt, wie auch die geprägte Münze wohl durchweg das zuzuwiegende Geld verdrängt hat. Der Wirtschaftshorizont ist aber doch noch zu eng, als daß die Masse der Bevölkerung sich in die Abstraktheit des Geldes hat hineindenken können und sich in der Stückelung der Währung, in der gegenseitigen Bezogenheit der einzelnen Münzen zurechtfindet. Mir erscheinen wenigstens einige gleiche Erlebnisse, die ich an ganz verschiedenen Stellen vor dem Kriege gehabt habe, für den Charakter einer solchen Nachbarschaftswirtschaft kennzeichnend. In Konstantinopel und auf den Marktplätzen des inneren Ostafrika galt gleicherweise, obwohl der Welthandel überall schon eingedrungen war, als ganz selbstverständliche Übung, daß die Preise der Waren sich sofort um eine Wechselgebühr erhöhten, wenn der Käufer nicht genau den vereinbarten Betrag zu erlegen vermochte, also ein Herausgeben nötig wurde. In Afrika standen die Eingeborenen sogar den höherwertigen Münzen noch derart verständnislos gegenüber, daß man diese erst bei einem der amtlich zugelassenen Geldwechsler, einem Küstenneger, in Kleingeld umtauschen mußte, ehe man den Pfennig-Kaufpreis entrichten konnte, und auch am Bosporus war die Wechselgebühr bei dem Armenier, der an der nächsten Straßenecke seinen Tisch aufgeschlagen hatte, regelmäßig niedriger als im türkischen oder auch europäischen Laden. Die Münzen desselben Systems wurden also wie Glieder verschiedener Währungen behandelt. Der Eingeborene, der schon an den regelmäßigen und deshalb Geld benutzenden Güterverkauf gewohnt ist, hat doch noch nicht gelernt, daß ein einziges 1 M.-Stück ebensoviel wie 100 einzelne Pfennigstücke wert sein soll; er ist noch an die konkrete Erscheinung der Münzenmenge gebunden. Und wenn aus den großen Handelsstädten des europäischen Mittelalters und der beginnenden Neuzeit bekannt ist, daß dort vielfach in der Tat zwei Währungen nebeneinander gegolten haben — die eine (etwa in Gold oder auch nur buchungsmäßig) für den Großhandel und die andere (etwa in Kupfer oder Silber) für den Kleinverkehr des täglichen Lebens — so dürfte das im Wesen dasselbe besagen: nur die dünne

Oberschicht, deren Gesichtskreis sich dank dem Fernhandel ausgeweitet hat, ist schon imstande, in abstrakter Ziffernrechnung sich zu bewegen; die große Masse der Bevölkerung hält sich an das Greifbare, bei dem sie eine traditionell und raumbestimmte Beziehung zu den Gütern voraussetzen darf — auch diese Städte sind mithin trotz ihres starken, das Jahrmarktgefüge sprengenden und in kapitalistischer Technik sich bewegenden Welthandels noch nicht zu Gliedern einer Weltwirtschaft, einer kapitalistischen Wirtschaftsganzheit geworden. Die Raumgebundenheit ist, wenngleich nicht mehr alleinherrschendes Prinzip, so doch für die Deckung des notwendigen Lebensbedarfs die entscheidende Grundlage geblieben.

DIE RAUMFRAGE IN DER WELTMARKTWIRTSCHAFT

Völlig anders stellt sich zu der Raumfrage erst die ganz durchgebildete, das Leben aller Bevölkerungsschichten maßgeblich erfassende Güteraustauschwirtschaft, die man mit geographischem Ausdruck als Weltwirtschaft zu bezeichnen pflegt, deren Wesen aber besser mit der wirtschafts-organisatorischen Bezeichnung Weltmarktwirtschaft getroffen wird; sie allein läßt sich auch, wenn anders die Benennung nicht nur die Wirtschaftstechnik begrenzter Kreise, sondern ein System der gesamten Wirtschaftsführung widerspiegeln soll, als kapitalistische Wirtschaft oder Kapitalismus begreifen. Ihr Bereich umfaßt allerdings noch längst nicht die ganze Erde; schon

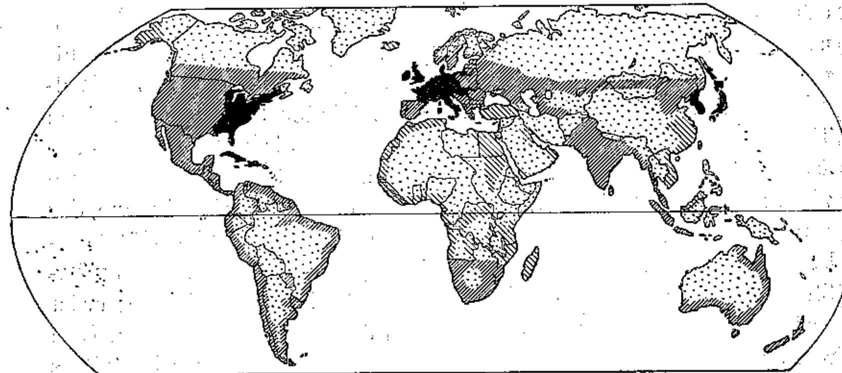


Abb. 41. Die weltwirtschaftliche Verflechtung der einzelnen Gebiete.

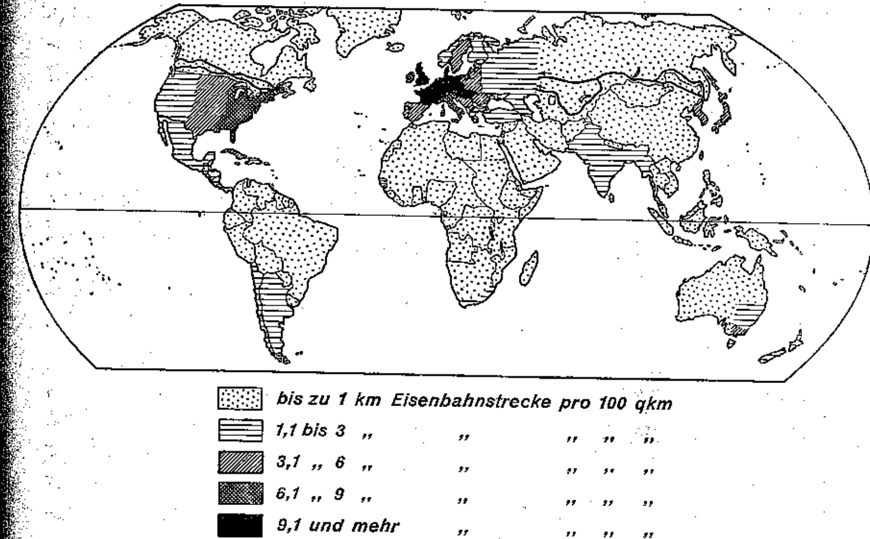


Abb. 42. Eisenbahn-Dichtigkeit im Verhältnis zur Fläche.

vom östlichen Europa und vom inneren Südamerika sind weite Gebiete nicht im leisesten erfaßt, und von Asien, Afrika und Australien gilt dies in noch stärkerem Umfang, wie am deutlichsten die sehr geringe Höhe der Eisenbahnausstattung aller dieser Kontinente erkennen läßt — wegen Mangel an Ausbreitungsgelegenheit brauchte also der Kapitalismus noch längst nicht zu erschlaffen.

Die Weltmarktwirtschaft ist auch von recht jungem Datum: erst um das Jahr 1880 stellt sich auf den Ozeanen die Dampfschiffahrt etwa gleichbedeutsam neben die Segelschiffahrt, und erst um die Wende des Jahrhunderts kann die fahrplanmäßig verkehrende, demgemäß berechenbare Linienschiffahrt, die Parallele zur Eisenbahn, als das Rückgrat des gesamten Seeverkehrs bezeichnet werden, ist das Kabelnetz zum erdumfassenden Nachrichtenträger ausgebildet. Nur knapp ein Menschenalter vor dem Weltkriege hat es also weltweiten Kapitalismus als ein Wirtschaftssystem, als allgemein geltende Wirtschaftsform gegeben.

DER INHALT DER WELTMARKTWIRTSCHAFT

Der Inhalt dieser Wirtschaftsform ist geographisch darin gegeben, daß die Entfernungen wie auch die sonstigen natürlichen Hemmnisse des Transports ihre absolute Bedeutung verloren haben; Menschen, Güter und Nachrichten gelangen ohne große

Schwierigkeiten von überall her nach überall hin, wo nur Eisenbahnen und Dampfschiffahrt, Telegraph und Kabel — neuerdings auch Autostraße, Luftschiffahrt und Funkdienst — eine Verbindung hergestellt haben. Selbst die entlegensten Gebiete, wenn sie erst vom modernen Transportapparat erreicht worden sind, haben gegeneinander keine Geheimnisse mehr. Die besonderen Nachrichtenmittel sorgen dafür, daß alle irgend wichtigen Ereignisse mit Augenblicksgeschwindigkeit über die ganze Erde weg bekannt werden, und sie tragen die darauf fußenden Dispositionen wiederum in die angeschlossenen Erdräume mit der gleichen Schnelligkeit hinein. Die Güter folgen diesen Dispositionen mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, die vordem nicht einmal zwischen benachbarten Landschaften gewährleistet war. Und der Personenverkehr, der erst recht auf Schnelligkeit und Sicherheit hält, läßt über alle See- und Landentfernungen hinweg die allgemeinen Grundlagen ebenso wie die Besonderheiten jedes Landes und jeder Landschaft überall bekannt werden, wo früher die Kenntnis fremder Länder und Leute ein Privileg ganz eng begrenzter Bevölkerungskreise gewesen ist; lehr- und lernbar ist geworden, was vor der Entfaltung der neuzeitlichen Transportmittel nur in eigener Erfahrung zu gewinnen war und allenfalls vom Vater auf den Sohn und Enkel sich vererbte, oft genug auch wieder verloren ging.

Die Wirtschaftsgestaltung der schon erschlossenen Gebiete ist durch diese Entwicklung grundlegend gewandelt worden. Weil der Güterverkehr im Eisenbahnzuge und in der Dampfschiffahrt auf Massenleistung und zugleich auf Berechenbarkeit der Transportzeit hat umgestellt werden können, darum darf allenthalben das tagtägliche Leben sich in seinen Notwendigkeiten auf den Fernbezug der Deckungsmittel einrichten, und die Gütergewinnung darf mit fernstliegenden Absatzmöglichkeiten so sicher wie nur irgend in der Nachbarschaft rechnen. Und weil der Güteraustausch sich nicht mehr an landschaftliche Grenzen zu halten braucht, die wirtschaftlich wichtigen Nachrichten aber überall zu gleicher Zeit gewertet werden, darum ist auch die Preisbildung aus dem lokalen Bereich herausgetreten und zu internationaler Angelegenheit geworden. Der Ausweitung des Personenkreises endlich, der von Land zu Land die wirtschaftlichen Arbeitsbedingungen kennt, ist der allgemeine Wettbewerb gefolgt, in dem jetzt die Angehörigen verschiedener Völker ebenso wie die Bewohner eines und desselben Ortes einander gegenüberstehen. Man darf also, obwohl die Entfernungen noch als Kostenelemente die absoluten Preise der verschiedenen Örtlichkeiten auf mannigfacher Höhe halten, von der erschlossenen Erde als einem einheitlichen, d. h. in der Preisbewegung durch gemeinsame Faktoren bestimmten Markte — als einem Weltmarkt sprechen. An die Stelle der landschaftlichen Gebundenheit ist weltweite Raumunabhängigkeit getreten.

Allerdings auch Weltabhängigkeit. Gerade weil nämlich die Preisbildung bei freiem Weltmarkt auf international gleichartiger Grundlage erfolgt, darum hat sich innerhalb der einzelnen Örtlichkeiten das Verhältnis zwischen den Preisen und den Gestehungskosten der Waren nachhaltig geändert: die lokale Produzentenschaft kann nicht darauf rechnen, daß ihre Kosten durch die weltmarktmäßig bestimmten Preise gedeckt werden; sie muß deshalb umgekehrt darauf bedacht sein, die Kosten diesen Preisen anzupassen, oder aber sie muß die bisherige Produktion einstellen und sich auf die Gewinnung solcher Waren werfen, bei denen ihre Kosten noch hinter den Preisen zurückbleiben. Aus diesem Zwange ist allmählich eine internationale Produktionsteilung erwachsen, die sich ebenso in der Landwirtschaft wie in der Industrie geltend gemacht und das wirtschaftliche Weltbild der Vorkriegszeit entscheidend bestimmt hat.

Allerdings nicht in demjenigen Sinne, den die Laienwelt üblicherweise mit jenem Worte verbindet. Eine Produktionsteilung zwischen Industriegebieten auf der einen, Agrar- und Rohstoffgebieten auf der anderen Seite ist immer nur ein Wunsch der englischen Wirtschaftspolitik gewesen, hat es in der Wirklichkeit des Weltmarkts nie gegeben: Deutschland hat sich als Agrar- und Industriestaat neben England gestellt und diesem den Charakter einer „Werkstatt der Welt" schon früh genommen, die überseeischen Neuländer (einschließlich der britischen Kolonien) haben längst vor dem Weltkrieg mit dem Aufbau eigener Industrien in sehr beträchtlichem Umfang begonnen. England sogar hat zwar seine Landwirtschaft im Interesse seiner Verarbeitungsindustrie weitgehend geopfert, seine Kohlegewinnung jedoch ununterbrochen zur restlosen Deckung seines Bedarfs und darüber hinaus in stärkstem Maße zum Export benützt.

Wohl aber zeigt sich in allen wichtigeren Ländern schon seit Jahrzehnten, daß je innerhalb der Landwirtschaft und der Verarbeitungsindustrien der Welt die Produktionsteilung sich immer stärker durchgesetzt hat. So wurde in der Landwirtschaft vor dem Weltkriege im nordwesteuropäischen Raum der industriell-städtischen Bevölkerungsmassierung, der etwa England und Südschottland, Belgien und Nordfrankreich, Holland und Westdeutschland umfaßt, Getreide nur nur noch im betrieblich unerläßlichen Ausmaß zu eigenem Verbrauch der Landwirte angebaut und die familienhaft intensive Arbeit ebenso wie die Kapitalinvestierung auf jene Zweige der Viehhaltung und des

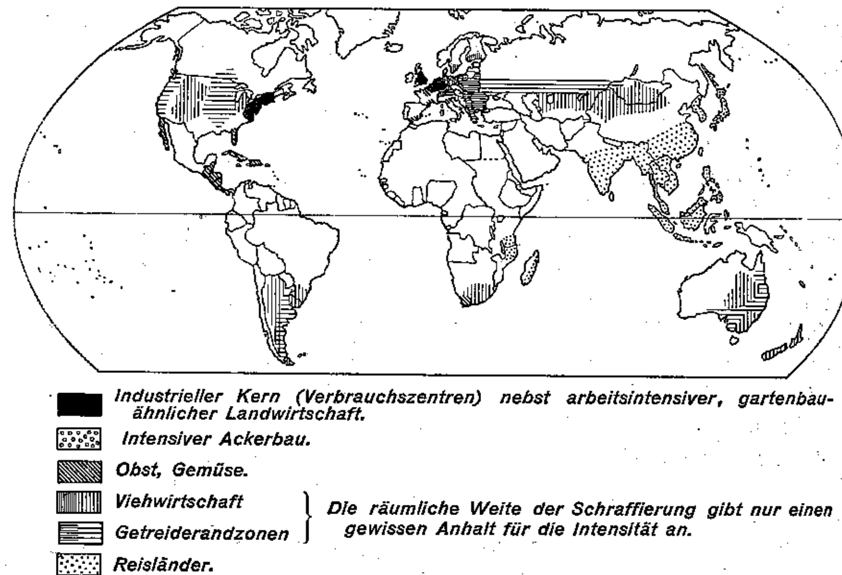


Abb. 43. Internationale Produktionsverteilung in der Landwirtschaft.

Gemüse- und Obstbaues konzentriert, die es mit transportempfindlichen Produkten (wie Milch, frischer Butter, frischem Fleisch, frischem Obst, feinem Gemüse) zu tun haben und bei denen es vor allem auf peinlich genaue Arbeitsleistungen ankommt. Ein erster Außenring, der etwa das übrige Deutschland und Frankreich, die skandinavischen Reiche und die Schweiz in sich birgt, betont zwar auch noch in gewissem Grade die Intensität der Kapitalverwendung (in der Stallfütterung und in Bodenbearbeitungsmaschinen, in künstlicher Düngung und systematischer Fruchtfolge), läßt aber in der Größe der Betriebe und in der entsprechenden Verwendung familienfremder Arbeitskräfte bereits ein geringeres Maß von Arbeitsintensität erkennen und baut bereits Massenprodukte (Getreide, Rüben) für den Fernverkauf an. Der äußerste Ring endlich umfaßt die Länder der ganz extensiven Betriebsführung, in denen je nach Klima und Bodenbeschaffenheit über ganze Zonen hin bestimmte Monokulturen herrschen und sowohl der Ackerbau als auch die Viehhaltung ausschließlich auf Quantität eingestellt sind. In Nordamerika begann sich aber bereits, um den Nordosten der Vereinigten Staaten herum, eine ähnliche Ringbildung anzubahnen, was vollends ein allgemeines Wirken der Weltmarktkräfte erkennen läßt. Internationale Produktionsteilung ist es auch, wenn die Wollschafzucht, die bekanntlich menschen-

arme Räume voraussetzt und extensiven Betrieb erlaubt, in Westeuropa fast ganz zum Erliegen gekommen ist und auch in Nordamerika längst nicht den heimischen Bedarf deckt, dafür aber in Südamerika und Südafrika wie vor allem in Australien und Neuseeland sich zum Rückgrat der dortigen Farmerwirtschaft entwickelt hat — wenn der Flachs- und Hanfanbau sich ebenfalls in die Gebiete extensiver Betriebsgestaltung zurückgezogen hat und gutenteils der Baumwolle Nordamerikas und Indiens gewichen ist — wenn die mitteleuropäischen Farbpflanzen vor den Gewächsen Indiens das Feld geräumt haben.

Nicht anders war es in der Mannigfaltigkeit der Industrien, wo ebenfalls die naturgegebenen Sachbedingungen der Fabrikation mit den Unterschieden der Völkerbesonderheiten und des Kulturstandes ineinander gewirkt haben, trotz gleichartiger Technik und zum Teil sogar entgegen den staatlichen Maßnahmen die Aufgabenteilung herbeizuführen. Die industriellen Neuländer von Osteuropa und Übersee haben sich durchweg mit der Herstellung einfachster Massenfabrikate begnügen und die Erarbeitung aller Feinwaren, nicht zuletzt den Bau der Kraft- und Werkzeugmaschinen, den alten Industriegebieten Europas und Nordamerikas überlassen müssen; was sich vielleicht am allerdeutlichsten in dem zwischen der Textilindustrie der Neuenglandstaaten und der der südlichen Baumwollbezirke bestehenden Unterschiede gezeigt hat. Die englischen und die deutschen Industrien haben sich um so mehr gegeneinander spezialisiert, je mehr sie in ihrem eigenen Bereich an Bedeutung gewonnen haben, und sind sich längst gegenseitig die besten Käufer ihrer Exportfabrikate geworden — England die Vorteile seines Klimas und der allenthalben gegebenen Küstennähe nutzend und zugleich durch die empirische Einstellung aller seiner Bevölkerungskreise gegenüber neuen Techniken schwerfällig, Deutschland dagegen als Landkoloß zur Betonung der höherwertigen und deshalb gegen Transportkosten weniger empfindlichen Feinfabrikate gezwungen und als Land der wirklich durchgeführten Schulpflicht und demgemäß der systematisch-wissenschaftlichen Einstellung seiner Bevölkerung gerade auf die Durchführung neuer Erfindungen und auf Beweglichkeit seiner Absatzgestaltung gestellt. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben ihre Ausfuhr nach Westeuropa um so stärker entfalten können, je mehr sie darin die Fabrikate neben und dann vor den Nahrungsmitteln und Rohstoffen betont haben.

Im ganzen war es also, mehr noch als ein Wettbewerb, eine gegenseitige Ergänzung, die sich immer deutlicher in den wirtschaftlichen

Beziehungen der Völker abgezeichnet hat, und damit gegenseitige Gebundenheit. Erst die Gesamtheit der dem Weltmarkt geöffneten Erdgebiete hat vor dem Weltkrieg ein in Produktion und Konsumtion in sich geschlossenes Wirtschaftsganzes gebildet.

Dies bedeutet eine wesentliche Verschiebung der Raumbedeutung. Wo vorher das Wirtschaftsleben einer Landschaft raumabhängig war und im Notwendigen nur nach den Möglichkeiten des eigenen Raumes sich entwickeln konnte, da ist in der Weltmarktwirtschaft der einzelne Raum nur noch als Standortselement der einzelnen Produktionszweige wichtig. Der Wettbewerb der Kosten entscheidet ohne Rücksicht auf den lokalen Bedarf, was in den einzelnen Landschaften gearbeitet werden kann und wohin der Absatz sich richtet. Oft genug werden die Rohstoffe eines Erdgebietes an irgend anderer, weit entfernter Stelle zu Fabrikaten umgewandelt, die dann in eben jenes Rohstoffgebiet wieder zurückwandern. Oft auch wird erst das Halbfabrikat an anderer Stelle wie der Rohstoff und das Fertigfabrikat wiederum anderswo hergestellt, das Fertigfabrikat aber ebenso in die Gegend der Halbfabrikation wie in die der Rohstoffgewinnung geliefert. Die Raumfrage mit allen ihren Bestandteilen ist Sonderfrage geworden, nicht die entscheidende allgemeine Frage geblieben.

DIE BESONDERE LAGE IN DEUTSCHLAND

Unabhängigkeit gegenüber dem eigenen Raum ist kaum irgendwo so deutlich hervorgetreten wie in Deutschland.

Man muß gewiß fragen, ob es angesichts der kontinental eingeschlossenen Lage für das Land der europäischen Mitte politisch nicht angebracht gewesen wäre, die eigene Lebensmittelproduktion noch über das schon erzielte Maß hinaus durch weitere staatliche Hilfen bis zu dem technisch nur irgend erreichbaren Grade zu steigern, um die stark steigende Bevölkerung wenigstens im vollen Bereich der Möglichkeit ernährungsunabhängig gegenüber dem Ausland zu machen. Man wird aber zweifeln dürfen, ob diese Unabhängigkeit sich in vollem Umfang hätte erreichen lassen, ob nicht das Tempo der Bevölkerungszunahme immer wieder die Steigerung der Nahrungsmittelproduktion in den Schatten gestellt hätte; war doch noch dringender, als die Ergänzung unserer Getreidemengen, die Heranführung der überseeischen Kraftfuttermittel eine unentbehrliche Voraussetzung für den Aufbau unseres Viehbestandes und damit für die Deckung unseres Bedarfes an frischem Fleisch, an Milch und tierischen Fetten. Tatsächlich hat jedenfalls ein Zusammenhang zwischen der Bevölkerungsgröße Deutschlands und der Nahrungsmittelproduktion ihres staatlichen Raumes schon seit den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts nicht mehr bestanden.

Noch stärker ausgeprägt ist diese Raumunabhängigkeit in der Deckung des Kleidungsbedarfs hervorgetreten. Zu Beginn des Weltkrieges hat sich herausgestellt, daß die heimische Rohwollgewinnung nur etwa zu 3—5% den Verbrauch der deutschen Spinnereien zu decken pflegte, und wenn von diesem Verbrauch auch ein erheblicher Teil auf die Ausfuhr von Garnen und Geweben zu rechnen war, so bleibt doch immer nur ein recht geringer Bruchteil — keine 10% — vom deutschen Letztkonsum übrig, der sich auf die deutsche Schafhaltung stützen konnte; es war hauptsächlich das derbe, aus Streichgarn hergestellte Militärtuch, während die Kammgarnspinnereien vollständig vom ausländischen Rohstoff abhingen. Was wir an Flachs und Hanf in eigener Landwirtschaft gewannen, war erst recht nicht der Rede wert. Und alles wurde tief in den Schatten gestellt durch die Baumwolle, die längst der Kleidungsstoff der großen Masse der deutschen Bevölkerung geworden war und noch nicht im leisesten durch die Kunstseide bedrängt wurde, die aber auch noch heute durchaus im Vordergrund des Kleidungsbedarfes steht. Selbst die Kunstseidenherstellung bedarf des ausländischen Holzes, wenn anders wir unsere Forstwirtschaft auf dem System der Walderhaltung weiterführen und nicht zum Raubbau übergehen wollen. Fast das ganze deutsche Volk müßte also geradezu nackt gehen, sobald die Einfuhr der fremden Textilrohstoffe für längere Zeit gesperrt würde.

Sogar für das dritte der Elementarbedürfnisse unseres Klimas, für den Wohnungsbau, gilt diese Weltabhängigkeit. Gewiß gewinnen wir die Steine und den Kalk für unsere Häuser aus eigenen Gewinnungsstätten, und beim Holz ist es wenigstens ein großer Teil, der aus unseren eigenen Wäldern kommt. Aber läßt es nicht bereits auf ein hohes Maß von Seltenheit schließen, daß der aus heimischer Eiche hergestellte Parkettfußboden sich wesentlich teurer stellt als der Belag aus kanadischer Fichte? Und wenn wir bis zum Weltkriege unseren Bedarf an Baustahl aus den lothringischen Eisenerzen, ergänzt durch Alteisen, vollauf decken konnten, so waren doch die Zuschlagsmaterialien, wie namentlich Mangan, vom Auslande herbeizuschaffen, um den Rohstahl zum widerstandsfähigen Träger zu verarbeiten; hierbei ist es nach dem Kriege verblieben, und die Notwendigkeit ausländischen Erzbezuges ist dank dem Verlust Lothringens hinzugekommen. Vollends reicht unsere Kupfer- und Bleigewinnung, seit der Abtrennung Ost-Oberschlesiens auch unsere Zinkgewinnung nicht annähernd aus, all das Kleinzeug aus Blei und Messing in

unsere Wohnungen zu bringen, das uns in allen Schichten seit Jahrzehnten unentbehrlich geworden ist. Die Abhängigkeit vom Ausland ist nach dem Kriege auch noch dadurch sehr erheblich gesteigert worden, daß sich die Elektrizität über das ganze Land ausgebreitet hat; bedarf doch sogar die Aluminiumherstellung noch immer des ausländischen Rohstoffes Bauxit, und auch in der Glühlampe steckt unentbehrlich fremdes Rohmaterial.

Wie stark endlich der Transportapparat — also eine vierte anerkannte Unentbehrlichkeit — auf die Verarbeitung ausländischer Stoffe angewiesen ist, zeigt ein Hinweis auf den Kautschuk- und Benzinverbrauch, der mit dem Autoverkehr auf ein Vielfaches früherer Zahlen angewachsen ist; auch der Regenerat-Kautschuk setzt doch zunächst einmal den originalen Stoff der Tropen als eingeführt voraus, und ob die Benzingewinnung aus deutscher Kohle in absehbarer Zeit die Einfuhr überflüssig machen wird, ist noch zweifelhaft. Die Kriegszeit hat uns ferner handgreiflich klar gemacht, daß im Lokomotivbau ebenso wie im Bau der Schiffsmaschinen das Kupfer durch kein anderes Metall zu ersetzen ist, und was steckt nicht wiederum an Blei- und Messingdingen in jedem Personen- oder Güterwagen der Eisenbahn und in jedem See- oder Binnenschiff, in jedem Automobil und Flugzeug. Eisenbahnschienen aber und Eisenbahnräder stehen in ihren Qualitätsansprüchen sicherlich nicht hinter den stählernen Trägern des Hausbaus zurück, bedingen also ebenfalls neben dem besten Rohstahl, der auch nur zum Teil aus eigen-deutschem Altmaterial gewonnen werden kann, jener ausländischen Zuschlagsmaterialien, die uns Rußland und Brasilien, Indien und selbst fernste Inseln der Südsee regelmäßig liefern müssen. Und dies alles ist nur eine Teilerscheinung aus jener unendlich vielgestaltigen Mannigfaltigkeit, die sich im deutschen Maschinen- und Apparatebau verbirgt und in erster Linie immer für den deutschen Bedarf gearbeitet hat.

So war und ist es also zwingende Notwendigkeit schon von den elementarsten Bedürfnissen her, daß sich unsere Wirtschaft vom heimischen Raume in entscheidenden Bestandteilen losgelöst und in die Weltabhängigkeit begeben hat. Dazu hat sich der Begriff des Unentbehrlichen unter dem Einfluß der Weltbeziehungen wirtschaftlich ausgeweitet und den Bereich des Körperlichen erheblich überschritten, das Feld des Psychologischen in steigendem Umfang an sich gezogen; die Erhaltung des Arbeitswillens und der Arbeitsfreudigkeit steht neben der Erhaltung der physischen Arbeitskraft mit um so stärkerer Betonung, je mehr die Kraftleistung durch die Maschine übernommen und vom Menschen die Geistes- und Willensleistung gefordert wird. Infolgedessen ist mancher Rohstoff, der in vergangenen Zeiten nur ein Luxusbedürfnis zu decken hatte, der Gegenstand eines allgemeinen und als notwendig anerkannten Bedarfs geworden; es sei nur auf Kaffee und Tabak hingewiesen, deren psychologische Unentbehrlichkeit uns im Weltkrieg zu tausend Versuchen veranlaßt hat, die fehlenden Auslandzufuhren irgendwie dennoch hereinzubekommen. Nur vereinzelt ist es möglich gewesen, diesen Wandel vom Genußgut zum Nahrungsmittel auf die heimische Produktion, wie beim Zucker, zu gründen.

Und hiermit noch nicht genug. Neben dem Konsumbedarf der deutschen Bevölkerung stand noch dringlichst der Beschäftigungsbedarf. Unsere eigenen Rohstoffmöglichkeiten sind ja zu geringfügig, als daß wir die stark steigenden Massen in all ihren Schichten an ihrer Gewinnung und Verarbeitung hätten ansetzen können. Gewiß ist kein Zweifel, daß gerade auch unter diesem Gesichtswinkel manche Rohstoffquelle wohl stärker zum Sprudeln hätte gebracht werden können und aus politischen Gründen hätte gebracht werden sollen. Die besonders starke Ausfuhr gerade solcher Fabrikate aber, die aus ausländischen Rohstoffen hergestellt werden, zeigt recht deutlich, daß an vollkommenen Ersatz durch heimische Materialien schwerlich zu denken war. Namentlich die gelernte Arbeit, die erst in den höheren Stadien der Fabrikation zu ihrem vollen Recht zu kommen pflegt, und ein gut Teil der technischen Leistungen — man denke etwa an die große Bedeutung, welche der Bau von Textilmaschinen kompliziertester Art für das Ganze unseres Wirtschaftskörpers gehabt hat — hätten bei nachhaltiger Betonung der Raumgebundenheit sich nicht annähernd so entfalten können, wie sie es tatsächlich getan haben. Auch hier wird man von Notwendigkeit sprechen müssen.

Die Versorgung mit den erforderlichen Rohstoffen des Auslandes hat solange keine Schwierigkeiten gemacht, als wir mit unserer Ausfuhr, mit Fracht- und Versicherungseinnahmen, nicht zuletzt mit den Zinsen der im Ausland angelegten Kapitalien und mit Unternehmergewinnen reichlich die Bezahlungsmittel in die Hand bekamen; bis zum Weltkriege also. Dabei bestanden die Ausfuhrwaren zum geringeren Teil aus deutschen Rohstoffen, Steinkohle und Kalisalzen, und deutschen Nahrungsmitteln, Zucker und Sprit, Getreide und Mehl; zum wesentlich größeren Teil aus Fabrikaten, die erst aus ausländischen Rohstoffen hergestellt waren, nun aber in ihrem höheren Wert das Entgelt für deutsche Arbeits- und Maschinenleistung und für deutsche Unternehmertätigkeit, meist auch für deutsche Trans-

portleistungen bargen. Empfänger dieser veredelten Güter waren jedoch nur in beschränktem Umfang dieselben Länder, aus denen wir die Rohstoffe und Nahrungsmittel bezogen. In wesentlich stärkerem Maße gingen sie dank der internationalen Fabrikationsteilung in die altindustriellen Gebiete hinein, und die Rohstoffe bezahlten wir entweder mit jenen anderen Aktivposten unserer eigenen Forderungsbilanz, der sog. unsichtbaren Ausfuhr, oder aber mit den Forderungen, die den Empfängern unserer Fabrikatausfuhr aus ihrer (sichtbaren und unsichtbaren) Ausfuhr jenen Rohstofflieferanten gegenüber erwachsen waren und die jene unseren Exporteuren zur Begleichung ihrer Importschuld übertrugen; England zumal pflegte, wie schon erwähnt, deutsche Fertigwaren — und zwar zu eigenem Verbrauch, nicht etwa als Durchgangsgebiet — stark zu kaufen und mit den Rohstoffen und Nahrungsmitteln dritter Länder zu bezahlen, wozu ihm seine besonders starke unsichtbare Ausfuhr ganz regelmäßig die Mittel bot. Das drei- und mehreckige Verhältnis war für Deutschland um so vorteilhafter, als es uns Gelegenheit verschaffte, unsere besondere Leistungsfähigkeit in der Arbeit der Hand- und Kopf- und Willensarbeiter (der im engeren Sinne so genannten Arbeiter, der kaufmännischen und technischen Angestellten, der Unternehmer) international auszunutzen, was den Neuländern gegenüber nur in wesentlich geringerem Maße möglich war. So waren auch wir, wie England, trotz des meist festzustellenden Überschusses der Einfuhrwerte (der meist passiven Handelsbilanz) längst zu aktiven Forderungsbilanzen dem Gesamtausland gegenüber gekommen, nicht zuletzt den Rohstoff- und Nahrungsmittellieferanten gegenüber, und konnten alljährlich dank unserer Ausfuhr hochwertiger Fabrikate einige Milliarden Mark neu im Ausland als Unterlage erweiterter Unternehmertätigkeit, zu gutem Teil auch als zinsbringendes Kapital anlegen. Wir waren an die Welt nicht anders gebunden wie diese an uns; es war durchaus gegenseitige Unentbehrlichkeit, was von der einen Seite her gesehen als Abhängigkeit bezeichnet zu werden pflegt.

Die Unabhängigkeit vom eigenen Raum hat sich im innern Wirtschaftsleben Deutschlands am deutlichsten in jener unendlichen Mannigfaltigkeit der Produktion und Fabrikation ausgewirkt, die ebenso der Landwirtschaft wie der Industrie entscheidend das Gepräge aufgedrückt hat. So stark der deutsche Osten etwa von den übrigen Landschaften sich durch die durchschnittliche Größe und erst recht durch die Extreme seiner Gutswirtschaften abgehoben hat, so tiefgreifend auch die Unterschiede zwischen den nordwest-

lichen und den südlichen Bauerngebieten geworden sind — darin stimmen doch alle Gebietsteile miteinander überein, daß es wohl keinen landwirtschaftlichen Betrieb mehr gibt, der sich nicht durch Einkauf ausländischer Futtermittel eine intensive Viehhaltung neben dem Ackerbau ermöglicht und der nicht durch Verwendung künstlichen Düngers auch den Ackerbau selbst zum mindestens zur verbesserten, das Brachfeld ausnutzenden Dreifelder- oder gar zur systematischen Furchtwechselwirtschaft vielseitig gestaltet hat; wir kennen bei aller Betonung, die in einigen Landschaften bestimmte Produktionsrichtungen gefunden haben — abgesehen vom Alpenvorland, wo die Raumbedingungen sich nicht überwinden lassen — keine einseitige Zonenbildung und keinerlei Monokulturen. Erst recht aber ist die deutsche Industrie durch den hohen Grad von Gleichmäßigkeit, mit dem die verschiedenen Zweige sich entwickelt haben, vor dem Aufbau anderer Länder ausgezeichnet: wir kennen — darin namentlich von England und von den Vereinigten Staaten von Amerika uns unterscheidend — keine einzige Industrie, die sich von ihrer Produktionskraft, ihren Beschäftigten- und Maschinenzahlen, oder ihrer Kapitalkraft oder schließlich auch nur ihrer Ausfuhrkraft her als deutsche Standard-Industrie bezeichnen ließe; sogar die Montanindustrie, die doch für ihre einzelnen Unternehmungen die stärksten Kapitalzusammenballungen erfordert und nach dem Weltkriege die größten Möglichkeiten neuen Kapitalaufbringens ausnutzen konnte, hat es im Jahre 1929 — der Zeit ihres kräftigsten Standes — nur auf 14% des für die Reparationsaufbringung erfaßten Kapitals, in Wirklichkeit also nur auf einen noch erheblich niedrigeren Anteil des gesamten Industriekapitals gebracht und sieht sich die Nahrungsmittel-Industrie mit 12,5%, die Textil-Industrie mit 11,5% recht dicht folgen. Am allerwenigsten aber läßt sich von einer industriellen Monokultur auf Kosten etwa der Landwirtschaft sprechen; stellt doch diese noch nach dem Weltkriege (1925) mit 30,5% die bei weitem stärkste Einheitsgruppe innerhalb der deutschen Berufsbevölkerung dar, erst in weitem Abstand (mit 12,9%) von der größten Industriegruppe, dem Baugewerbe, gefolgt und auch gegenüber dem Gesamtstande von Industrie und Handwerk (41,4%) — ein Vergleich, der bei der Vielspältigkeit der industriellen Sozialstruktur und der industriellen Interessen kaum mehr als eine statistische Spielerei darstellt — noch immer von sehr erheblichem Gewicht. Nur die Raumunabhängigkeit der deutschen Wirtschaft hat es ermöglicht, daß die Zahl der in der Landwirtschaft lebenden Bevölkerung sich auch in den letzten Menschenaltern absolut nicht

hat zu verringern brauchen, und daß die Gesamtbevölkerung ihren gewaltigen Zuwachs im Lande behalten hat, ihn nicht durch erzwungene Auswanderung wie früher an die Fremde hat abgeben müssen. Der deutschen Kulturentwicklung aber ist es zugute gekommen, daß der Bedarf nach ungelernten Arbeitskräften, wie ihn vor allem die raumabhängige Montanindustrie entwickelt hat, mehr und mehr durch das Heranziehen ausländischer Menschen geringer Kulturstufe sich befriedigen ließ — Deutschland war ein Land der Mehreinwanderung geworden — und daß die deutsche Bevölkerung sich immer ausgeprägter auf die gelernte Arbeit einstellen konnte, die in der Verarbeitung der ausländischen Rohstoffe bis zum höchsten Feinfabrikat hin eine der wichtigsten Unterlage ihrer Beschäftigung fand.

Aber freilich — die Kehrseite der Raumunabhängigkeit, die Weltgebundenheit, hat sich in ihrer ganzen Schärfe und Verhängnisfülle nur allzu deutlich in der Gegenwart geoffenbart; und zwar gerade in dem Zusammenhang, in dem die Rohstoffversorgung mit dem Beschäftigungsgrade steht. Was war denn bei Kriegsende und dann noch einmal bei Inflationsende von jenen Rohstoffmengen übrig geblieben, mit denen wir in den Krieg eingetreten sind? An ihre Stelle waren Papiergeldmassen getreten, die nicht mehr — wie das vollgültige Geld der Vergangenheit — die Güter selbst repräsentierten, mit denen im Ausland nur wenig und schließlich nichts mehr zu kaufen war. Hier liegt die gewaltige Vernichtung an volkswirtschaftlichem Kapital, an deutschem Produktionsmittelbesitz, die sich aus der Inflation des Krieges und der Nachkriegszeit ergeben hat und auch in den Jahren der Auslandkredite, da diese großenteils zur Erfüllung der Tributverpflichtungen verwandt worden sind, keineswegs ausgeglichen worden ist. Dazu sind die gewaltigen Erschwerungen unserer Ausfuhr gekommen, die sich zum Teil aus der industriellen Entwicklung der Empfangsgebiete, indirekt auch aus der der überseeischen Neuländer, und namentlich aus dem Neumerkantilismus aller Staaten ergeben haben. Nicht zuletzt auch mußte es verheerend wirken, daß zum weitaus größten Teil die Handelsflotte, das deutsche Ausland- und Kolonialbesitztum uns entschädigungslos — gegen alle Regeln des Völkerrechts — entrissen worden sind und damit die Kapitalzinsen und Unternehmergewinne, die aus ihrer Benutzung sich ergaben und zur Bezahlung unseres Einfuhrbedarfs stark mitdienten. In all dieser Zeit, in der wir neben dem üblichen Jahresbedarf an ausländischen Rohstoffen auch noch die Vorräte der Vergangenheit wieder hätten auffüllen müssen, haben wir nicht einmal die früheren Jahresziffern erreicht. So sind wir kapitalarm, d. h. arm an volkswirtschaftlichem Kapital geworden: wir haben den Maschinen, die arbeitsfähig in den Fabriken stehen, und den Menschen, die nach Arbeitsmöglichkeiten schreien, die dritte Art von Produktionsmitteln, die Verarbeitungsstoffe, nicht annähernd im erforderlichen, früher gewohnten Umfang zuzuführen vermocht — den ersten Stufen der Fabrikation nicht, weil wir die ausländischen Materialien nicht mehr bezahlen und so auch nicht kaufen können, und den höheren Stufen nicht, weil hier nun diese Halbfabrikate fehlen. Es ist ein effektiver, volkswirtschaftlicher Kapitalverlust, der um so nachhaltiger wirkt, als er die Entwertung der nicht beschäftigten Maschinen nach sich zieht und auch diesen ihren Kapitalcharakter nimmt; was beides stärker als die aus der Inflation herrührende Verschiebung des privatwirtschaftlichen Kapitalbesitzes das wirtschaftliche Chaos der deutschen Gegenwart verursacht hat.

Nichts zeigt aber die allseitige Verbundenheit der weltmarktmäßig aufgeschlossenen Länder und das durchaus Gegenseitige der Abhängigkeiten deutlicher als die nachgerade über alle Wirtschaftsgebiete sich erstreckende Ausbreitung des chaotischen Zustandes. Was sich in jahrzehntelanger Entwickelung allmählich herausgearbeitet hatte und auch nur allmählichen Wandlungen unterlag, ist durch den Weltkrieg und den ihm folgenden Scheinfrieden mit einem Ruck zerstört worden. Das Neue der Produktion hat in keinem Lande und schon gar nicht im Weltganzen sein Gegenstück in der Bedarfsgestaltung bisher finden können. Die unabweisliche Folge ist ebenfalls allgemein eingetreten: überall stellen sich die Staaten mit ihrer Gesetzgebung und Verwaltung wieder wesentlich stärker in den Dienst der Wirtschaftsgestaltung; ein Neumerkantilismus betont wieder die staatsräumlichen Zusammenhänge der Wirtschaft und will zur Raumgebundenheit zurück, die zum Wesen des Staates gehört.

DIE RAUMGEBUNDENHEIT AUCH INNERHALB DER WELTMARKTWIRTSCHAFT

An Bestrebungen, die Raumgebundenheit auch innerhalb der Weltmarktwirtschaft zur Geltung zu bringen, hat es schon vor dem Weltkriege niemals gefehlt. Selbst in jenen 60er und 70er Jahren des 19. Jahrh. nicht, in denen die Staaten Westeuropas sich fast — aber eben nur fast — ganz aus der Wirtschaftsregelung und eigenen Wirtschaftsbetätigung herausgezogen und die privaten Wirtschafter ebenfalls die Vereinzelung der Unternehmungen besonders stark betont haben — was dann zur Grundlage der späteren Weltmarktwirtschaft geworden ist. Vollends wehren sich gleich von der Wende des achten

Jahrzehnts an — im selben Augenblick also, in dem die Welt wirtschaftlich zu einer Einheit zu werden sich anschickt — ebenso die Privaten wie ausnahmslos die Staaten gegen die Überspannungen der Weltverquickung und Raumloslösung.

DIE BEGRÜNDUNG DER GEGENBESTREBUNGEN

Die Begründung der Gegenbestrebungen liegt für beide Linien in der Umkehrung jenes Verhältnisses, in welchem — wie oben dargelegt — in der Lokalwirtschaft und in der Weltmarktwirtschaft die Preise und die Gestehungskosten der einzelnen Örtlichkeit zueinander stehen. Denn wenn diese Kosten keinen irgend maßgeblichen Einfluß mehr auf die Preisgestaltung ausüben können, wenn ausschließlich Transport- und Handelskosten die örtlichen Preisunterschiede über die Erde hin bestimmen, dann konnte es nicht ausbleiben, daß mannigfache Produktionszweige an vielen Stellen zum Absterben verurteilt waren, weil ihnen die Anpassung ihrer Kosten an die weltmarktmäßig bestimmten Preise nicht gelingen konnte. Dieser Zusammenhang ist es ja gerade, der die internationale Produktionsteilung trägt; und er wurde um so verhängnisvoller, je mehr in dem einzelnen Produktionszweig vom Boden und von der Maschinentechnik her das stehende Kapital vor den umlaufenden Produktionsmitteln zur Betonung gelang.

Hier nämlich wird die Untergrenze, bis zu welcher unter dem Druck des allgemeinen Wettbewerbs die Weltmarktpreise fallen können, nicht mehr durch die Gesamtheit der Gestehungskosten, die irgendwo auf ein Produkt entfallen, sondern allein durch das Maß der aus dem umlaufenden Kapital stammenden Kosten bestimmt. Die stehenden Anlagen bleiben ja leistungsfähig, selbst wenn ihre Kosten dauernd durch die Preise ihrer Erzeugnisse nicht gedeckt und die jene Anlagen repräsentierenden privaten Kapitalbeträge etwa in einem Konkurse des Unternehmens ganz abgeschrieben werden; dann wird privatwirtschaftlich die Kapitalseite der Bilanz „reorganisiert", und der Weltmarkt bleibt unter dem Druck des Angebots, der von der Produktionsgröße solcher Betriebe weiter ausgeübt wird. Nur die laufenden Kosten einer Reproduktion der angebotenen Waren müssen als Mindestmaß in den Preisen enthalten sein, da man nicht dauernd das Angebot auf der alten Größe halten kann, wenn man nicht die Kosten der Rohstoffbeschaffung, der Löhne, der technisch notwendigen Abschreibungen in der für die Neuproduktion erforderlichen Höhe hereinbekommt — da sich also dann das Angebot mindern und der Preis (gleichbleibende Nachfrage vorausgesetzt) anziehen muß, bis er jene Höhe erreicht.

Von der Weltmarktverquickung wurden demgemäß gerade solche Produktionszweige am empfindlichsten getroffen, bei denen die engste Verbindung mit dem Grund und Boden besteht und deshalb auch die moderne Maschinentechnik nur in sehr beschränktem, zumeist nicht in dem erforderlichen Maße die Anpassung der Kosten ermöglicht — wie es namentlich bei der Landwirtschaft und beim Bergbau der Fall ist. Auch die ersten Stadien der Verarbeitung sind zumeist ausgesprochen schwerbeweglich geworden, seitdem sie gerade durch die Maschinen auf Massenproduktion eingestellt sind und entsprechend gewaltige Maschinenaggregate erfordern, die einerseits sehr große Kapitalbeträge in sich bergen und andererseits erst in langen Benutzungszeiten sich technisch abnutzen. Für die höheren Verarbeitungsstufen, sofern auch sie den Massencharakter ihrer Arbeit betonen, gilt dasselbe. Kommt also in der Weltmarktsentwicklung neben diesen Produktionszweigen eine Konkurrenz auf, die etwa in ihren Gestehungskosten keinerlei zu Hypothekenzinsen rechtlich gewordene Bodenrenten zu tragen hat — wie die Landwirtschaft der jungfräulichen Neuländer — oder die gleich mit modernster, billiger arbeitender Technik anfängt, so ist zum mindesten das privatwirtschaftliche Kapital jener älteren Betriebe unvermeidlich der Gefahr starker oder gar vollständiger Verluste ausgesetzt. Oft muß es sogar zur vollständigen Einstellung der Arbeit kommen, wenn die lokalen Preise nicht einmal mehr die laufenden Kosten der lokalen Betriebe decken; dann werden die lokal tätigen Produktionsmittel ohne Ersatz außer Wirksamkeit gesetzt, tritt also ein Verlust an volkswirtschaftlichem Kapital ein.

Auch die Anpassung der dazu fähigen Werke bedeutet in jedem Falle — d. h. selbst dann, wenn die Kapital- und Abschreibungspolitik der betroffenen Unternehmungen privatwirtschaftlich den Verlust schon aufgefangen hat — einen Verlust an volkswirtschaftlichem Kapital, sobald hierbei eine technische Apparatur vorzeitig, d. h. vor ihrer technischen Abnutzung erneuert werden muß. Hier aber steht dem Verlust in der Regel ein volkswirtschaftlicher Gewinn gegenüber, insofern die neuen Maschinen mit so viel geringerem Aufwand an Arbeit und Material die Erzeugnisse herstellen, daß die Ausnützbarkeit der alten Apparate dadurch ausgeglichen wird; was sich ja zumeist in den Gestehungskosten der neuen Erzeugnisse privatwirtschaftlich ausdrückt. Immerhin ist weder sozialwirtschaftlich der Vorsprung der Arbeits- und Materialersparnis, noch privatwirtschaftlich der Kostenvorteil für jeden Fall so weitgehend gesichert, daß nicht nur den Konsumenten eine Preisminderung, sondern auch den Pro-

duzenten des betreffenden Erzeugnisses ein Gewinnausgleich zufällt. Schlechthin und ohne jede Einschränkung wirkt der Wettbewerb, sobald stehendes Kapital im Spiele ist, auch sozialwirtschaftlich nicht aufwandsenkend. So manche Rationalisierung der Technik, die den Verlust des Bestehenden außer acht läßt, hat sich jetzt wie früher als Kapitalfehlinvestierung erwiesen.

ABWEHRBESTREBUNGEN DER PRODUZENTEN

Die privatwirtschaftlichen Schädigungen, die aus der Raumgelöstheit sich ergeben können, haben naturgemäß Abwehrbestrebungen der Produzenten hervorgerufen. Ihrer Tendenz nach gehen diese aufs Ganze, d. h. auf Wiederherstellung der Raumverbundenheit zwischen Erzeugung und Absatz. In vollem Umfang haben sie jedoch bislang nur ganz ausnahmsweise das Ziel erreicht. Zumeist hat man sich, wenn überhaupt etwas erreicht worden ist, mit wesentlich geringerem Erfolg begnügen müssen.

Das wichtigste Mittel der privaten Wirtschaft sind internationale Kartelle; doch können auch Vereinbarungen nationaler und selbst landschaftlicher Beschränktheit die Wirkung einer Raumbetonung in sich tragen. So hatten schon jene Verabredungen, die wir aus den 20er Jahren des 19. Jahrh. für die Kohlengruben und Kohlenhändler des ostenglischen Tyne-Bezirks kennen, nichts anderes zur Aufgabe, als den Londoner Markt, den natürlichen Absatzbereich dieser Gewinnungsstätten, ihnen gegenüber der westenglischen Steinkohle durch eine einheitliche Preispolitik zu sichern. Auch das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, dessen Anfänge in die 80er Jahre fallen und das sich dann 1893 und 1903 zu straffer Zusammenfassung konsolidiert hat, beherrscht monopolartig zwar nur als „unbestrittenes Gebiet" den engen Bezirk, der ihm den Namen gegeben hat; hier hält es seinen Mitgliedern aber auch den Wettbewerb aller anderen Produktionsgebiete, nicht zuletzt den der englischen und jetzt auch der holländischen Steinkohle, so gut wie vollständig fern, und auch im „bestrittenen Gebiet", das ebenso das Ausland wie das übrige Deutschland umfaßt, kommt das geschlossene Auftreten des Syndikats den einzelnen Produktionsunternehmungen in der einheitlichen, wenigstens ihren eigenen Wettbewerb ausschließenden Preispolitik und in der gleichmäßigen Verteilung der Kampflasten zugute. Einem straff den Verkauf seiner Mitglieder zentralisierenden Syndikat ist es auch möglich — bei Beherrschung des Inlandsmarktes, wenn sie ihm gegeben ist —, durch ein Hochhalten der hier geltenden Preise auf den Auslandsmärkten sich in den Preisforderungen jeweils der dort

vorgefundenen Weltmarktslage anzupassen, ohne daß der Durchschnitt der Gesamterlöse hinter den Gestehungskosten der Mitglieder zurückbleibt; wofür wiederum das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, dazu die Deutsche Rohstahl-Gemeinschaft und noch manches andere Kartell höchster Ordnung als Beispiele angeführt werden können. Das Deutsche Kalisyndikat, heute gemeinsam mit dem französischen, zeigt die umgekehrte Möglichkeit: den Inlandsmarkt billiger als die ausländischer Abnehmer zu beliefern. Die loseren Kartellbindungen dagegen, die etwa die Vertragsteilnehmer nur auf Mindestpreise oder gar nur auf Innehalten gewisser Nebenbedingungen festlegen, vermögen über ihren unmittelbaren (nationalen oder landschaftlichen) Bereich nicht hinauszuwirken; sie sind an den Rahmen gebunden, den ihnen der Weltmarkt und gegebenenfalls die staatliche Zollpolitik zieht.

So straffer Kartelle, die sich im internationalen Güteraustausch von ihrer rein heimatlichen Basis aus geltend machen können, gibt es selbst im „Land der Kartelle", in Deutschland, nicht viele; die Sonderbedingungen, die ihre Voraussetzung bilden — Geringfügigkeit der Unterschiede in den Produktionsverhältnissen von Unternehmung zu Unternehmung, geringe und übersehbare Möglichkeit des Auftretens von Außenseitern, besonders starke Betonung der Unbeweglichkeit — sind denn doch nur selten erfüllt. Infolgedessen ist allermeist der Abschluß internationaler Abmachungen zur Sicherung der Raumverbundenheit unerläßlich, und selbst diese verdienen die Bezeichnung „international" nur dann, wenn sie entweder den ganzen Weltmarktsbereich oder doch wenigstens einen wirlich wesentlichen Teil umfassen, sie also einen wirtschaftsinternationalen Inhalt haben — nicht schon, wenn für ihre Benennung lediglich die formal-juristische Tatsache irgendeiner Grenzüberspringung den Grund abgibt. Von ersterer Art gibt es auch nicht viele. Kennzeichnenderweise sind gerade diese ganz überwiegend sog. Rayonkartelle; d. h. Vereinbarungen, in denen sich die Teilnehmer gegenseitig einen gewissen Raumschutz zusichern und namentlich je das Heimatland der verschiedenen Produzenten von dem Wettbewerb der Ausländer frei halten — so etwa die Internationale Schienenvereinigung, einer der ältesten und wirksamsten Kartellverträge von wirklichem Weltmarktscharakter. Wie schwer es jedoch selbst bei solcher Sachbeschränkung ist, wirksame Bindungen über die Erde weg zustande zu bringen, zeigt recht deutlich das Schicksal der Internationalen Rohstahlgemeinschaft, die bisher weder England noch die Vereinigten Staaten von Amerika in ihren Rahmen hat hineinziehen können, die auch für die

Kontinentalindustrie Europas bisher nur zu einem Heimatschutz und nicht zur Abgrenzung der sonstigen Absatzgebiete gelangt ist und deshalb auch von einheitlicher Preis- und Produktionspolitik trotz eifrigster Bemühungen sich sehr weit entfernt hält. Auch zu einem internationalen Kohlensyndikat ist es noch nicht gekommen, und man kann zweifeln, ob die Bestrebungen auf rein privater Grundlage je Erfolg haben werden; fehlt uns doch sogar in Deutschland noch, trotz Kohlenwirtschaftsgesetz von 1919 und trotz Reichskohlenverband, eine räumliche Abgrenzung der Absatzbereiche für die einzelnen Steinkohlensyndikate und erst recht die Regelung des Wettbewerbs zwischen Stein- und Braunkohle. Als straffe Kartelle, die den Weltmarkt unter ihre Mitglieder aufgeteilt haben und eine einheitiche Verkaufspolitik gewährleisten, sind etwa — neben der alten Glühlampenvereinigung, die sich auf die deutschen Patente und die Lizenzpolitik ihrer Inhaber stützt — das Stickstoffsyndikat, die Kunstseidenkonvention, das Aluminiumsyndikat zu nennen, während z. B. das viel genannte Kupferkartell nach kurzem Bestehen wieder zerplatzt ist. Gewiß ist diese Reihe nicht vollständig; aber auch für internationale Bindungen gilt der Satz, daß die Produktionsbedingungen der verschiedenen Landschaften und Staatsgebiete nicht gar weit auseinander stehen dürfen, und daß die Gefahr neuen Außenseitertums sich in engen Grenzen und übersehbar halten muß, wenn es zur Beschränkung der Bewegungsfreiheit und damit zur Raumbetonung innerhalb der Weltmarktwirtschaft kommen soll — ganz abgesehen von Erschwerungen, die sich aus der unendlich verschiedenartigen Stellung der staatlichen Kartell-Gesetzgebung und Verwaltung notwendig ergeben.

Mit diesen Schwierigkeiten hängt es zusammen, daß eine andere Form des Zusammenschlusses in zunehmendem, im ganzen allerdings ebenfalls meist überschätztem Umfang neben die Kartelle getreten ist: der Konzern, wie man in Deutschland —, der Trust, wie man mit wesentlich juristischem Ausdruck in den Vereinigten Staaten von Amerika zu sagen pflegt. Hier werden, wie national so auch international, mehrere Unternehmungen gleicher Produktionsrichtung, die sich sonst Wettbewerb bereiten würden, zu einheitlichen Kapitalkörpern zusammengefaßt und dadurch namentlich dem Markte gegenüber, meist auch in der Produktionsführung wenigstens den Grundlinien nach, unter einheitliche Leitung gestellt. Da sich bei dieser Form, die übrigens häufig nicht einmal einen bestimmten Rechtsausdruck erhält und deshalb in ihrem Anwendungsumfang sich jeder exakten Feststellung entzieht, aus der Zusammenlegung von Betriebsstätten und einheitlicher Ausnutzung aller Einzelerfahrungen unter Umständen Produktionskosten-Minderungen recht beträchtlichen Ausmaßes erzielen lassen, so können sie — im Gegensatz zu den Kartellen — bereits wirksam werden, wenn sie von einer Gesamtzusammenfassung aller Konkurrenten weit entfernt sind; sie vermögen sich die aufzunehmenden Werke auszusuchen. Sie stehen auch den staatlichen Schranken bewegungsfreier gegenüber, weil schon der Kapitalbesitz einzelner Personen oder Personengruppen unauffällig das gemeinsame Operieren der Werke gewährleisten kann. Aber auch sie stoßen auf die sachlichen Hindernisse der Produktionsverschiedenheit und namentlich auf die Schwierigkeit, das Ganze des Komplexes von einer Stelle her zu übersehen. Auch sie sind daher fast ganz auf die Wirtschaftszweige der Massenproduktion beschränkt, in denen die Produktionsvorgänge und die Marktbeziehungen sich treffsicher in Ziffern ausdrücken lassen. Die Feinfabrikation ist ebenso wie die Landwirtschaft auch für diese Form der Zusammenfassung ungeeignet. Selbst bei jenen ist aber, soweit man internationale Gebilde beobachten kann, die oft ausgesprochene Befürchtung, sie würden irgendwelcher Kostenvorteile wegen die deutschen Arbeitsstätten zugunsten ihrer ausländischen Betriebe stillstellen, noch nirgends wahr geworden; neben der deutschen Zollpolitik haben sich doch die Raumzusammenhänge, nicht zuletzt die damit gegebenen Bevölkerungszusammenhänge zwischen Produktion und Absatz als wuchtiges Schutzmittel immer wieder herausgestellt.

EINSTELLUNG DER STAATEN

Erheblich früher noch als die privaten Wirtschaftsmenschen und auf breiterer Front haben die Staaten aus der Raumdrohung der Weltmarktwirtschaft die ihrer eigenen Raumbestimmtheit gemäßen Folgerungen gezogen. Ja, „liberalistische" Staaten in dem Sinne, daß sie sich völlig aus aller Wirtschaftsregelung herausgezogen und auf die berüchtigte „Nachtwächterrolle" beschränkt hätten, hat es nicht einmal in denjenigen Jahrzehnten gegeben, in denen die Manchesterlehre als Theorie und literarische Erscheinung in ihrer höchsten Blüte gestanden hat. So stammen die englischen Eisenbahngesetze, welche die Tarifgebarung der Privatbahnen — eine der wichtigsten Unterlagen aller weltmarktwirtschaftlichen Beziehungen jeden Landes — unter gesetzliche Normen und amtliche Kontrolle stellen, aus den Jahren 1844 und 1873. Die deutschen Einzelstaaten haben zumeist von allem Anfang an entweder die privaten Eisenbahnunternehmungen in ihrer Entstehung und in ihrer Wirtschaftsführung an gesetzlich festgelegte Bedingungen gebunden (so Preußen durch sein berühmtes

Eisenbahngesetz von 1838) oder gar den Eisenbahnbau und Eisenbahnbetrieb sich selber vorbehalten; die Mitte der 70er Jahre hat dann die rasche Durchführung einer allgemeinen Verstaatlichung gebracht, die allerdings in erster Linie gegen Bismarcks Plan eines Reichsbahnnetzes gerichtet war und diesen in der Tat vereitelt hat, die aber doch zugleich auch eine besonders starke Betonung staatlicher Wirtschaftsbetätigung auf deutschem Boden bedeutet. Mit Ausnahme von Frankreich, wo Napoleon III. dank dem Ursprung seines Kaiserseins den großen Kapitalmächten den alten Colbertinismus nach innen und außen hat opfern müssen, wo aber die Republik sofort wieder in die traditionellen Bahnen zurückgelenkt ist, hat überall die merkantilistische Tradition in der Wirklichkeit der staatlichen Verwaltungen sich mit nachhaltigem Erfolge gegen die Forderungen philosophischer, im luftleeren Raume aufgebauter Staats- und Wirtschaftslehren zur Wehr gesetzt und dem Staate die ihm wesentlichen Rechte auch gegenüber der Wirtschaft zu großem Teile gewahrt.

Sogar die Freihandelspolitik, die doch den Gedanken raumgelöster Weltmarktwirtschaft eindeutig wiederzugeben scheint, hat sowohl in ihrer ursprünglichen als auch in ihrer jetzigen Wortbedeutung in engstem Zusammenhange mit rein staatlichen, also raumabhängigen Zielen gestanden. Denn wenn Preußen in seinem Zollgesetz von 1818 mit dem Merkantilismus brach und den Außenhandel in Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr — unter Beibehaltung, aber gesetzlich-öffentlicher Festlegung recht beträchtlicher Zölle — aus der rein verwaltungsmäßigen, ewig wechselnden und deshalb im voraus nie zu übersehenden Regelung herausnahm, die Initiative und Durchführung des Güteraustausches mit dem Auslande also den privaten Wirtschaften überließ — Freihandel in des Wortes alter Bedeutung — so stand im Vordergrund aller Erwägungen der Gedanke, die soeben erst (1803 und 1815) zu Preußen neu hinzugekommenen Staatsteile durch die Gleichheit des wirtschaftspolitischen Systems mit dem alten Kern des Staates am sichersten und schnellsten zu einheitlichem Staatsgefühl zu vereinigen und darüber hinaus durch einen deutschen Zollverein hindurch zur Neugründung des Reiches unter preußischer Führung zu gelangen: Staatenbildung, politische Raumzusammenfassung auf wirtschaftlichem Wege — altmerkantilistische Zielsetzung bei nichtmerkantilistischer Technik der Mittel. Und später, als das Wort Freihandel bereits die Bedeutung von Zollfreiheit angenommen hatte, war es wieder ein staatspolitischer und staatsbildender Gedanke, also Raumbetonung und nicht Raumauflösung, was den entscheidenden Schritt zum Freihandel als grundlegendem System der Außenwirtschaftspolitik tun ließ: den Handelsvertrag mit Frankreich (1862) hat Preußen auf Betreiben Bismarcks ohne Wissen der anderen Zollvereinsmitglieder und gegen deren politische Absichten abgeschlossen, um Österreich endgültig aus dem Zollverein herauszuhalten und so den Weg zur Reichsgründung frei zu bekommen. So lag es also in Deutschland wenigstens in der allgemeinen Linie der staatlichen Politik, wenn von diesem Vertrag ab der Grundsatz der Zollfreiheit und damit des völlig freien, vom Staate her nicht gehemmten Güteraustausches immer stärker zur maßgebenden Richtschnur wurde und nach der Erreichung des staatlichen Ziels, nach der Reichsgründung, den Charakter eines Selbstzwecks annahm. Das Zollgesetz von 1873, das mit den letzten wichtigen Schutzzöllen aufgeräumt hat, ist in der Tat ausschließlich aus weltmarktwirtschaftlichen Gedanken entsprungen und wollte jener internationalen Produktionsteilung, von der man sich auch für das eigene Land große Vorteile versprach, ohne Berücksichtigung der entgegenstehenden Rauminteressen zum Durchbruch verhelfen.

Auch in Großbritannien ist es keineswegs das wirtschaftliche Interesse allein gewesen, was die Freihandelspolitik des Staates herbeigeführt hat. Gewiß war es bei der Baumwollindustrie, die sich in den Zeiten der napoleonischen Kriege gewaltig entwickelt und einen großen Teil der finanziellen Kriegslasten getragen hatte, sehr ausgeprägt auf Ausfuhrförderung und zugleich darauf gerichtet, die Festlandsgebiete — namentlich Deutschland — bei ihrer Betonung der Landwirtschaft zu halten und ihnen für deren Produkte den englischen Markt breitest zu öffnen, damit sie nicht selber zur Errichtung einer Baumwollindustrie großen Stils übergingen. Aber die Parole „gegen die Getreidezölle" trug doch zugleich den rein politischen Kampf, welche Bevölkerungsschicht im Staat die Macht in die Hand haben sollte, das alte Grundherrentum oder das industrielle Bürgertum. Das Streben nach wirtschaftlicher Raumgelöstheit ist auch hier aus politischen Fragen des eigenen Raumes hervorgegangen und erst nach der Entscheidung des politischen Kampfes, die in der Parlamentsreform von 1862 im wesentlichen vorliegt, zum Selbstzweck geworden.

Für den engen Zusammenhang, in welchem Staat und Außenhandel miteinander stehen, und für die Unmöglichkeit, auch nur in der Außenhandelspolitik die Raumbedingtheit des Staates außer acht zu lassen, ist vielleicht noch bezeichnender die Tatsache, daß in Deutschland der Umschwung der Außenhandelspolitik, die Rückkehr zum Schutzzollsystem, wiederum ganz scharf unter allgemeinstaatlicher Zielsetzung erfolgt ist: Bismarck brauchte für sein Reich eine selbständige, kräftig sprudelnde Finanzquelle und hat des-

halb seinen ganzen persönlichen Einfluß eingesetzt, um für die Getreidezölle des Jahres 1879, die schon in ihrer Niedrigkeit (10 M. bei Preisen von 250—300 M.) deutlich den Charakter eines Finanzzolls trugen, die erst völlig ablehnenden Landwirte des deutschen Ostens zu gewinnen; nur die Industriezölle hatten schon damals Schutzbedeutung, waren also von der wirtschaftlichen Seite her raumbedingt. Für die Landwirtschaft haben erst die starken Zollerhöhungen der Jahre 1885 und 1887, diese übrigens auch von staatlichen Beziehungen (zu Rußland) mitbedingt, einen Wall gegen die Preisbildung des Weltmarkts errichtet, und dieser ist dann in den Caprivischen Handelsverträgen (1891/92 und 1894) zwar ein wenig abgebaut, im wesentlichen aber beibehalten und in den Bülow-Verträgen (1904/5) wiederum aufgehöht worden.

Wie sehr man in diesen Jahrzehnten ausgeprägter Weltmarktverquickung in Deutschland darauf bedacht war, neben der Raumunabhängigkeit des Weltmarkts doch auch die Raumgebundenheiten der bodenständigen Wirtschaftszweige zu berücksichtigen, zeigen gerade diese Handelsverträge ganz deutlich. Sie sind keineswegs, wie etwa die der 60er Jahre, von einseitig freihändlerischen Tendenzen getragen; sie stellen vielmehr ein Kompromiß zwischen den Freihandels- und den Schutzzoll-Interessen dar. Die Ausfuhrnotwendigkeiten wurden in der Weise gewahrt, daß man die Vertragsgegner auf 12 Jahre in ihren Zöllen band und durch Herabsetzung der eigenen Getreidezölle (Caprivi) zu Ermäßigungen ihrer Fabrikatzölle bestimmte; völlige Beseitigung der Getreidezölle wurde dagegen verweigert, in den Bülowverträgen sogar eine beträchtliche Erhöhung gebracht, obwohl dadurch die Gestehungskosten für die Ausfuhrfabrikate erhöht und das Maß der Ermäßigung für die Fabrikatzölle der Gegner herabgemindert werden mußte. Umgekehrt mußten die am Schutzzoll interessierten Wirtschaftszweige, namentlich also die Landwirtschaft, sich in die Bindung ihrer Zölle finden, erhielten dafür jedoch Zölle von einem damals als hoch geltenden Ausmaß zugebilligt. Es blieb also zwar dabei, daß der Weltmarkt mit seiner Preisbildung auch für Deutschlands Erzeugung den Preisgang und auch die Grundlage der Preishöhe bestimmte, daß nur ein Zoll — d. h. eine feste Spese — sich auf die Preise des freien Weltmarktes drauflegte und nicht ein Einfuhrverbot oder Einfuhrkontingentierungen die Einfuhr selbst verhinderten. Die Zölle waren aber — der Idee nach — so bemessen, daß sie jene Weltmarktpreise auf die Höhe der deutschen Produktionskosten bringen sollten. Ob dieses Ziel dann wirklich erreicht werden würde, hing allerdings von der Weltmarktpreisbewegung ab; tatsächlich ist es dank dem Auftreten Argentiniens als Weizenlieferant unter den Caprivi-Verträgen nicht, wohl aber unter den Bülowverträgen dank dem Ausgleich des Weltmarktes erreicht worden.

Das Bestreben, der kostenmäßigen Raumgebundenheit aller Produktion und Fabrikation Rechnung zu tragen und sie mit der weltmarktmäßigen Raumunabhängigkeit des Ganzen in Einklang zu bringen, drückt sich nicht zuletzt in den Zolltarifen von 1879 und 1902 ebenso wie in den Handelsverträgen in der grundsätzlichen „Lückenlosigkeit" des Zollschutzes aus — einer Erscheinung, die ebenfalls für fast alle anderen Länder gilt. In Deutschland hat sie die Form erhalten, daß nicht nur für fast alle Waren, die man irgendwie anführen konnte, ein Zoll eingesetzt, daß vielmehr auch jeder Gruppe noch eine Zollposition für die „sonst nicht genannten" Objekte angefügt worden ist. Allerdings waren hierbei alle Rohstoffe der Industrie, auch die vom deutschen Bergbau (Kohle, Erze) und von der deutschen Landwirtschaft gelieferten (Wolle, Hanf, Flachs), zollfrei gelassen — als Konzession an die Weltabhängigkeit der exportierenden Verarbeitungsindustrie.

Besonderer, meist recht umständlicher Maßnahmen bedarf es, wenn es gilt, Raumgebundenheit und Weltabhängigkeit innerhalb eines und desselben Wirtschaftszweiges auszugleichen. Auch hierfür bietet Deutschlands Getreide-Handelspolitik ein sehr kennzeichnendes Beispiel. Im Osten hält sich bekanntlich die Erzeugung noch immer weit über dem Bedarf, und die räumliche Lage bringt es mit sich, daß der Überschuß ganz überweigend zur See ins Ausland, nicht aber ins übrige Deutschland verkauft wird. Ein Versuch, den Absatzbereich in Deutschland selbst durch Einführung eines Getreidestaffeltarifs bei den preußischen Eisenbahnen wesentlich auszuweiten (1891), scheiterte bald (1894) am Widerspruch der süddeutschen Staaten. Dies bedeutet: der Zollschutz kommt zwar der Landwirtschaft derjenigen Gebietsteile zugute, die dank der Bevölkerungsdichte schon längst nicht mehr den Bedarf ihrer Landschaften decken und auch gar nicht in der Getreideerzeugung das Schwergewicht ihrer Betriebsführung finden; dort aber, wo die ganze Landwirtschaft sich auf dem Getreide aufbaut, wo man deshalb exportieren muß, kann er sich nicht preishebend geltend machen. Deshalb hat Deutschland im Jahr 1894 (im Zusammenhang mit dem deutsch-russischen Handelsvertrag) das System der sog. Einfuhrscheine geschaffen: bei der Ausfuhr wird eine Bescheinigung gegeben, auf die hin Getreide in gleicher Menge oder auch andere Güter in einer dem Zollbetrage entsprechenden Menge irgendwo anders (also in Mittel- oder Westdeutschland) zollfrei eingeführt werden dürfen; der Exporteur kann also den Schein gegen

einen Preis verkaufen, der nur wenig hinter dem Zollbetrage zurückbleibt, und seinerseits wieder dem Landwirt einen Getreidepreis bewilligen, der den Zollbetrag in sich enthält. Schematisch läßt sich dieses Verhältnis in folgender Weise ausdrücken: in den Importgebieten des Westens und der Mitte stellt sich der Preis auf die Formel Weltmarktpreis plus Transport- und Handelsspesen plus Zoll ein, in den Exportkreisen des Ostens dagegen früher auf die Formel Weltmarktpreis minus Transport- und Handelsspesen und jetzt auf die Formel Weltmarktpreis minus Transport- und Handelsspesen plus Zoll (es sei denn, daß die Formel Mitteldeutscher Preis minus Eisenbahnfracht ein vorteilhafteres Ergebnis bringt). Für die Beurteilung der Raumbeziehungen ist daran besonders wichtig, daß der Einfuhrschein die Raumverbundenheiten innerhalb Deutschlands wieder gelockert hat; die Linie, wo die beiden Preisformeln des Ostens etwa den gleichen Preis erzielen, ist weiter nach Westen gerückt worden. Die Weltverbundenheit der Produktion hat sich auf diesem Sondergebiet der Wirtschaft gegenüber dem Gedanken der staatlichen Zusammengehörigkeit als die stärkere Kraft erwiesen.

Ein wirksameres Mittel, die Raumtendenzen des Staates und der Wirtschaft einander zu nähern, ist in der Eisenbahntarifpolitik gegeben, die denn auch überall in der Welt mit unter diesen Gesichtspunkt gestellt ist. Ganz allgemein gilt es von den sog. Staffeltarifen, d. h. einem Tarifierungssystem, bei dem auf größere Entfernungen die Einheit (km oder engl. Meile) niedriger als auf kleinere Strecken belastet wird — ein System, das die deutsche Reichsbahn seit dem Jahre 1920 anwendet, das aber auf den russischen Staatsbahnen und auf den nordamerikanischen Privatbahnen von jeher in Kraft steht. Oft wird aber die räumliche Annäherung nur für bestimmte Transportbeziehungen angestrebt, wie etwa für die Verbindung der Seehäfen mit den übrigen Staatsgebiet — Seehäfen-Ausnahmetarife gibt es wie in Deutschland, so in England und Frankreich und vielen anderen Ländern — oder für die Verbindung eines Bergbaubezirks mit einem entlegenen Verbrauchsrevier, wofür der Erztarif zwischen dem Siegerland und Oberschlesien ein Beispiel abgibt. Hier wird die Raumgebundenheit der Produktion, wie sie aus der geographischen Lage entspringt, dem Weltmarkt gegenüber abgeschwächt oder gar die wirtschaftliche Weltabhängigkeit zugunsten des staatlichen Zusammenhangs aufgehoben.

Endlich sei auch noch jenes Mittels gedacht, das die staatlichen und sonst öffentlichen Verwaltungen mit der Vergebung ihrer Aufträge in der Hand haben, die Raumgebundenheiten der Produktion ihres Gebietes zu entscheidender Geltung zu bringen. Es hat um so mehr an Bedeutung gewonnen, je mehr einerseits die öffentliche Hand ihr wirtschaftliches Wirken in eigene Wirtschaftsbetätigung ausgedehnt hat, und je mehr andererseits die allgemeine Stimmung auf eine Bevorzugung der heimischen Erzeuger oder gar auf eine völlige Ausschaltung der ausländischen Wettbewerber drängt. Man braucht sich nur deutlich zu machen, wie starke und unendlich mannigfaltige Fäden von der Verwaltung einer Eisenbahn tief in den ganzen Wirtschaftskörper eines Landes hineingreifen; es gibt ja kaum einen einzigen Wirtschaftszweig, der nicht irgendwie von deren Bestellungen unmittelbar oder mittelbar berührt wird. Hier liegt auch einer der wichtigsten Gründe, warum die Staaten jüngerer Entwicklung überall so besonderes Gewicht darauf legen, gerade die Schienenwege ihres Gebiets aus der kapitalmäßigen Herrschaft des Auslandes frei zu bekommen. Andererseits findet die staatsrechtliche Bindung der Kolonien an das Herrschaftsland in dieser Möglichkeit eine ihrer bedeutsamsten Ausstrahlungen. Sogar die reinen Hoheitsverwaltungen sind mit ihrem Bürobedarf wichtig genug, daß die Öffentlichkeit sich um die Vergebung dieser Aufträge kümmert; vollends können sie in ihrer Konzessionierungspolitik die Bedingungen oft genug so stellen, daß das Inland als Lieferer bevorzugt werden muß. Der sog. Verwaltungsschutz hat sogar und gerade in England schon längst eine große Rolle gespielt, ehe die Handelspolitik als Gesetzgebung sich schutzzöllnerischen Tendenzen geöffnet hat; und er hat durch die Einbeziehung der Kolonien den englischen Fabrikanten große und schwerwiegende Aufträge zugeführt, die bei freiem internationalem Wettbewerb sicher einer ausländischen Industrie zugefallen wären. Dieses Mittel ist um so beliebter, als es sich auch ganz unbemerkt und versteckt handhaben läßt, also weder internationale Verwicklungen noch Gegenmaßnahmen heraufzubeschwören braucht.

So hat der Staat auf mannigfachen Wegen die wirtschaftliche Arbeitskraft seines Gebiets, mag sie von Natur oder erst durch die Einzelentwicklung raumgebunden sein, gegen die Wirkungen der Weltmarktverflechtung zu schützen gelernt und die Raumunabhängigkeit des Gesamtwirtschaftskörpers wieder eingeschränkt. Überall in der Welt war es nicht Grundsatzfrage, sondern Frage der Zweckmäßigkeit, wie weit die Weltmarktwirtschaft ungehemmt sich in den einzelnen Staatsgebieten entfalten konnte, wie weit man sie nur als allgemeine Grundlage alles Wirtschaftens anerkannte und im einzelnen an den Besonderheiten der eigenen Wirtschaftsbedingungen festhielt. Man muß sogar sagen: wenngleich mit der Entstehung der

Eisenbahnen schon leise beginnend, so haben die Staaten doch erst im Zeitalter der Weltmarktwirtschaft in maßgeblichem Umfang den Güteraustausch je über ihr ganzes Gebiet hinweg, ohne Rücksicht auf Entfernungen und Lage der einzelnen Teile, herbeizuführen unternommen — aus einem Konglomerat von Landschaften, die nur staatlich wirtschaftspolitisch miteinander verbunden waren, auch nationale Wirtschaftskörper (Volkswirtschaften) zu machen, die wenigstens einigermaßen in Produktion und Konsumtion sich zur Einheit runden sollen.

DIE AUTARKIEBESTREBUNGEN DER NACHKRIEGSZEIT

An die Tendenz, in der staatlichen Wirtschaftspolitik den Zusammenhang der Gebietsteile stark zu betonen und dadurch einen innerstaatlichen Güteraustausch an die Stelle des internationalen Verkehrs zu setzen, für das Ganze der staatlich umschlossenen Einzelwirtschaften also wiederum die Raumgebundenheit wenigstens neben die weltmarktmäßige Raumunabhängigkeit treten zu lassen — an den Gedanken also, zwischen die Einzelwirtschaften und den Weltmarkt die Nationalwirtschaften als wirtschaftliche und nicht nur wirtschaftspolitische Einheiten einzuschieben, knüpfen die Autarkie-Bestrebungen der Nachkriegszeit unmittelbar an. Was im Kriege selbst für Deutschland und seine Bundesgenossen dank den Absperrungsmaßnahmen der Gegner bitterste Notwendigkeit gewesen ist, was sich aber auch in den feindlichen und selbst in neutralen Staaten dank den Hemmungen des Weltgüteraustausches mehr und mehr durchgesetzt hatte, das ist nach Abschluß des Krieges in zunehmendem Umfang zum schlechthin leitenden Grundsatz der staatlichen Wirtschaftspolitik geworden. So nachhaltig, daß auch der Güteraustausch selbst viel stärker als zuvor zur Raumgebundenheit zurückgekehrt und der Welthandel eingeschrumpft ist.[1])

1) Diese Einschrumpfung des Welthandels in irgend exakter Weise ziffernmäßig aufzuzeigen, ist nicht möglich. Im wichtigsten Gebiet, in Europa, haben die Friedensdiktate den Staatenaufbau so stark verändert, daß die Außenhandels-Statistiken der Nachkriegszeit sich mit denen der Vorkriegszeit nicht vergleichen lassen. Vieles, was damals Binnenverkehr war und demgemäß weder in der Einfuhr noch in der Ausfuhr erschien, ist jetzt Außenhandel geworden: die Aufteilung der Donau-Monarchie, die Bildung der sog. Randstaaten, die Abspaltung deutscher Gebietsteile hat in dieser Richtung bedeutsam gewirkt. Aber einiges, was früher Außenhandel war, ist auch Binnenverkehr geworden, wie etwa die elsässischen Kali- und die lothringenschen Eisenerzlieferungen nach Frankreich. Hinzu kommt, daß Nordwest-Europa längst nicht im früheren Ausmaße ein Vermittlungsgebiet für den Verkehr fremder Länder geblieben ist; der direkte Export-Import hat namentlich zwischen den nichteuropäischen Erdteilen erheblich zugenommen und läßt nun die ausgetauschten Güter je nur einmal in der Statistik erscheinen, wo sie früher zweimal aufgezeichnet worden sind. An der Tatsache der erheblichen Einschrumpfung des Welthandels ist aber nicht zu zweifeln.

IN DEN ÜBERSEEISCHEN NEULÄNDERN UND IM ÖSTLICHEN EUROPA

In den überseeischen Neuländern und auch im östlichen Europa handelt es sich um die Bemühungen, die dort gewonnenen Rohstoffe in eigenen Industrien zu verarbeiten und so den Verbrauch des Landes mit der Gütererzeugung unmittelbar zu verbinden, oder wenigstens die Erstverarbeitung der Rohstoffe den Arbeitskräften des Landes zuzuschieben und dem Export nicht mehr die großen Massen etwa der Erze und des rohen Getreides, sondern Rohkupfer und Rohzink, Mehl und sonstige Viertelsfabrikate (Halbstoffe) zuzuführen. Das ist zwar fast in keinem Lande etwas Neues, was überhaupt erst der Krieg und die Nachkriegszeit gebracht hätte. Aber der Zwang, im Kriege die eigenen Rohstoffe auf verbrauchsfähige Fabrikate umzuarbeiten, weil man sonst weder die Rohstoffe hätte absetzen, noch den Bedarf des Landes hätte decken können — er hat doch das Tempo der Entwicklung so gewaltig beschleunigt, daß die alten Handelsfäden von Europa und den Vereinigten Staaten her sich nach dem Kriege nur in eingeschränktem Umfang wieder haben anknüpfen lassen.

Der Ehrgeiz dieser Staaten ist teilweise auf Autarkie (d. h. Selbstgenügsamkeit) gerichtet gewesen, hat aber doch durchweg seine Grenze an der Raumgebundenheit der Produktion gefunden. Schon die Kraftquellen fehlen an vielen Orten und müssen durch die Einfuhr von Kohle ersetzt werden; so gerade in dem Erdteil, der vielleicht am stärksten die Weltunabhängigkeit anstrebt, in Australien. Vor allem aber hält die mangelnde, erst in Generationen zu erzielende Geübtheit der Arbeitskräfte die Verarbeitung allenthalben in der Sphäre der derben Massenfabrikation, bei der die Maschinen die Hauptarbeit zu leisten haben und der Mensch nur als deren Bediener, nicht als Leiter des Arbeitsganges mitwirkt. Feinere Fabrikate, wie sie die wohlhabende Oberschicht der Bevölkerung beansprucht, und namentlich die Maschinen, mit denen man die Industrie aufbaut und erweitert, müssen immer noch aus den alten Industrieländern eingeführt werden.

Demgemäß ist auch die Ausfuhr eigener Erzeugnisse nicht nur nach wie vor von dem Zwange bestimmt, den Überschuß landwirtschaftlicher Monokulturen irgendwo draußen abzusetzen. Hinzugetreten ist die Notwendigkeit, jene Einfuhren zu bezahlen, und nicht selten ist diese die Grundlage dafür geworden, daß sich der eine oder andere

Industriezweig sogar schon selbst auf Ausfuhr eingestellt und diese dann wegen der Beschäftigung der Arbeitskräfte erst recht zur raumbedingten Notwendigkeit gemacht hat. Ein menschenreiches Land wie Japan, aber auch Indien hat das Verhältnis schon umgekehrt: die Menschenfülle zwingt zur Arbeit für die Ausfuhr, und weil man ausführt, kann man auch mehr als früher von der Fremde her einführen. Es ist bezeichnend, daß bei keinem der jetzt stärker industrialisierten Länder ein Rückgang des Außenhandels gegenüber der Vorkriegszeit eingetreten ist. Ihr Anteil am Welthandel hat sich vielmehr gehoben, so daß von einer „Enteuropäisierung" des Weltgüteraustauschs — in ähnlicher Weise wie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von einer „Entanglisierung" — gesprochen werden kann.

IN DEN ALTEN INDUSTRIELÄNDERN

In den alten Industrieländern gehen die staatlichen Schutz- und Förderungsbestrebungen in anderer Richtung. Zum Teil insofern aufs Ganze, als man alle Produktionszweige erhalten will, die irgendwie entstanden sind. Zu großem Teil aber insofern auf konkreter bestimmte Ziele, als die Landwirtschaft und die sog. Schlüsselindustrien — d. h. diejenigen Wirtschaftszweige, die für den Kriegsfall als unentbehrlich gelten — bis zur Grenze der irgend möglichen Produktionsfähigkeit emporgetrieben oder gar neu im eigenen Bereich geschaffen werden sollen. Jenes ist die alte Zielsetzung, die man vor dem Kriege unter dem Schlagwort „Schutz der nationalen Arbeit" verfolgt hat. Dieses ist zwar vor dem Kriege auch schon mannigfach gefordert, aber erst danach zum Inhalt der staatlichen Politik tatsächlich gemacht worden.

Die Bedeutung des staatlichen Zusammenhangs tritt in aller Schärfe in Englands Vorgehen zutage: sowohl der Übergang zu ausgeprägtem Schutzzoll und Verwaltungsschutz, als auch die Regelung des wirtschaftlichen Verhältnisses zu den Kolonien ist von hier aus begründet. In Deutschland konzentriert sich das staatlich bestimmte Fordern auf die Landwirtschaft, deren Leistungen möglichst auf die Höhe des deutschen Gesamtbedarfs gebracht werden sollen. Wenn darüber hinaus nach Autarkie gerufen wird, so ist es wirtschaftlich und sozial gemeint: man will die Arbeitslosigkeit durch Ausnutzung aller Produktionsmöglichkeiten gemindert sehen und die Einfuhr außerdem wegen der Ausfuhr- und Bezahlungsschwierigkeiten abdrosseln. In Wirklichkeit will man also weder hier noch dort die Autarkie, die Selbstgenügsamkeit; man bringt nur unter dieses zugkräftige Schlagwort die alte Forderung, die Produktivkraft des eigenen Landes bis zur Grenze des Möglichen zu entfalten. Eine quantitative Steigerung, nicht etwa der Art nach Neues ist in der neuen Formulierung enthalten. Es geht auch jetzt um die Betonung der Raumverbundenheit gegen die Raumunabhängigkeit.

Die Grenze des Erreichbaren ist auch hier durch die natürlichen Raumbedingungen der Produktion gezogen, durch deren Raumgebundenheit. Einen Staat, der alle Deckungsmittel für den notwendigen Bedarf seiner Bevölkerung und für die Befriedigung der politischen Notwendigkeiten im eigenen Bereich aufzubringen vermöchte, gibt es einstweilen nicht. Sogar die vielfach sog. Weltreiche — das britische Reich, Rußland, die Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich — reichen nicht in die verschiedenen Zonen der Erdkugel so weit und tief hinab, daß sie der Ergänzung aus anderen Staatsgebieten entraten könnten, und ihre industrielle Verarbeitung ist wenigstens in England und Frankreich zu stark auf Qualitätsware eingestellt, als daß sich die Überschüsse des Herrschaftslandes in den unkultivierten Teilen des Kolonialreiches unterbringen ließen. Wo bliebe denn Nordamerikas Automobilindustrie, um nur ein Beispiel anzuführen, wenn sie nicht zum Regeneratkautschuk immer wieder neu das Rohprodukt Brasiliens und Indiens beziehen könnte; wo seine Woll-, seine Lederindustrie ohne die Rohstoffe Argentiniens, seine Papierfabrikation ohne das Holz Kanadas? Und daß selbst für die Massenfabrikation der Union der Export unentbehrlich geworden ist, zeigt aufs deutlichste die Aufhebung des Trustverbotes für die Fabrikatausfuhr. Rußland reicht ebenso wenig in die Tropen hinein und braucht das Ausland unumgänglich als Maschinenlieferant, muß also auch zwecks Bezahlung dieser Einfuhren von seinen eigenen Erzeugnissen ausführen. England und Frankreich aber, im staatlichen Aufbau vielleicht auf Selbstbefriedigung des Rohstoff- und Nahrungsmittelbedarfs gestellt, sind es im Kriegsfalle nur, wenn ihnen der Seeweg zu den Kolonien nicht verschlossen wird, und sonst — wie die deutschen U-Booterfolge ihnen deutlich gemacht haben — gleich aufs allerempfindlichste bedroht; für ihren Industrieabsatz aber brauchen sie die hochkultivierten alten Industrieländer, da Englands Fabrikation denn doch nur zum Teil und Frankreichs so gut wie gar nicht auf primitiven Bedarf eingestellt ist und eine Umstellung nicht nur gewaltige Verluste an volkswirtschaftlichem Kapital, sondern namentlich Nichtausnutzung der besonderen Fähigkeiten der Arbeiter und Angestellten und Brachlegen der Unternehmerkenntnisse bedeuten würde. Bei aller Betonung der Raumverbundenheiten kann also von Weltunabhängigkeit, von Autarkie selbst bei weitester Auslegung dieses Wortes, in all diesen Reichen nicht die Rede sein.

Deutschland befindet sich in besonders schwieriger Lage. Es ist von der Natur mit Bergbaulagerstätten nur spärlich ausgestattet und muß zumal seine Erzvorkommen für einen etwaigen Ernstfall schonen; die Metallnot wäre im Weltkriege noch viel ärger in Zwiespalt mit dem Munitions- und Waffenbedarf gekommen, wenn nicht wenigstens einige alte, längst aber stillgelegte Bergbaubetriebe wieder hätten in Gang gesetzt werden können. Sogar von der landwirtschaftlichen Erzeugung, die in erster Linie dem elementarsten Nahrungsbedarf nach Brot dienstbar gemacht werden muß, ist keineswegs sicher, daß sie daneben — bei höchst gesteigerter Intensität und mit Hilfe der noch vorhandenen Ödländereien, aber ohne die Kraftfuttermittel und die Düngerphosphate des Auslandes — auch den Verbrauch an Fleisch und Fetten und dazu auch noch den Textilbedarf zu decken vermag, so bedeutsam die Kunstseide sich als Ersatz der Baumwolle durchgesetzt hat. Die tropischen Erzeugnisse, darunter auch bei uns Kautschuk an erster Stelle zu nennen, fallen vollends aus. Größere Selbständigkeit oder gar Selbstgenügsamkeit (Autarkie) gegenüber der übrigen Welt ist von den Rohstoffen her für Deutschland nur denkbar, wenn es der Technik gelingt, aus gewöhnlichem deutschem Ton soviel Aluminium zu gewinnen, daß der ganze Bedarf an Leichtmetallen dadurch gedeckt und wesentlich mehr noch als jetzt die Verwendung der Schwermetalle, wie namentlich des Stahls, zugunsten des Aluminiums eingeschränkt wird, und wenn ferner aus der deutschen Kohle und dem deutschen Kali, vielleicht auch aus dem deutschen Holz unter vorsichtiger Schonung der Lagerstätten und des Waldbestandes immer mehr Ersatzstoffe technischer Gleichwertigkeit erstehen. Bis dahin läßt sich der Bedarf nach neu einzuführenden Stoffen zwar durch intensivsten Verbrauch der schon vorhandenen Mengen — langes Tragen etwa der einmal hergestellten Kleidung — einigermaßen beträchtlich einschränken; das bedeutet aber zugleich Einengung deutscher Arbeitsmöglichkeiten. Wichtiger erscheint es deshalb, daß die schon längst deutlich hervortretende Linie der Technik, alle Rohstoffe durch immer bessere Anpassung und Spezialisierung der Maschinen ebenso wie durch vollständige Verwertung der Fabrikationsabfälle und durch immer neue Verarbeitung des gesamten Altmaterials bis zum letzten Rest auszunutzen, immer weiter verfolgt werde: wie die verbesserte Einrichtung der Heizungsanlagen die Kohle zu höherer Wärmeleistung befähigt und den Kohlenstaub verwendbar gemacht hat, wie die Kokerei- und die Hochofengase schon längst die „Nebenprodukte“ abgeben und ihre Heizkraft in mannigfachen Formen weiter verwenden lassen müssen, wie die Abfälle der Stahlverarbeitung und der Schrott wichtigste „Rohstoffe“ gerade für qualitativ gehobene Stahlherstellung geworden sind, wie aus Wolle- und aus Baumwollekleidung immer wieder Kunstwolle und Kunstbaumwolle wird, und was der Beispiele aus älterer und jüngster Zeit mehr sind — das zeigt Wege der Technik, deren volkswirtschaftlicher Erfolg zwar nicht in der Vermeidung der Einfuhr, wohl aber in deren merklicher Verminderung ohne Bedarfsbeschränkung und in der Schaffung neuer Arbeitsmöglichkeiten sicher liegt. Die hierauf gerichtete Forschungstätigkeit mit allen Mitteln zu fördern, muß dem Staat aussichtsvolle Aufgabe sein.

Wie aber von dieser Seite her sicher nicht Weltunabhängigkeit erreichbar erscheint, weil alle Technik doch schließlich nicht die Raumgebundenheit der Produktion ganz aufzuheben vermag, so kommt auch von unserer Ausfuhrfabrikation ein Zwang zur Aufrechterhaltung der Weltbeziehungen in unsere Wirtschaftspolitik hinein. Gerade weil die Fabrikatenausfuhr längst zur Bezahlung der Einfuhr unentbehrlich geworden war, darum hat sich ein großer Teil unserer verschiedensten Industriezweige durchaus maßgeblich auf diese Ausfuhr eingestellt, und zwar gerade diejenigen Zweige, in denen die hochqualifizierte Arbeits- und Dispositionsleistung der Menschen noch immer den Vorrang vor der Maschinenleistung hat und die Maschinen überdies durch besondere Feinheit sich von denen der derben Massenfabrikation merklich abheben. In dieser Fabrikation haben wir auch — wie schon erwähnt — vor dem industriellen Ausland einen Vorsprung; sie ist ausgeprägt der Träger des Anteils, den Deutschland in der internationalen Fabrikationsteilung sich errungen hat. Unser eigener Bedarf ist längst nicht groß genug, diese Betriebe in einer Größe zu erhalten, die eine volle Ausnutzung der erforderlichen und auch hier nur bei einer gewissen Mindestgröße produktiven Maschinerie gestatten würde. Es ist also auch bei uns, wie bei England und Frankreich, ein gewaltiger Verlust an volkswirtschaftlichem Kapital, d. h. an ausnutzbaren Produktionsmitteln, und ein Brachlegen besonders wertvoller Arbeitskräfte aller Schichten nicht zu vermeiden, wenn diese Ausfuhr endgültig als unmöglich sich erweisen sollte. Gerade jene Raumgebundenheit der Gütererzeugung also, die von den Menschen und nicht von den sachlichen Produktionsmitteln ausgeht, verlangt eine Wirtschaftspolitik, die sich nicht einseitig auf Selbstgenügsamkeit einstellt, sondern die Raumunabhängigkeit einer Weltmarktverflechtung mit den Raumgebundenheiten einer Nationalwirtschaft im Interesse der deutschen Volkswirtschaft zu vereinigen sucht.

RAUMBEWÄLTIGUNG UND WELTVERKEHR

Von Karl Sapper

PERIODE DES PRIMITIVEN VERKEHRS

Wenn wir unter „Verkehr“ die räumliche Bewegung von Menschen, Gütern und Nachrichten zu wirtschaftlichen, politischen oder Kultur-Zwecken verstehen, so erkennen wir, daß derselbe so alt ist, wie das Menschengeschlecht selbst, denn schon die ersten Schritte zur Nahrungssuche sind als Verkehr zu buchen, und zwar als *Wirtschaftsverkehr*, denn der Zweck der Ortsveränderung war ja die Gewinnung von Nahrungsmitteln und anderen Nutzstoffen, woraus sich auch ergibt, daß schon frühzeitig recht große Flächen bewältigt worden sind, da erst nach längerer Zeit ein Wiederabsuchen früher benützter Sammeldistrikte möglich war, weil die einmal abgeernteten Früchte, Knollengewächse und etwa Engerlingsplätze erst nach geraumer Zeit wieder einer neuen Ernte Raum gegeben haben können. Wir erkennen auch, daß die Sammelgebiete um so größer sein mußten, je dürftiger ihre Ausstattung an Nähr- und sonstigen Nutzstoffen war. Weiteres Ausgreifen wird eingetreten sein, nachdem die Erfindung von Werkzeugen und Waffen dem Menschen in seinem Kampfe gegen unbelebte und belebte Verkehrshemmnisse wirksame Hilfsmittel an die Hand gegeben hatte.

Besondere Erschwerungen von Wirtschaft und Verkehr boten in ältester Zeit, als die Besetzung der Erde durch Menschen noch äußerst spärlich war, die Raubtiere und großen Säuger, auch Schlangen und andere gefährliche Tiere, denen gegenüber der Mensch sich durchsetzen mußte: das war nicht Jagd in wirtschaftlichem oder gar sportlichem Sinn, sondern oft Kampf auf Leben und Tod — ein wirklicher Krieg, bei dem der Mensch aber bald von der Verteidigung zum Angriff überging, indem er den Gegner in seiner Höhle aufsuchte und samt seinen Jungen zu töten suchte.

Andererseits aber mußte der Mensch den großen Tieren dankbar sein, denn sie hatten ihm in so manchen undurchdringlichen Urwäldern oder Dschungeln die ersten einigermaßen gangbaren Pfade gebahnt: Rhinozeros-, Elephanten-, Tapir-, Bärenpfade u. dgl.

Solange der Mensch nur zu Fuß sich zu bewegen verstand, konnte er von Wassertieren nur diejenigen aufsammeln, die ihm am Rand der Ufer oder in seichtem Wasser oder auch in Gebieten starken Gezeitenhubs auf den während der Ebbe freigelegten Strandflächen unmittelbar zugänglich waren. Die regelmäßig wiederkehrenden Nippfluten bedeuteten für den Anwohner verstärkte Ernten, was für ihn von erheblicher Bedeutung war. — Bald erfand der Fischer nicht nur bessere Fanggeräte, sondern auch Flöße und Einbäume oder Rindenkanus, die er mit Staken oder Pagayen zu bewegen verstand, wodurch zu dem *Landverkehr* der *Wasserverkehr* trat und damit eine in vieler Hinsicht weit leistungsfähigere und meist auch schnellere Verkehrsform gefunden war, wie denn überhaupt bis in die Gegenwart hinein jede berufliche Tätigkeit ihre besondere Art des Verkehrs besitzt, weshalb auch eine Betrachtung des Verkehrs tiefgreifende Wirtschaftsänderungen berücksichtigen muß.

Wenn der Wasserverkehr bald schwere Lasten ohne große Anstrengungen auf weite Entfernungen zu verfrachten gelernt hat, so machte aber auch der Landverkehr allmählich Fortschritte in seiner Leistungsfähigkeit durch die Erfindung von Sandalen und Schuhen (in bestimmten Gegenden oder Jahreszeiten auch wohl Schnee- oder Sumpfschuhen), von Traggeräten und Seil- oder Hängebrücken. Immer aber blieb der Mensch in dieser Zeitperiode auf seine eigene Kraft im Verkehr angewiesen.

Trotzdem ist ihm im Lauf langer Zeiträume die bedeutendste Großtat des Verkehrs überhaupt gelungen: *die Besetzung aller bewohnbaren Erdteile und vieler Inseln von der uns noch unbekannten Wiege der Menschheit aus.* Von diesem großartigen Vorgang kennen wir nur den letzten Akt einigermaßen: die Besiedelung Amerikas von Asien her über die Beringstraße. Aber wann diese Überwanderung erfolgte, wissen wir freilich auch nicht. Allein die außerordentlich große Sprach- und Kulturzersplitterung der Indianer zeigt uns wenigstens, daß es schon viele Jahrtausende her sein muß.

Wir dürfen annehmen, daß anfänglich die Wanderungen sowohl in der alten, wie in der neuen Welt in kleineren Horden erfolgt sind, denn so lange der Mensch sich nur durch Sammelwirtschaft, Jagd oder Fischfang zu ernähren vermochte, war es nicht möglich, große Menschenmassen fortlaufend mit Lebensmitteln zu versorgen. Kleinere zusammengehörige Menschengruppen aber konnten recht wohl selbst auf magerem Nährgelände eine Zeitlang durchhalten, und wenn sie einmal in ein Gebiet mit reichlichen Lebensmitteln gelangten, so blieben sie auch wohl längere Zeit darin, wobei ihnen ihre einfachen, aber z. T. recht dauerhaften Wetterschirme den Aufenthalt erleichterten, bis

schließlich beginnende Verknappung der Lebensmittel oder nachdrängende stärkere Horden oder andere Ursachen sie wieder weitertrieben. Solange sie aber in einer Gegend verweilten, entwickelte sich bei ihnen bereits die jetzt bei Festwohnenden übliche Zweiteilung des Verkehrs: gewohnheitsmäßiger Nahverkehr, der nur zu den regelmäßig aufgesuchten Sammel-, Jagd- und Fischgründen führte und erweiterter Verkehr, der gelegentlich zu besonderen Zwecken, wie etwa Treibjagden, Kriegszügen, Sippenbesuch, Handelsreisen oder Herbeiholung entfernt vorkommender Rohstoffe, in größere Ferne führte.

Die Siedelungen lagen zeitweise fest, aber sie waren klein, die Volkszahl gering, der Machtbereich eng: Dorfstaaten, wie man sie noch jetzt in unberührten Teilen Melanesiens findet. Und wenn das Völkchen wieder weiter wanderte, so wurde es eben ein wandernder Staat, dessen Boden immer wieder wechselte, bis erneut eine längere Festsetzung erfolgte.

Wenn wir von Vedder hören, daß Sammel- und Jägervölker, wie die Buschmänner, gegenwärtig sogar die Ausdehnung ihres Gebiets durch Grenzzeichen andeuten und daß innerhalb desselben eine Anzahl kleinerer Sammelbezirke, je mit einer Quelle oder sonstigen Wasserstelle, im regelmäßigen Turnus abgesucht zu werden pflegen, so können wir uns auch eine Vorstellung jener uralten Sammelvolksstätchen machen, die zeitweise festlagen, obwohl innerhalb ihrer Grenzen das Volk in ständiger Bewegung war.

Fischereisiedelungen ziehen sich naturgemäß längs der Fluß-, See- oder Meeresufer hin, während ein Geländestreifen landeinwärts für Gewinnung von Brenn- und Nutzholz und andere Zwecke Verwendung findet und das Dorfstätchen vervollständigt. Bei Erschöpfung des Fischreichtums wird die Siedelung verlegt, oft Hunderte von Kilometern weiter weg, um später vielleicht wieder an den alten Ort zurückzukehren.

Solche Fischereistätchen hatten zweifellos schon früh z. T. eine straffe Organisation, indem z. B. zur Bedienung des großen Grundnetzes sicherlich ebenso, wie noch jetzt in der Südsee, die gesamte Einwohnerschaft mithelfen mußte. Da der Verkehr im Boot sich vollzog, so werden oft große lineare Strecken längs des Strandes zurückgelegt worden sein, indes in Atollen der Verkehr oft quer über die Lagune hinweg zu unbewohnten, oft Dutzende von Kilometern entfernten Eilanden erfolgte, um dort eine Zeitlang zu fischen. Gelegentlich wurden auch ferne Inselgruppen besucht, und wenn bei solchen Gelegenheiten Stürme das Fahrzeug verschlugen, so konnten sehr entlegene Inseln besiedelt worden sein, obwohl der Gebrauch des Segels noch unbekannt war.

Wie Sammel- und Fischereivölkchen bei Erschöpfung ihres Reviers zur Weiterverlegung ihres Wirkungskreises genötigt werden konnten, so war ein gleiches auch bei Jägervölkern in dünn bestockten Gebieten häufig der Fall, während andererseits schon in alter Zeit Herdenwanderungen etwa der Büffel oder Springböcke, der Renntiere oder Moschusochsen manche Jägervölkchen zu rhythmischem Hin- und Herziehen in bestimmten Jahreszeiten veranlaßten.

Das ständige räumliche Verschieben der locker gefügten Stätchen machte deren Bevölkerung mit immer neuen physischen Tatsachen bekannt, wodurch ein erheblicher Kulturfortschritt angebahnt wurde, den wandernde Handelsleute durch Mitbringen neuer Kulturelemente noch wesentlich steigerten. Die Verschiedenheit der natürlichen Ausstattung der einzelnen Wohnräume aber drängte schon früh zu regelmäßigem Austausch der Erzeugnisse, was vielfach auf neutralem Raum zwischen den eigentlichen Staatsgebieten erfolgte. So trat also schon in primitiven Kulturverhältnissen der Handelsverkehr, d. i. die Raumbewältigung mit fertigen Gütern, zu dem uralten produktiven Wirtschaftsverkehr.

PERIODE DES VORGESCHRITTENEN VERKEHRS

Wenn in den Zeiten des primitiven Verkehrs der Mensch noch ganz auf seine eigene Kraftleistung angewiesen war, so stellte man später allmählich die verschiedensten Haustiere in den Dienst des Landverkehrs: Hund, Rind, Esel, Pferd, Maultier, Yak, Wasserbüffel, Kamel, Elephant u. a., ja sogar Ziege, Schaf und Renntier, die als Schleif-, Trag-, Reit- oder Zugtiere dienen mußten. Zugtiere allerdings konnten erst nach der Erfindung von Schlitten und Wagen in Tätigkeit treten.

Da aber Saum- und Zugtiere nur auf wenig geneigtem und schwach bewachsenem Boden unmittelbar verwendbar waren, in Urwäldern oder schroffen Gebirgen aber erst nach Wegschaffung der gröbsten Hindernisse, so war man genötigt, in solchen Gegenden die schon vorhandenen Fußpfade zu verbessern und zu verbreitern, oder, wo die Steigungen für Fahrzeuge allzu steil waren, besondere Fahrwege anzulegen, nötigenfalls auch tragfähige Holzbrücken zu bauen u. dgl. Und wenn es anfänglich auch nur Behelfswege gewesen sein werden, so erreichte später der Weg- und Brückenbau doch stellenweise bereits einen ansehnlichen Grad der Vervollkommnung.

Wenn so der Landverkehr einen gewaltigen Schritt vorwärts tat, so erfuhr der Wasserverkehr durch Verwertung des Windes als Triebkraft eine nicht minder bedeutungsvolle Förderung, die namentlich in Gebieten mit regelmäßiger Windbewegung, also vor allem in den Passat- und Monsungegenden, zu Höchstmaßen der Leistung führten.

Kein Wunder, daß in den Tropen und Subtropen die Segelschiffahrt zuerst bewundernswerte Glanzleistungen vollbrachte, waren doch schon lange vor Kolumbus die Malayopolynesier dank ihres Wagemuts und ihrer hohen navigatorischen Fähigkeiten einerseits bis nach Madagaskar, andererseits aber bis zu den östlichen Südseeinseln vorgedrungen und hatten damit sogar die kühnen Fahrten der Normannen, am Maß der Raumbewältigung gemessen, in den Schatten gestellt! Beide kannten den Kompaß nicht, aber während die Schiffahrt der Wikinger in den Rahmen der späteren europäischen Navigation hineinpaßte, fuhren die Malayopolynesier bei Nacht, wobei sie sich nach einem selbstgewählten Sterndreieck richteten, um im größten Kreis zu bleiben; bei Tag aber drehten sie bei und schliefen oder fischten!

Gegenüber der Alten Welt blieb die Neue weit zurück, denn wenn auch die nordamerikanischen Indianer gelernt hatten, den Hund als Schleif- und Schlittentier zu gebrauchen und ihre südamerikanischen Rassegenossen im Llama sich ein wertvolles Trag- und Wolltier heranzuzüchten vermochten, so blieb doch im übrigen der Landverkehr ganz auf die menschliche Kraft angewiesen. Wenn dennoch Großes geleistet wurde, so ging das in erster Linie auf die stellenweise ganz vortreffliche Organisation des Verkehrs und — im Inkareich — auch auf vorzügliche Straßenbauten zurück, die seinerzeit die uneingeschränkte Bewunderung der Spanier erweckten. Zur See war stellenweise auch das Segel in Gebrauch, so vor allem auf den großen peruanischen Segelflößen des Stillen Ozeans.

Im Nachrichtenverkehr blieben die Alte wie die Neue Welt trotz stellenweiser Anwendung postartiger Einrichtungen mit Relaisdienst und verschiedenartiger optischer und akustischer Hilfsmittel auf einer bescheidenen Stufe der Entwicklung stehen, und nur wenige afrikanische und Südseevölker hatten in der Trommelsprache ein wirklich ausgezeichnetes Fernsprechsystem erfunden, das bei Aufnahme und Weiterbeförderung der Nachricht jeweils am Rand der Klangreichweite eine eingehende Berichterstattung über weite Räume in überraschend kurzer Zeit ermöglichte.

Wenn das Verkehrswesen der Alten Welt vor Beginn der Neuzeit hoch über dem der Neuen stand, so galt ein Gleiches auch hinsichtlich anderer technischer Fähigkeiten, wie denn die altamerikanischen Kulturvölker zwar Meister in der Bearbeitung der Edelmetalle waren, aber das Eisen nicht kannten und damit auf dem Gebiet kriegerischer Betätigung von vornherein den vorgeschritteneren altweltlichen Völkern stark nachstanden, um so mehr, als sie auch Feuerwaffen, Pferde und Kriegshunde, wie sie die Spanier verwendeten, nicht besaßen.

Dagegen waren die tropischen Indianer auf dem Gebiet des Feldbaus den altweltlichen Völkern ebenbürtig, da sie auch den Schritt vom Sammeln pflanzlicher Stoffe zum Anbau der Gewächse selbständig gemacht haben. Und wenn sie auch den Pflug nicht kannten, so waren und sind ihre primitiveren, ganz auf menschliche Arbeit abgestellten Feldbaumethoden doch durchaus wirksam und stellenweise, so in Peru, war die künstliche Bewässerung sogar so hoch entwickelt, daß sie den Vergleich mit den höchststehenden altweltlichen Systemen aushalten konnte.

Die verschiedenen Wärme- und Feuchtigkeitsansprüche der Kulturpflanzen bedingten in der Alten wie der Neuen Welt eine große regionale Verschiedenheit der pflanzlichen Erzeugnisse, was dann wieder einen starken Anreiz zum Handelsverkehr abgab, vor allem — neben Abessinien — in den Hochländern des tropischen Amerika, wo die verschiedensten Kulturgrenzen einander besonders nahe rücken.

Da die Bevölkerung der amerikanischen Hochländer vielfach ein sehr ausgeprägtes Bedürfnis nach den feinen pflanzlichen Erzeugnissen des Tieflandes empfand, so bewegten sich schon frühzeitig und bewegen sich noch jetzt wahre

Ströme von Trägern und Llamatrupps vom Tiefland zum Hochland, um dem Wunsch gerecht zu werden.

Wenn in Amerika der Feldbau einen besonders starken Verkehr zu nähren vermochte, so trat dagegen die Viehzucht sehr in den Hintergrund, nicht nur wegen ihrer örtlichen Beschränkung, sondern vor allem darum, weil die Milch der Herdentiere keine Verwendung fand. Die Folge davon ist nun, daß in Amerika nicht nur der in der Alten Welt stellenweise doch recht beträchtliche Handel mit Molkereierzeugnissen wegfiel, den der Handel mit Fleisch, Wolle und Wollgeweben der Llamas und Alpacas nicht ersetzen konnte, sondern daß auch eine ganze in der alten Welt sehr bedeutungsvolle Wirtschaftsform wegfiel: der Nomadismus.

Der Nomadismus, der bei der Haltung zahlreicher Haustiere Verwendung findet, ist auf die regenärmeren Gegenden der Alten Welt beschränkt und zeigt einen sehr charakteristischen Wirtschaftsverkehr, insofern die Herde bei der Dürftigkeit der meisten Weideplätze und bei der Spärlichkeit und geringen Ausdauer der Quellen und sonstigen Tränkestellen naturgemäß wieder weiter wandern muß, wenn Wasser oder Weide erschöpft sind. Dabei wird ein gewisser Turnus eingehalten, und in regelmäßigem Wechsel sucht man immer wieder bestimmte Brunnen und Weiden auf.

Um ein Beispiel anzuführen, möge der Kirgisen gedacht sein, über die Prof. Auhagen schreibt: „Ehe die großen Nomadenzüge der Kirgisen durch die intensivere russische Kolonisation und insbesondere durch die Stalinsche Agrarpolitik gestört und unterbunden wurden, spielte sich der Wanderungsturnus der Kirgisen, die ihre Winterquartiere am Flusse Tschu hatten (um 44° n. Br.), folgendermaßen ab: Nach der Schneeschmelze wurde die Hungersteppe durchzogen, die um diese Zeit genügend Wasser bot. Mit dem Fortschreiten des Frühlings zogen die Kirgisen auf ihren stammesmäßig festgelegten Routen nordwärts. Um die Mitte des Sommers wurden Orte erreicht, in denen das verkaufsreife Vieh abgesetzt wurde. Besonders wichtig war der Jahrmarkt von Kujanda an dem Trakt Karkaralinsk-Pavlodar. Der Jahrmarkt währte von Mitte Juni bis Mitte Juli neuen Stils und brachte einen Umschlag von über 2 Mill. Rubel. Das abgesetzte Vieh wurde von nördlichen Stämmen in die Nähe der sibirischen Bahn getrieben, wo es bei Beginn des Winters der Schlachtung verfiel. Im Herbst war die Hungersteppe wieder genügend wasserreich, um die Rückwanderung in die Winterquartiere zu ermöglichen."

Das bedeutet Wanderungen von vielen hundert Kilometern im Lauf eines Jahres und Karutz gibt als Endorte der Wanderungen der westlichen Kirgisen Alexandrowsk, Kasalinsk, Taschkent, Omsk und Orenburg an, wodurch ein Gebiet von der dreifachen Größe des Deutschen Reiches eingeschlossen wird!

Wenn schon bei einer Weiderast das Aufsuchen verlaufener Tiere und der Schutz gegen Raubtiere und andere Feinde die Hirten zu ständiger Übung ihrer Sinne und ihrer körperlichen und geistigen Bereitschaft zwingen, so noch mehr auf der Wanderung der Herde (der die ganze Horde mit Kind und Kegel, Zelten und spärlichem

Hausrat folgt) die Notwendigkeit, ein etwa ausreißendes Stück blitzschnell zu verfolgen, ihm über Stock und Stein nachzujagen und es wieder zur Herde zurückzubringen — ein Hinweis, der zugleich zeigt, wie außerordentlich wichtig in flachen Steppengebieten der Besitz schneller Reittiere ist. Wer sich das Leben nomadischer Hirten vor Augen hält, der erkennt unschwer, daß es ein ausgezeichneter Erzieher zu soldatischen Eigenschaften ist.

Noch mühseliger als das Leben der Steppennomaden verläuft das Leben der Gebirgsnomaden wie etwa der Renntier-Lappen in Skandinavien, denn da ist die Gefahr des Sichverlaufens und die Schwierigkeit des Wiederauffindens noch größer als in der Ebene. Zudem haben die Lappen auch keine Reittiere zur Verfügung, sondern müssen zu Fuß versprengte Tiere herbeiholen oder die Herden zusammentreiben, nötigenfalls auch ihre Tiere gegen Wölfe verteidigen. Auch die Renntiernomaden legen alljährlich noch ansehnliche Strecken zurück, wie denn die Lappen des nördlichen Skandinavien immerhin von Karesuando (Schweden) nach der norwegischen Meeresküste (z. B. Tromsdalen) rund 180 km Luftlinie zurücklegen müssen, um im Herbst wieder denselben Weg zurückzumachen.

Ehedem war das Schweifgebiet der Nomaden ein Staat beträchtlicher Ausdehnung mit mehr oder weniger festen Grenzen, deren Überschreiten durch Herden von Nachbarnomaden Krieg bedeutet hätte. Aber ein solcher Staat kannte so wenig wie die Sammlerstätchen eine feste Hauptstadt, vielmehr glich ein Nomadenstaat ungefähr einer Amöbe, deren Kern wanderte und bald da, bald dort sich für einige Zeit festsetzte: die Bewohnerschaft und ihr Besitz, die Herden, verschoben sich ständig innerhalb des Staatsraums.

Aber fast alle nomadischen Staatsgebilde sind neuerdings nach der Verteilung der Welt unter moderne hochentwickelte Staaten verschwunden, und wo Nomadismus oder Jagd noch die Ernährungsgrundlage bestimmter Völker und Völkchen ist, da sind aus den Staaten wirtschaftliche Betriebe besonderer Art geworden. Die Herden und Nomaden aber halten vielfach noch immer ihre uralten Wanderwege ein und überschreiten stellenweise sogar moderne Staatsgrenzen, wie denn besondere Staatsverträge zwischen Schweden und Norwegen solche Bewegungen regeln.

In Gebieten zeitweiser Trockenheit, wo niemals Nomadismus geherrscht hat, ist aber trotzdem stellenweise bei Zunahme der Herden die Notwendigkeit aufgetreten, einen Teil der Weidetiere oder alle während der Dürrezeit in feuchtere Gebiete zu verschicken (Transhumanz), eine Erscheinung, die in großem Maßstab in der „Mesta" Spaniens verwirklicht ist und vielfach Hunderte von Kilometern überwindet.

Gegenüber so gewaltigen Herdenwanderungen tritt das Auftreiben des Viehs auf die Almen während des Sommers in den Alpen, den Vogesen und vielen anderen Gebirgen an Raumausmaß sehr stark zurück.

In denkbar stärkstem Gegensatz zu den eben betrachteten Wirtschaftszweigen, in denen die Bevölkerung sich eigentlich ständig in Bewegung befindet, steht die Lebensweise der Seßhaften, unter denen die Feldbebauer in erster Linie stehen. Sie haben ihre Felder meist in geringer Entfernung vom festen Wohnplatz, so daß sie die Strecke gewöhnlich zu Fuß zurücklegen können. Dazu kommt, daß das Feld meist nur zur Zeit der Vorbereitungsarbeiten, der Saat, der Reinigungen und der Ernte aufgesucht werden muß, während es in der übrigen Zeit ruhig liegen bleibt, es sei denn, daß es sich um Feldfrüchte handle, die, wie Taro oder Maniok, sich nur ein paar Tage außerhalb der Erde halten, in welchem Falle die Weiber alltäglich auf die Felder gehen, um den Tagesbedarf zu holen. In Melanesien, wo die kleinen Dorfstätchen alle miteinander auf Kriegsfuß zu stehen pflegten, mußten die Frauen auf dem Weg und im Felde selbst ständig von bewaffneten Männern beschützt werden, was die weitere Folge hatte, daß die Männer sich an der Feldarbeit nicht beteiligen konnten, weil sie ja jederzeit bereit sein mußten, einen etwa aus dem unsichtigen Urwald hervorbrechenden Überfall abzuschlagen!

Es ist dies auch ein wesentlicher Grund dafür, daß die Feldarbeit unter solchen Umständen ganz den Frauen zufällt. Es zeigt sich so, daß in solchen Gegenden ein Teil der waffenfähigen Männer ebenfalls ein gewohnheitsmäßiges Verkehrsgebiet hatte, das aber gleichfalls innerhalb enger Grenzen blieb. Der produktive Wirtschaftsverkehr beschränkt sich auf den engen Raum des Feldes selbst, gleichviel ob ein deutscher Bauer hinter seinem Pflug hergeht oder der Chinese mit Hilfe des Wasserbüffels und Pflugs den Schlamm des Reisfeldes durchwühlt oder die Negerin den Boden durch Hacken, die Kanakerin durch den Grabstock, der Indianer durch den Pflanzstock für die Aufnahme der Saat vorbereitet. Die gewohnheitsmäßigen Verkehrsleistungen der seßhaften Feldbebauer sind also sehr gering, weshalb sie auch den Nomaden an Kraft und Gewandtheit stark nachzustehen pflegen. Wohl müssen auch sie ihr Feld vielfach gegen Wildtiere schützen, aber das geschieht doch meist durch Errichten von Wildzäunen und nur selten wird der Ackerbauer einem Raubtier persönlich entgegentreten müssen, da dieses ja ein Feld nicht lockt. Elephanten und andere große Verwüster aber sucht man durch Fallgruben u. a. unschädlich zu machen.

Angesichts der einförmigen tierischen Nahrung zieht den Nomaden der Ertrag der Felder vielfach an, so daß sich an vielen Stellen, wo beide Wirtschaftssysteme sich auf gleichem Boden treffen, ein friedlicher Tauschverkehr zwischen ihnen und den Ackerbauern entwickelt,

die ihrerseits auch gern einmal tierische Nahrung zu sich nehmen. Nicht selten nimmt der Nomade aber auch mit Gewalt, was er wünscht, da er sich seines kriegerischen Übergewichts sehr wohl bewußt ist.

Wenn die Verschiedenheit der Erzeugung der Nomaden und der Ackerbauer häufig starke Belebung des Verkehrs hervorrief, so natürlich auch die Verschiedenheit der Ausstattung einzelner Landschaften an Bodenschätzen oder Salz, oder der verschiedene Grad der Entwicklung gewerblicher Erzeugung in bestimmten Gegenden, sei es, daß die Erzeuger selbst, vielfach unter dem Schutz bewaffneter Begleiter, mit ihren Erzeugnissen große Handelsreisen unternahmen oder daß die Tauschliebhaber an den Erzeugungsort zum Einhandeln kamen, oder aber, daß gewisse Händler oder Handelsvölker im Zwischenhandel das Problem der Raumbewältigung erleichtern halfen. Sicher ist, daß oft gewaltige Strecken schon in sehr früher Zeit bewältigt wurden, wie denn Bernstein, Feuersteine oder Obsidian oft riesige Wege zurücklegten oder chinesische Händler (Serer) Seidewaren durch den ganzen asiatischen Kontinent hindurch bis an den Rand des Römerreichs brachten und Jade nach Haus mit sich nahmen.

Die stärkste Verankerung des Staats im Boden bewirkte der Ackerbau, solange die nötige Fruchtbarkeit erhalten blieb. Aber diese ließ bei düngungslosem Gebrauch des Bodens früher oder später vielfach nach, in welchem Falle ackerbautreibende Völker ihre Heimat ebenso verlassen mußten, um neuen Siedelungsboden zu suchen, wie etwa Nomaden, Jäger, Fischer oder Sammler bei Verknappung ihrer Nährgrundlage. So entstanden immer wieder Völkerwanderungen, deren bekannteste die mittelalterlichen riesigen Völkerbewegungen Eurasiens sind: ganze Völker setzten sich dabei mit Weib und Kind und dem unentbehrlichsten Hausrat in Bewegung auf der Suche nach neuen Wohnsitzen, wobei sie etappenweise bald hier, bald dort längeren Halt machten: bodenschweifende Staaten, deren Staatsgebiet fester Grenzen entbehrte, aber jeweils den Ort des Aufenthalts und seine Umgebung umfaßte, bis schließlich das Volk sich auf geeignetem Gelände wieder festsetzte und einen bodenständigen Staat bildete.

Wenn der friedliche Verkehr vielfach Kulturanregungen verbreitete, so galt ein gleiches aber auch vom kriegerischen Verkehr, da die Vorzüge einer neu erfundenen Waffe oder einer neuen Taktik alsbald beim unterlegenen Volk und dessen Nachbarn ebenso den Wunsch zeitigte, in den Besitz solcher zu gelangen, wie es andererseits mit Erfindungen des Friedens der Fall war.

Grundlegende Fortschritte auf dem Gebiet des Landverkehrs blieben dem Mittelalter versagt, wennschon mit der steigenden Volkszahl, der zunehmenden Differenzierung der Erzeugnisse, den wachsenden Ansprüchen vieler Kreise an gehobene Lebensführung, selbst Luxus, und der stellenweise starken Vergrößerung der Reiche der Rhythmus des Verkehrs stark beschleunigt und der räumliche Ausschlag wesentlich vergrößert worden war. Im Gegensatz dazu hat der Seeverkehr gegen Ende des Mittelalters auch ohne wesentliche Verbesserung der technischen Verkehrsmittel einen bedeutsamen Schritt nach vorwärts getan durch die Verwendung des Kompasses, der vielleicht auf eine ältere Erfindung der Chinesen zurückgeht, nun aber die Hochseeschiffahrt im Abendlande sehr erleichterte und damit die Überwindung der Weltmeere anbahnte.

Von den drei Großtaten eines Kolumbus, Vasco da Gama und Magalhāens bot die des Vasco da Gama zunächst den weitaus größten Nutzen, da sie den Handelsverkehr mit dem seit langer Zeit hochentwickelten Tropenland Indien für alle Zeiten sicherstellte. Dagegen hatte die Tat des Kolumbus für die fernere Zukunft eine wesentlich höhere Bedeutung, denn sie fügte der Alten Welt eine Neue hinzu, die freilich zunächst noch wenig entwickelt war, aber sich nach Einführung der altweltlichen Transporttiere, Nutzgewächse und Wirtschaftsformen sehr rasch höher entfaltete. Magalhāens aber eröffnete die weltumspannende Seeschiffahrt und bahnte damit die Entwicklung des Weltverkehrs an, der freilich erst im 19. Jahrh. zur Auswirkung kam.

Zu Beginn der Neuzeit spielte sich ja der Handel auf dem größten Teil der erschlossenen Erde, abgesehen von uralten durchgehenden Handelswegen, noch auf Einzelflächen unabhängig voneinander innerhalb der Reiche selbst und mit deren jeweiligen Nachbarn ab, und nur der Levantehandel hatte sich zu einem großzügigen, über mancherlei Staatsgrenzen hinweggehenden Handel Ost- und Südasiens mit dem Abendland unter Vermittlung von Zwischenhändlern entwickelt, unter denen einerseits die südeuropäischen Stadtstaaten, andererseits arabische Kamelkarawanen und Schiffe an erster Stelle standen.

Wenn auch scharfblickende europäische Kaufleute das feine Geäder des Levantehandels trotz der durch Marco Polo eröffneten Kenntnis Ost- und Südasiens nicht ganz zu durchschauen vermocht hatten, so erkannten sie doch ahnend die gewaltigen Erweiterungsmöglichkeiten des Handels und Verkehrs, die sich aus der Überwindung der Weltmeere ergeben konnten. Auch das Volk der Entdeckerstaaten selbst träumte alsbald von Schätzen in den neuentdeckten Ländern, die man sich nicht reich genug ausmalen konnte, und Ungezählte drängten sich im Laufe der Zeit — nach anfänglichem Zögern — dazu, Teil daran zu bekommen, nachdem einmal die spanische und portugiesische Kolonisation die Hand auf riesige Neuländer gelegt hatte. Aber wenn damit der Verkehr auch einen bedeutsamen Aufschwung nahm, so handelte es sich in der Hauptsache doch zunächst (auf Grund der Erdteilung durch Papst Alexander VI.) nur um die Eröffnung zweier nationaler Seehandels-

gebiete zwischen den jeweiligen Mutterländern und ihren Kolonien, da fremder Handel nicht zugelassen wurde. Nur ein dünner portugiesischer Weltverkehrsfaden reichte bis nach China und Japan hin — welch letzteres Land allerdings sich verhältnismäßig bald hernach auf zwei Jahrhunderte völlig gegen das Ausland abschloß.

Als später Engländer, Franzosen, Holländer u. a. ebenfalls Kolonien gründeten, gestatteten auch sie nur den Handelsverkehr zwischen dem Mutterland und seinen Kolonien. Es entstand so eine ganze Reihe von nationalen Verkehrssystemen, die unabhängig nebeneinander arbeiteten, kein Weltverkehr, wennschon ein weltumspannender Verkehr!

Da aber Spanien seine Kolonien nur ungenügend und zu hohen Preisen mit Industriewaren versorgen konnte, die es großenteils selbst erst aus England, Holland und Frankreich kaufen mußte, so entwickelte sich — vor allem im amerikanischen Mittelmeer — bald ein ausgedehnter Schmuggelhandel von den benachbarten nichtspanischen Kolonien her und vermehrte so den Verkehr.

Außerdem aber zog sich das in vielen Meeren blühende Piratenwesen auch nach den Gewässern des spanischen Kolonialreichs, da dessen Erzeugnisse in Edelmetallen besonders lockten.

So setzten sich denn zahlreiche englische, französische, holländische u. a. Seeräuber auf entlegenen einsamen Inseln des caraibischen Meers, aber auch der Südsee (Galapagos, Kokosinsel) fest und gründeten eigenartige kommunistische Flibustierstätchen (vor allem im 17. Jahrhundert), um von hier aus spanische Schiffe zu überfallen und auszuplündern oder waghalsige Raubzüge nach dem spanisch-amerikanischen Festland zu unternehmen, die manchmal erfolgreich waren (Eroberung der Städte Panama 1670, Veracruz 1683, Campeche 1685), aber doch zu wenig Macht hinter sich hatten, um nachhaltige Folgen zu zeitigen — mit Ausnahme von Haiti, dessen staatlicher Bestand in letzter Linie auf die Festsetzung französischer Boukaniere auf der Tortuga-Insel zurückgeht. — Und als die Flibustier sich im 18. Jahrhundert nicht mehr auf spanische Schiffe allein beschränkten, sondern auch andere angriffen, zerflog bald der Spuk der „schwimmenden Republik", wie man das Flibustierwesen auch wohl genannt hat.

Die spanisch- und portugiesisch-amerikanischen Kolonialreiche entwickelten zwar langsam, aber immerhin großzügig trotz sehr geringen Menschennachschubs ihr Landverkehrswesen und ihre Wirtschaft, so daß sie stellenweise europäischen Staaten in dieser Hinsicht ebenbürtig wurden. Und wenn das spanische Amerika auch genötigt wurde, seine Silberflotten durch Kriegsschiffe auf der Fahrt nach Europa zu schützen und andererseits nicht verhindern konnte, daß europäische Mächte auch auf dem Festland des tropischen Amerika an entlegenen Küsten Fuß faßten und damit ihrem Schiffsverkehr Stützpunkte schufen, so bedeutete doch der regelmäßige spanische Seeverkehr von Mexiko nach den Philippinen und nach Peru zusammen mit den spanischen Linien auf dem atlantischen Ozean damals eine große Verkehrsleistung. Selbst der spanische Landverkehr auf amerikanischem Boden leistete trotz übermäßig weiter Verkehrsmaschen stellenweise Gutes, wie denn vor allem der wichtige Maultierpfad über den Isthmus von Panama, der die peruanischen Güter zum atlantischen Ozean überleitete, durch Pflasterung schon frühzeitig selbst für die Regenzeit zur Not gangbar erhalten wurde.

Gewiß muß man den niedrigen Stand des Straßenbaues im spanischen Amerika zugeben, aber es ist zu bedenken, daß es in tropischen Kolonien anderer europäischer Staaten vielfach auch nicht besser aussah, was in Anbetracht der außerordentlich niedrigen Volksdichte dieser Länder durchaus verständlich ist. Und selbst in den europäischen Staaten war damals das Landverkehrsnetz größtenteils in schlechtem Zustand, und erst Napoleon I. hat durch den Bau großartiger Heerstraßen das allgemeine Zeichen für den Aufschwung des Straßenbaues in Europa gegeben.

Und wenn geklagt wurde, daß etwa in Mexiko das Räuberunwesen schwer auf dem Reiseverkehr lastete, so darf man demgegenüber darauf hinweisen, daß in Deutschland nicht viel früher das Raubritter- und Wegelagerertum nicht minder schlimm war, von China und anderen asiatischen Ländern nicht zu reden!

Dazu kommt, daß innerhalb der großräumigen amerikanischen Kolonien der verschiedenen europäischen Nationen wenigstens einheitliche politische Verhältnisse weithin herrschten, während in China — bis in die Gegenwart herein — der Übergang in eine andere Provinz jedesmal mit Abgabe eines neuen Zolls verknüpft war, und daß im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation unzählige derartiger Zollgrenzen passiert werden mußten, die den Handelsverkehr aufs tiefste schädigten und aufs stärkste verteuerten!

EXKURS ÜBER STAAT UND VERKEHR

Nachdem wir bisher die Rolle des Verkehrs in seiner geschichtlichen Entwicklung skizziert haben, dürfte es an der Zeit sein, in den Darlegungen Halt zu machen und die Beziehungen zwischen Staat und Verkehr einmal mehr allgemein zu betrachten.

Wir haben in matten Umrissen die verschiedensten Staaten an uns vorüberziehen sehen und haben beobachten können, daß die Art des Nahrungsmittelerwerbs und des für diesen notwendigen Verkehrs auch entscheidend war für die Art der Staatsembryonen, die in ältester Zeit noch ohne feste Grenzen bestanden, aber bei stärkerer Besetzung des Bodens durch Menschen bald auf mehr oder minder bestimmte Grenzen eingeengt wurden. Je dichter die Bevölkerung der Erde wurde, desto mehr Halt bekamen auch die Grenzen, selbst von Staaten mit bodenschweifender Bevölkerung, wobei der Umfang des gewohnheitsmäßigen Verkehrs zugleich den Umfang des Staats

andeutete. Eine Hauptstadt fehlte solchen Staatsgebilden, vielmehr befand sich der Ort der Staatsgewalt eben immer da, wo gerade das Oberhaupt der Horden sich aufhielt und durch Läufer oder reitende Boten seine Anordnungen nach den übrigen Teilen des Schweifgebiets ausgehen ließ. Ein höheres Maß von Seßhaftigkeit besaßen bereits solche Jagd- oder Fischereistätchen, denen ausreichende Nahrung an bestimmten Orten für längere Zeit vermöge ihrer natürlichen Ausstattung gewährleistet war. Das höchste Maß von Seßhaftigkeit verlieh aber der systematische Pflanzenbau, vor allem in seinen höchsten Formen des Pflug- und Sawahbaus sowie der Nutzbaumzucht, und mit der Seßhaftigkeit der Bevölkerung entwickelte sich auch an einer geeigneten Stelle eine festliegende Hauptstadt, die sich zum Herzen des Staates ausbildete.

Im allgemeinen darf man sagen, daß die Form eines Staatsgebiets (ja selbst schon eines Verwaltungsgebiets) in hervorragendem Maße von der Art des vorherrschenden Verkehrs, die mögliche Größe aber neben anderen Momenten großenteils von der Leistungsfähigkeit des Verkehrs abhängt, denn der Verkehr hält in entscheidender Weise den Zusammenhalt des Staats aufrecht, sorgt für Ausführung der im Regierungssitz ausgefertigten Befehle, ermöglicht eine wirksame Verteidigung und die Versorgung des Staatsgebiets mit Lebensmitteln und sonstigen wichtigen Stoffen, wie den Erzeugnissen eigener und fremder Gewerbetätigkeit. Frühzeitig haben kräftige, besonders aber weiträumige kontinentale Staaten erkannt, daß gute Einrichtungen für Verkehr und Handel, Truppenverschiebungen und Nachrichtendienst eine physiologische Notwendigkeit für ein gutes Funktionieren der staatlichen Verwaltung und Verteidigung sind, denn die Landwege und Wasserstraßen sind gewissermaßen die Blutgefäße des Staatskörpers — Blutgefäße, die von der Hauptstadt ausgehen und ebenso zu ihr zurückführen. Diese Erkenntnis hat schon im Altertum im medischen, persischen und römischen Reich zur Schaffung ausreichender und verkehrssicherer Straßensysteme geführt, im Mittelalter ebenso im großen Mongolenreich und im Inkareich; sie beherrscht auch die Verkehrspolitik aller Staaten der Gegenwart und wird sie in alle Zukunft beherrschen. Und wenn der Verwaltung des spanisch-amerikanischen Kolonialreichs große Mängel nachgesagt werden können, so ist als Hauptursache die Schaffung viel zu großer Verwaltungseinheiten und ungenügender, allzu zeitraubender Verkehrsmöglichkeiten zu nennen.

Gleichviel ob die Seßhaftigkeit in einem Staatswesen groß oder gering war, ob die Staatsgebiete groß oder klein, locker oder festgefügt waren — immer zeigte sich eine verschiedene Raumentwicklung, je nachdem der vorherrschende Verkehr zu Land oder zu Wasser vor sich ging. Wo binnenländischer Verkehr vorherrschte, lag der Hauptort mehr oder weniger zentral im Staatsgebiet; wo aber Wasserverkehr überwog, da lag die Hauptstadt gewöhnlich am beherrschenden Fluß oder an der Küste des betreffenden Sees oder Meeres.

Da nun die große Mehrzahl der gegenwärtigen Staaten und nicht wenige der neueren Kolonien in ihren Anfängen auf eine Zeit zurückgehen, in der die modernen Beförderungs- und Nachrichtenübermittlungsmethoden noch unbekannt waren, so versteht sich's, angesichts der kategorischen Notwendigkeit möglichst rascher Benachrichtigung und nötigenfalls auch Truppenverschiebungen nach bedrohten Teilen des Staats, daß derselbe in seiner Gestalt (soweit diese nicht durch übermächtige äußere Einflüsse mitbedingt war) und in der Lage der Hauptstadt sich nach dem Gesichtspunkt der wirksamsten Verkehrs- und Nachrichtenbewältigung einrichten mußte. Das ist denn auch überall geschehen.

Daß der Verkehr Einfluß auf die Gestalt des Staates besitzt, hatte schon Ratzel in einem Falle hervorgehoben (Politische Geographie, § 226), indem er darauf hinwies, daß in einfacheren Verhältnissen Ländergestalten ganz durch den Verkehr bedingt sein können, wie denn „Kong, der meridionalen Richtung seines Handels entsprechend, ein schmaler, von 12° n. B. bis 8° 30′ n. B. ziehender Landstreifen im Westsudan" sei. Aber er hat die Frage leider nicht weiter verfolgt. Tut man es, so kommt man etwa zu folgenden Ergebnissen:

1. Nehmen wir den Fall eines ebenen und in allen seinen Teilen gleichförmigen Landgebiets ohne schiffbaren Fluß, also mit ausschließlichem Landverkehr, an, wie es für wirtschaftliche Überlegungen J. H. von Thünen in seinem „isolierten Staat" (1826) angenommen hat, so erhält man auch für ein politisches Gebilde dieser Ausstattung als Idealform einen Kreis mit der Hauptstadt in der Mitte. Aber in der Wirklichkeit gibt es einen solchen Staat nicht, denn der natürlichen und geschichtlichen Hemmnisse sind es allzu viele, so daß auch bei den Staatsgebilden, die dem Ideal am nächsten kommen, immer noch eine Menge Abweichungen bestehen. Am nächsten stehen dem Ideal noch kontinentale Staaten, bei denen die Hauptstadt ungefähr in der Mitte des (noch bestehenden oder ehemaligen) Staatsgebiets liegt, wie das z. B. beim alten und gegenwärtigen Mexiko, in Guatemala und anderen tropisch-amerikanischen Hochländern, ferner Abessinien, der Fall ist, und zur Zeit — trotz

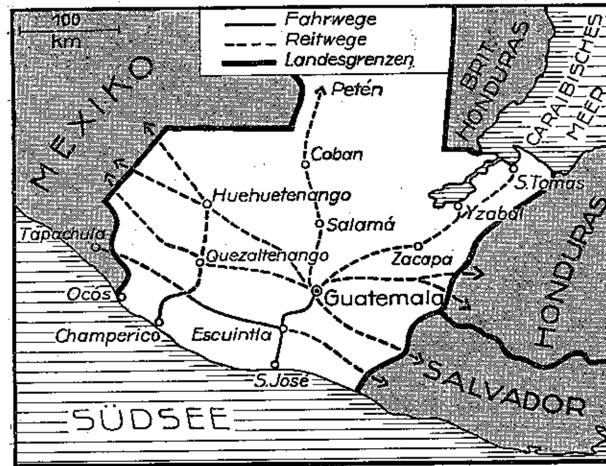


Abb. 44. Kernland von Guatemala als Beispiel eines kontinentalen Radialstraßenstaates (um 1875).

der Zusammenschweißung aus verschiedenen Einzelländern — auch bei Spanien und der Schweiz zu erkennen ist. Auch in den außertropischen Hochländern Asiens, wie Mongolei, Tibet, Persien und der modernen Türkei liegt die Hauptstadt noch im mittleren Hochlande. Ebenso war es im alten Perú, wo aber Staatsgestalt und Oberflächenformung zur Anlage zweier großer Längsstraßen mit Querverbindungen geführt hatten.

Bei zentraler Lage der Hauptstadt ist das Verkehrssystem speichenförmig, radial angelegt und erreicht dadurch bei noch wenig entwickelten Verkehrsmitteln den in jener Zeit höchsterreichbaren Grad von Wirksamkeit, auch hinsichtlich der Zufuhren zur Hauptstadt.

2. Ein radiales Verkehrssystem entwickelte sich weiterhin auch bei Radialflußstaaten, d. s. Staaten mit radialer Anordnung schiffbarer Flüsse, wie es das europäische Rußland mit seiner zentral gelegenen Hauptstadt Moskau zeigt, in gewissem Maße aber auch Frankreich, obwohl dessen Hauptstadt aus geologisch-morphologischen Gründen exzentrisch liegt. Das radiale Auseinanderlaufen der Flüsse dient in hervorragendem Maße dem Ziel einer festen politischen Zusammenfassung des Ganzen und einer raschen Abwicklung des von der Hauptstadt ausgehenden Verkehrs, wie denn auch das europäische Rußland sich von der Mitte aus längs der Flüsse allmählich nach den jetzigen Randgebieten hin ausgebreitet hat. Zur Erleichterung des Verkehrs der zwischen den Speichen liegenden Landgebiete wurden vielfach bei vorgeschrittener Technik die Flüsse durch Kanäle miteinander verbunden und so ein durchgehender Wasser-Güterverkehr durch das ganze Land angebahnt.

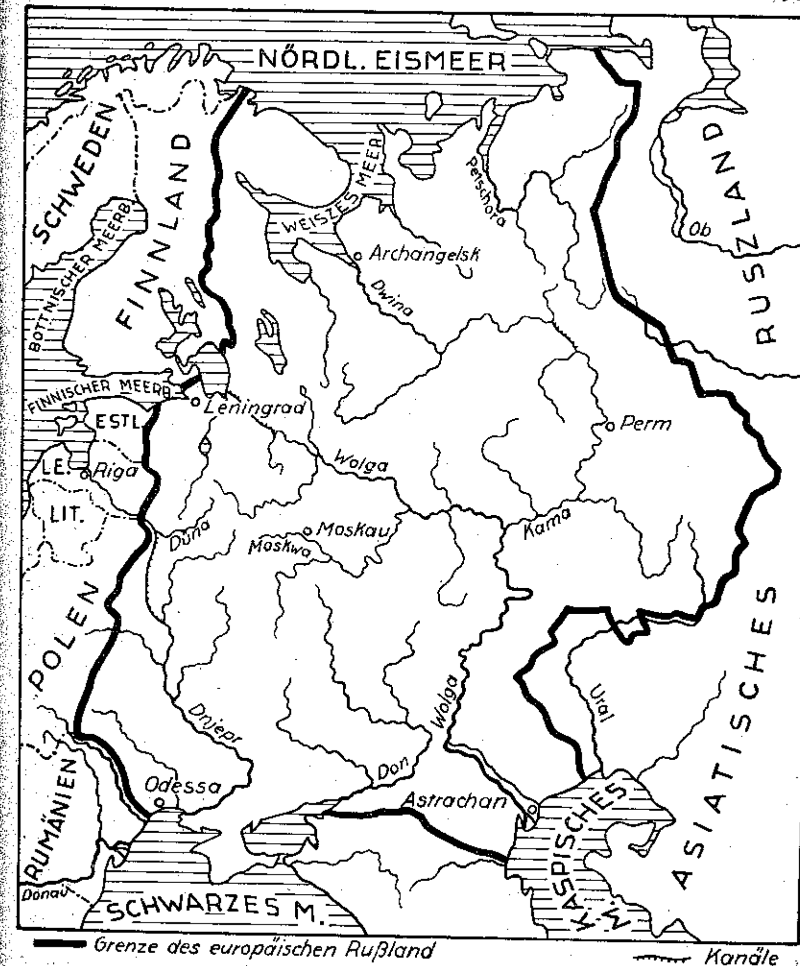


Abb. 45. Das europäische Rußland als Beispiel eines Radialflußstaates.

Bei nahezu kreisförmiger Staatsgestalt sind alle Randgebiete bei sonst gleichartigen Naturverhältnissen gleich gut geschützt, so auch seinerzeit im alten Rußland, während dasselbe Reich nach Angliederung Sibiriens und dadurch erfolgter starker Verlängerung seines östlichen Radius im Fernen Osten nun hier ungenügend gedeckt erscheint.

3. Wo ein schiffbarer Fluß ein Landgebiet durchzieht, da war er bei der mäßig entwickelten Verkehrstechnik älterer Zeiten der Hauptverkehrsweg des Gebietes. Entwickelte sich nun in diesem Gebiet ein

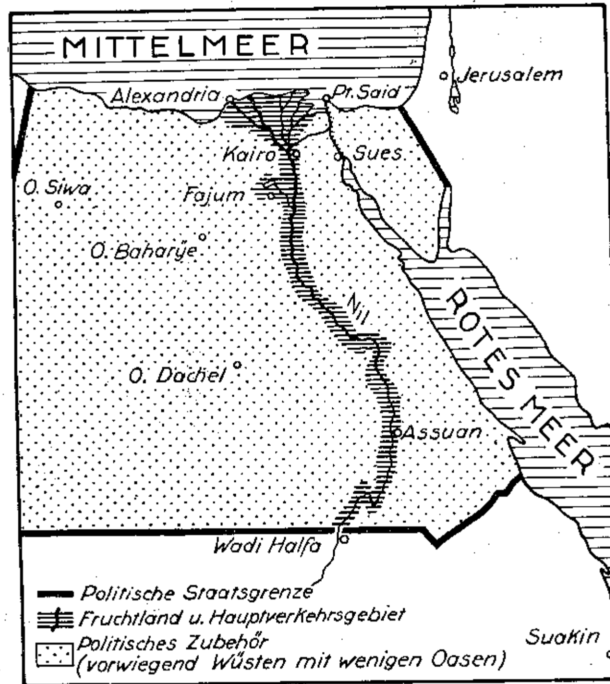


Abb. 46. Ägypten als Beispiel eines Ein-Fluß-Staates.

Staat, so kam die Hauptstadt dieses Ein-Fluß-Staats unmittelbar an ihn oder in seine nächste Nähe zu liegen, weil auf diese Weise die Zentralgewalt ihren Willen im Staatsraum am leichtesten durchsetzen konnte, da der Verkehr am schnellsten auf dem Fluß erfolgen konnte und von ihm aus seitliche Botengänge die Nachricht rasch weiter zu verbreiten vermochten. Die naturgemäße Gestalt eines Ein-Fluß-Staats ist langgestreckt, vor allem dann, wenn der Fluß auf weite Strecken hin keine Nebenflüsse erhält, wie der Nil in Ägypten. Wo schiffbare Nebenflüsse in den Hauptfluß münden, da ist es das natürliche Streben des Staats, auch diese in seine Grenzen einzubeziehen, womit sich die Form bereits wesentlich verbreitern muß. So kann man Siam in der Hauptsache als Menam-Land ansehen, wie denn auch die Hauptstadt immer an diesem Flusse lag: im frühen Mittelalter am Oberlauf, später am Unterlauf. So ist auch Paraguay im Wesentlichen ein Ein-Fluß-Staat mit dem Paraguay als Hauptverkehrsader und dem Paraná und zur Regenzeit auch dem Pilcomayo als Nebenästen. Der Kongo mit seinen riesigen Nebenströmen konnte erst bei höherer Entwicklung der Verkehrsmittel von einem einzigen Staat umfaßt werden (Kongostaat mit ungefähr birnförmiger Gestalt), während das amerikanische Gegenstück, der Amazonas, nie in eine Hand gekommen ist, sondern selbst in der Kolonialzeit theoretisch zwei Mächten gehörte: der Oberlaufmacht Spanien und der

Mündungsmacht Portugal, die ehedem beide nur durch wenige Posten längs der Hauptflußlinien ihren Anspruch auf das Riesengebiet andeuteten. Wo aber im Gebirge die Flüsse nicht schiffbar sind, da zwingen doch ihre Täler meist die Wege und damit auch den Verkehr in die Flußrichtung hinein.

4. Während ein Ein-Fluß-Staat bei nicht allzu starker Entwicklung der Nebenflüsse die Tendenz zur Bildung langgestreckter Staatsräume zeigt, entstehen in Gebieten mit einer Mehrzahl paralleler schiffbarer Flüsse Staatsgebilde von kompakter Form, in denen ursprünglich ebenfalls der Verkehr hauptsächlich zu Wasser vor sich ging, aber der Natur entsprechend parallel nebeneinander her, so daß eine intensive gegenseitige Durchdringung des Verkehrs fehlte und damit auch die Vereinheitlichung der Bevölkerung und ihrer politischen Auffassungen, wie sie in Gebieten mit radialem Flußsystem so leicht eintritt, erschwert wurde. Ein solches Parallelflußland ist trotz der nur streckenweise möglichen Schiffbarkeit des Hoangho, — der aber ungemein erzieherisch auf die Anwohnerschaft gewirkt hat — in entscheidenden Teilen des Riesenreichs China, das aber den Nachteil des Parallelismus der Ströme z. T. schon frühzeitig erfolgreich bekämpfte durch Kanalverbindungen, vor allem durch die großartige Anlage des Kaiserkanals, der noch im Mittelalter vollendet worden war und den Hauptverkehrsweg zwischen dem Norden und

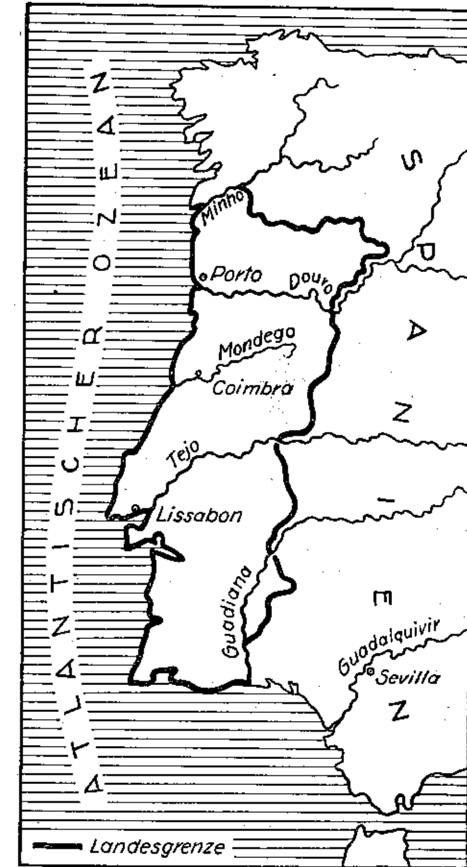


Abb. 47. Portugal als Beispiel eines Parallelflußstaates.

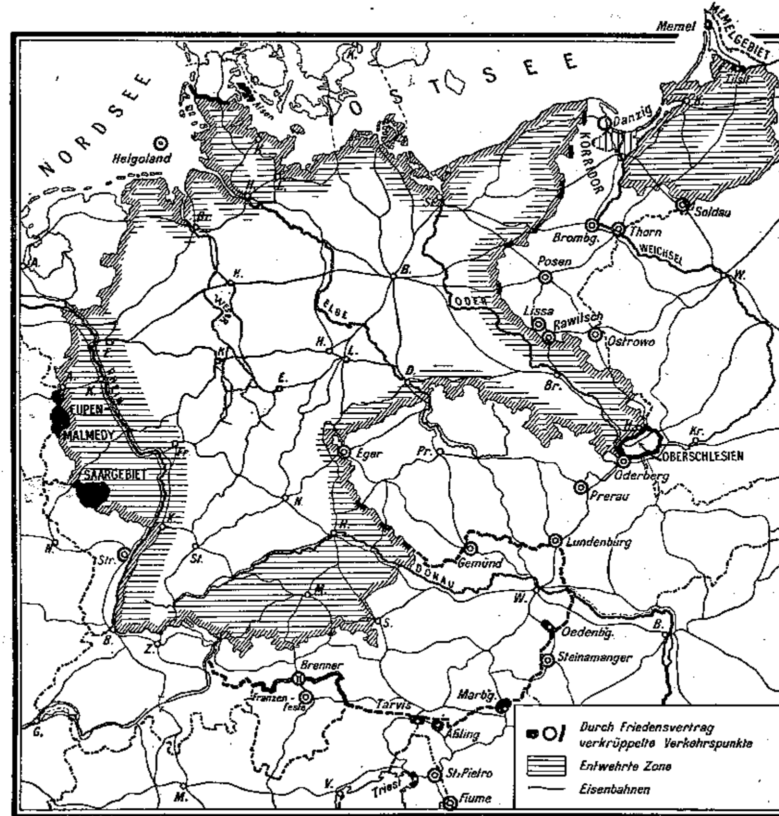


Abb. 48. Deutschland als Beispiel eines verkehrs- und wehrverkrüppelten Parallelflußstaates.

Süden des Reichs bildete — ein verkehrswirtschaftliches Bindeglied beider Reichshälften von größter Bedeutung! Eine Verlängerung des Kaiserkanals bis zum Si kiang kam wegen der gebirgigen Natur Südchinas nicht in Frage.

Zu den Parallelflußstaaten gehört auch Deutschland, das aber noch nicht überall die Kanalverbindung durchgeführt hat. Auch in anderer Hinsicht zeigte unsere Heimat schon von Anfang an erhebliche Mängel, insofern die meisten seiner Ströme im Ausland entspringen; das wichtigste Glied der Kette, der Rhein, der allein Süd- und Norddeutschland gleicherweise durchströmt und so eine bedeutsame politische Klammer zwischen beiden Reichsteilen darstellt, hat sogar nicht nur die Quelle, sondern auch noch seine Mündung in fremdem Land! Diese schon ursprünglich vorhandenen Mängel unseres Parallelstromsystems sind aber neuestens durch fremde Einwirkung noch wesentlich verschärft worden, indem einerseits die nicht rein deutschen Flüsse

internationalisiert worden sind, während die Weichsel sogar vollständig aus dem System herausgenommen wurde, womit das Deutsche Reich eine in wirtschaftlicher, verkehrlicher und politischer Hinsicht gleich empfindliche Verstümmelung erfahren hat, die noch verschärft wurde durch die Entwehrung ausgedehnter Randzonen unserer Heimat!

Zu den Parallelstromländern gehören auch Schweden, Portugal und Sibirien, letzteres allerdings mit Ausnahme des Südostens, wo der Amur (ähnlich wie die Donau in Deutschland) vorwiegend westöstlich einem anderen Meere zuströmt. Der Wert der sibirischen Parallelströme wird dadurch stark beeinträchtigt, daß sie ins nördliche Eismeer fließen und darum nur für kurze Zeit im Jahr und zudem nur mit ihren beiden westlichsten Gliedern unmittelbaren Anschluß an den Weltverkehr finden.

Wo Staaten an große Binnenseen angrenzen oder sie umfassen, wie das in hervorragendem Maße bei dem canadischen Seengebiet, aber auch bei kleineren Seen wie dem Bodensee, oder dem Titicacasee der Fall ist, da entwickeln sie auf diesen stehenden Wasserflächen einen Wasserverkehr von verhältnismäßig bedeutenden Ausmaßen, die aber nur dort wirklich großen Stil erreichen, wo die Seen Meeresschiffen durch gegrabene Kanäle zugänglich geworden sind, wie das bei den canadischen Seen der Fall ist, ohne daß eine besondere Staatenbildung sich daran angeschlossen hätte, da es sich um Verkehrstatsachen handelt, die sich erst entwickelten, als die staatliche Landverteilung schon lange erfolgt war. Ebensowenig haben kleinere Binnenseen dauernde Staatsbildungen veranlaßt, und wenn in Finnland die vielfach flußartig schmalen Seen mit Hilfe von Kanälen zu bedeutsamen Verkehrswegen haben ausgestaltet werden können, so überwiegt doch der viel bedeutendere Meeresverkehr in so großem Maße diesen eigenartigen Binnenseeverkehr, daß man Finnland in ähnlicher Weise als einen Meeresverkehrsstaat — mit allerdings bedeutsamem Binnenseeverkehr — betrachten muß, wie Holland als Seeverkehrsstaat mit beträchtlichem Fluß- und Kanalverkehr im Binnenlande zu charakterisieren wäre, während z. B. Venezuela, Brasilien, Argentinien zwar ebenfalls im Binnenland sehr starken Flußverkehr haben, aber noch nicht zu größeren Kanalbauten gegriffen haben.

5. Jeder Staat, der dauernd oder zeitweise an offenes Meer grenzt, benutzt dasselbe in mehr oder weniger ausgedehntem Maße nicht nur für die Verbindungen nach dem Ausland, sondern auch für den Verkehr des eigenen Landes, so daß also ein mehr oder weniger erheblicher Teil des Gesamtverkehrs durch den Küstenverkehr bewältigt wird. Insofern zeigen alle meerangrenzenden Staaten je nach dem Grad der Verkehrsfreundlichkeit des Meeres und der geistigen Veranlagung der Bevölkerung einen mehr oder minder breiten Land-

streifen längs des Meeres, dessen Hauptverkehr sich zu Wasser vollzieht; vor allem wird Schwer- und Massenfracht nach Möglichkeit zu Schiff verfrachtet. Und wo der Seeverkehr leicht, der Binnenverkehr aber schwierig ist, da entwickelt sich letzterer überhaupt erst spät und von vornherein benutzt der Staat das Meer als Hauptverkehrs-

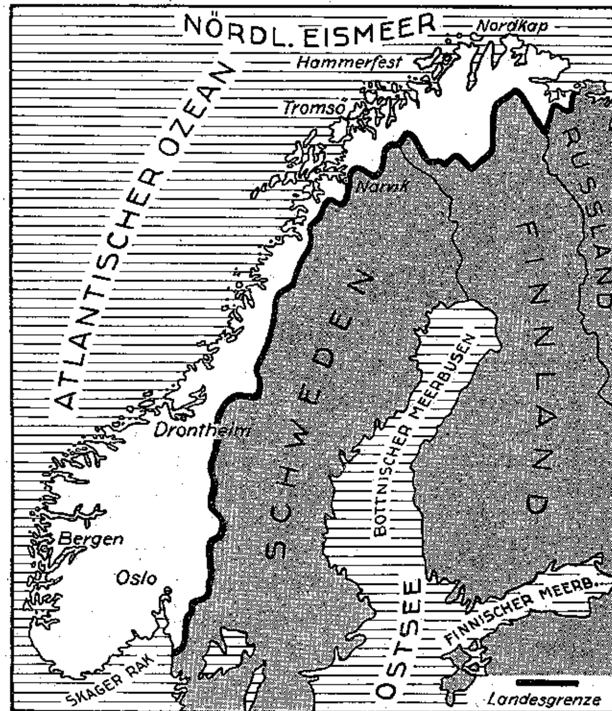


Abb. 49. Norwegen als Beispiel eines Seeverkehrstaates.

straße, weshalb auch in solchen Ländern die Hauptstadt an die Küste oder deren nächste Nähe verlegt wird und der Staat beim Wachstum ebenfalls längs der Küste wächst, so daß langgestreckte Staatengebilde entstehen können, als deren bestes Beispiel Norwegen betrachtet werden kann (Seeverkehrsstaaten).

6. Je günstiger der Seeverkehr im Verhältnis zum Landverkehr ist, desto breiter werden die Streifen vorwiegender Benützung des Meeres für Verfrachtung der innerhalb des Staatsgebiets erzeugten Güter und bei Inselstaaten (die den Raum einer oder zahlreicher Inseln einnehmen), erfolgt schließlich der weitaus überwiegende Teil

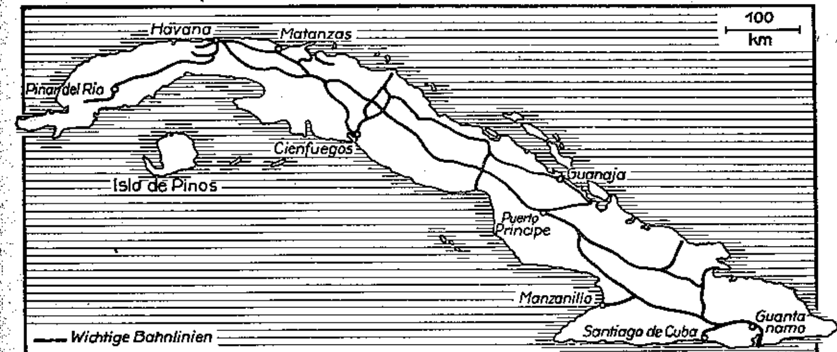


Abb. 50. Cuba als Beispiel eines Inselstaates, dessen innerer Verkehr vorwiegend durch Längsbahnen mit Querlinien bewältigt wird.

der Verfrachtung zu Wasser, während in früheren Zeiten auch der Personen- und Nachrichtenverkehr zu Wasser vor sich ging, wofür Island, Großbritannien und Irland, Japan, Cuba gute Beispiele liefern.

Die Gestalt solcher Staaten ist naturgemäß durch die Gestalt der Staatsinsel oder des den Staat bildenden Archipels gegeben.

Aber auch solche Staaten, die ungeheure Flächen des Festlandes umfassen, jedoch erst in küstennahen Gebieten dichtere Bevölkerung aufweisen wie Brasilien, bedienen sich für ihren Landesverkehr noch stark vorwiegend der Seeschiffahrt, selbst zwischen Städten, die durch Eisenbahnen miteinander verbunden sind.

Bei manchen Seeverkehrsstaaten werden aber nicht nur die eigenen Güter mit eigenen Schiffen nach dem In- und Ausland verfrachtet, sondern ein erheblicher Teil der Handelsflotte dient sogar dazu, die Fracht fremder Staaten durch Trampschiffe selbst in den fernsten Meeren weiter zu befördern, wie denn andererseits auch viele seeangrenzende Staaten nicht nur in ihren eigenen Gewässern fischen, sondern mit zahlreichen Schiffen weit entfernte, großenteils nicht nationale Seegebiete zum Zweck des Fischens aufsuchen, so schon seit dem 16. Jahrhundert die Neufundlandbänke, später aber auch die isländischen Gewässer und neuerdings in großem Stil zwecks des Walfangs antarktische Meere, wobei norwegische Fangschiffe weitaus an der Spitze stehen.

Wenn in gegenwärtiger Zeit ein Land wie Norwegen einen großen Teil seiner Einkünfte aus Verschiffung fremder Frachten deckt, so gab und gibt es zum Teil auch heute noch:

7. Durchgangsverkehrsstaaten, d. i. Staatsgebilde, die ursprünglich oder gegenwärtig noch einen bedeutenden Teil ihrer Einkünfte und der Lebensmöglichkeiten ihrer Bevölkerung dem Durchgangsverkehr verdanken. Dazu gehören die Paßstaaten unserer

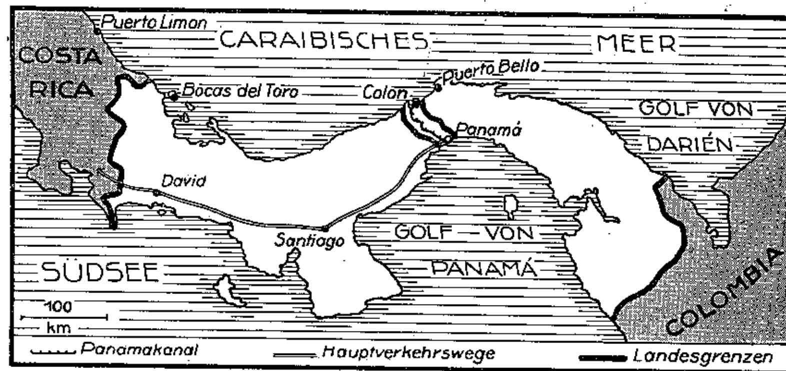


Abb. 51. Die Republik Panamá mit der Kanalzone als Beispiel eines Durchgangsverkehrsstaates.

Alpen, wie einst die Schweiz oder das Tirol, wo der Verkehr die Staaten schuf und erhielt, dazu gehörten in der Zeit des Levantehandels aber auch Mesopotamien und die arabischen Staatsgebilde, durch die die Kamelkarawanen zogen, ferner Singkiang (Chinesisches Turkestan) u. a., in neuester Zeit der Isthmusstaat Panamá, der seine alte Verkehrsbedeutung aus der spanischen Kolonialzeit dank geeigneter Anpassung an modernen Verkehr (erst die Eisenbahn, sodann den interozeanischen Schiffskanal) nicht nur ungeschwächt erhalten, sondern sogar gewaltig gesteigert hat. In all diesen Staaten stellt der Durchgangsweg die Mittellinie des Staatsraums oder der Staatengruppe dar. Die Hauptstädte liegen meist an diesem Hauptverkehrsweg selbst im Fall Panamás, wo der Verkehrsweg später in die Hände einer fremden Macht gekommen ist.

In neuerer Zeit haben auch zahlreiche durch Naturschönheiten oder alte Kulturdenkmäler begnadete Länder einen immer wachsenden Fremdenzustrom erhalten, so daß allmählich immer größere Volkskreise von demselben leben — ohne daß man jedoch bereits von Fremdenverkehrsstaaten sprechen könnte. Auf die Gestalt des Staates haben aber diese privaten, späten, gewissermaßen akzessorischen Verkehrsbewegungen keinen Einfluß; sie sind lediglich als „Fremdenindustrie" von Bedeutung. Einfluß auf die Staatsgestalt hat eben nur der staatliche Verkehr, und auch dieser nur unter den besonderen Verkehrsverhältnissen, wie sie zur Zeit der Bildung des Staates bestanden!

Wenn aber in primitiven Verhältnissen die gestaltschaffende Kraft des Verkehrs sich aus den Umständen der Natur und der Anpassung der Menschen an diese ergibt, so ist es bei Kolonien vielfach anders, insofern die Kolonisten häufig einfach das in ihrer Heimat übliche Verkehrssystem auf den neuen Wohnraum übertragen, ja sogar sich diesen so aussuchen, daß sich der heimatliche Verkehr unmittelbar anwenden ließ. So kommt es, daß die Spanier, wo irgend erreichbar, den kontinentalen Verkehrs- und Staatsstil auf die neu erworbenen Kolonien übertrugen und die Hauptstadt nach Möglichkeit ins zentrale Hochland verlegten, was um so leichter anging, als auch die zuvor bestehenden Indianerstaaten ebendort ihre Hauptstadt zu haben pflegten und meist schon das radiale Verkehrssystem ausgebildet hatten, wie es die Spanier von Hause aus kannten. Nur bei Inselkolonien, wie Cuba, Santo Domingo, Puerto Rico, wo die schnellste und wirksamste Verkehrsweise naturgemäß zur See erfolgte, legten auch die Spanier die Hauptstadt an die Küste oder in deren Nähe und fügten sich dem Naturzwang, den der neue Wohnraum auf sie ausübte.

Anders lagen die Verhältnisse für Portugiesen, Engländer oder Holländer, die von ihrer Heimat her den maritimen Verkehrsstil gewohnt waren und ihn hernach auch auf ihre Kolonien übertrugen, und zwar nicht nur in den gemäßigten Zonen, wo er ganz am Platze für sie war, sondern auch in den Tropen, obgleich ihnen hier die Hochländer weit bessere Aussichten der Akklimatisation geboten hätten. Ihrer Gewohnheit gemäß verlegten sie auch jeweils ihre Hauptstädte an die Küste, was den Vorteil hatte, daß sie auf diese Weise am leichtesten und schnellsten vom Mutterland her zu erreichen waren. In heimatlicher Weise verkehrten auch die verschiedenen Kolonien gleicher Flagge untereinander zur See und sie drangen nur langsam und zögernd ins Innere der Kontinente vor, während die Spanier schon gleich nach der Entdeckung den Zug ins Innere anzutreten pflegten.

Wieder anders verhielten sich die Franzosen, die in ihrer Heimat mit dem fluviatilen Verkehr vertraut waren und daher auch in ihren Kolonien alsbald sich, wenn irgend möglich, an den Ufern großer Flüsse niederließen, von wo aus sie längs der Wasserläufe ins Innere vorstießen, so vor allem auch in Nordamerika längs des St. Lorenzstroms und des Mississippi. An deren Ufern und denen der canadischen Seen sowie des Saskatchewan schufen sie großzügig ihr nordamerikanisches Kolonialreich, das aber infolge allzu großer Längsausdehnung und allzu schwacher Besiedlung durch heimische Kolonisten ein bedenklich geringes Maß von Widerstandskraft besaß und darum 1763 zusammenbrach.

Das französische Kolonialreich in Nordamerika kann als ein typisches Beispiel für die Behauptung des Satzes dienen, daß die Gestalt eines Staates, wie sie sich aus dem Verkehr zur Zeit der Gründung herausgebildet hatte, zu-

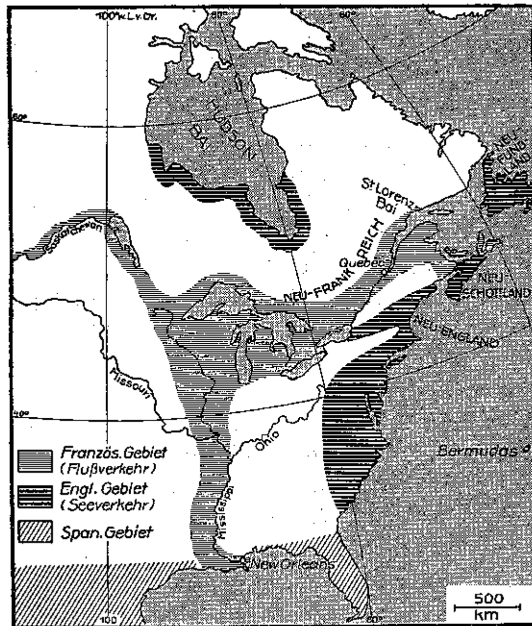


Abb. 52. Das französische und das englische Kolonialreich in Nordamerika um 1754 (nach A. Supan) als Beispiele fluviatiler und maritimer Staatenbildung.

gleich auch sein Schicksal ist, denn die außerordentlich langgestreckte Gestalt dieses Reichs war nicht geeignet, einen heftigen Stoß auszuhalten, indes die spanischen Kolonien des süd- und mittelamerikanischen Festlandes durch ihre kontinentale Lage und den Besitz großer Hochländer ein hohes Maß von Widerstandskraft erhielten, die sie ja auch vor dem Zerfall bewahrt hat. So hatten denn auch die Flibustier nie gewagt, ins Hochland vorzudringen, vielmehr galten ihre Raubzüge stets Seestädten wie Panamá, Maracaybo u. a.

Wenn der Verkehr, wie er zur Zeit der Entstehung von Staaten bestanden hatte, oft einen entscheidenden Einfluß auf die räumliche Ausgestaltung dieser Staaten gehabt hat und damit schicksalhaft noch in später Zukunft mit auf die Geschicke des Staates einwirkt, so daß also Staat und ehemaliger Verkehr untrennbar miteinander verknüpft sind, so ist andererseits der gegenwärtige Verkehr in weitgehendem Maße wieder vom Staat abhängig, indem er nur dann zufriedenstellend arbeiten kann, wenn der Staat für ein gutes Verkehrsnetz und für Sicherheit der Wege Sorge trägt. Wo Räuber die Wege unsicher machen und nach modernem Muster nicht nur die Reisenden ausplündern, sondern sogar gefangen nehmen und nur gegen hohe Summen wieder frei lassen, oder wo gar, wie zur Zeit noch immer gelegentlich in chinesischen Gewässern, verkappte Passagiere plötzlich sich in den Besitz eines Dampfers setzen, die Führung an sich reißen und ihn in einen entlegenen Schlupfwinkel hineinlotsen, um von dort aus die Verhandlungen über das Lösegeld der einzelnen Reisenden in der Abstufung ihrer Vermögensverhältnisse einzuleiten, da sind Zustände geschaffen, die noch über die

Belästigungen mittelalterlicher Räuberbanden hinausgehen und den Verkehr auf manchen Strecken fast lahmlegen, wie denn gegenwärtig auf innerasiatischen Wegen, die zur Zeit der Mongolenherrschaft jederzeit sicher gangbar waren, der Verkehr wieder sehr gefährdet ist, so daß der Reisende sich nach einer starken Hand sehnt, die die Wege sichern würde, wie das Porfirio Diaz am Ende des 19. Jahrh. in der damals wegen der Unsicherheit der Wege berüchtigten Republik Mexico in kürzester Zeit nach Aufstellung der ausgezeichneten berittenen Feldpolizei der „Rurales" fertig bekommen hatte. Wer weiß, ob nicht in absehbarer Zeit einmal Polizeiflugzeuge starker Staaten die Verkehrssicherheit der wichtigsten Wege in gleicher Weise wiederherzustellen vermögen werden?

DAS ZEITALTER DER DAMPFSCHIFFE, EISENBAHNEN UND TELEGRAPHEN

Die moderne Verkehrskultur beginnt im 19. Jahrh. mit der Indienststellung der Dampfkraft. Fand sie zunächst nur auf Schiffen Verwendung, so wurde sie bald hernach auch auf dem Land auf besonderen Schienenwegen verwertet, aber später vielfach durch Elektrizität ersetzt.

Die viel größere Geschwindigkeit und die großenteils bedeutend gesteigerten Ausmaße der Verkehrsgefäße bewirkten eine außerordentliche Steigerung der Leistungsfähigkeit der Güter- und Personenbeförderung, was nach endlich erfolgter Aufhebung der schroffen Handelsbeschränkungen zwischen den Binnen- und den Seehandelsländern schließlich zu dem verwickelten Getriebe und Filigran des Welthandels und Weltverkehrs führte.

Und wenn der Personen- und Güterverkehr durch Verwertung der Dampfkraft und der Elektrizität als Betriebsmittel auf eine viel höhere Stufe der Leistungsfähigkeit gebracht worden ist, so hat die Erfindung des elektrischen Telegraphen und der Kabel die Schnelligkeit und Sicherheit der Nachrichtenübermittelung noch weit mehr gesteigert, als es bei Personen- und Güterverkehr je möglich sein kann. Es wurde damit neben anderen Völkerbeziehungen der Handel auf eine ganz neue Grundlage gestellt, was in vielfacher Hinsicht auch die stärksten Auswirkungen auf den Verkehr gehabt hat.

Von besonderer Bedeutung für den friedlichen wie den kriegerischen Verkehr innerhalb der einzelnen Staaten war die Einführung der Eisenbahnen und des Telegraphen, da nun mit einem Male unbedingt klare Ferndispositionen getroffen und ausgeführt werden konnten, was eine viel größere Sicherheit im Funktionieren der Re-

gierungsmaßnahmen, der Zu- und Ausfuhren von Gütern aller Art, wie der Landesverteidigung verbürgte.

Wenn schon die Einführung des Telegraphen auf vielen Gebieten des staatlichen und geschäftlichen Lebens starke Rückwirkungen hatte, so war doch der Einfluß der Eisenbahnen in vielen Ländern noch weit durchgreifender, weil die Überlegenheit der Eisenbahn gewaltige Umwälzungen im Verkehr der Länder innerhalb ihrer Grenzen und mit dem Ausland hervorrief. Freilich in Ländern mit stark vorwiegendem Landverkehr konnte wenigstens der kontinentale Typus speichenförmiger Anordnung der Verkehrswege beibehalten werden, weshalb auch die Bahnen vielfach in den Hauptrichtungen den alten Wegsystemen folgen. Aber ein anderes war es in Ländern mit vorwaltendem Fluß- oder Seeverkehr, weil hier eine Überprägung des alten Wasserverkehrsystems durch den naturgemäß kontinentalen Typ der Eisenbahnlinienführung mit ihren radialen Verkehrslinien sich durchsetzte. Wohl folgte auch hier die Bahnlinienführung zum Teil alten Landwegen, aber während diese früher nur geringe Frachtmengen bewältigt

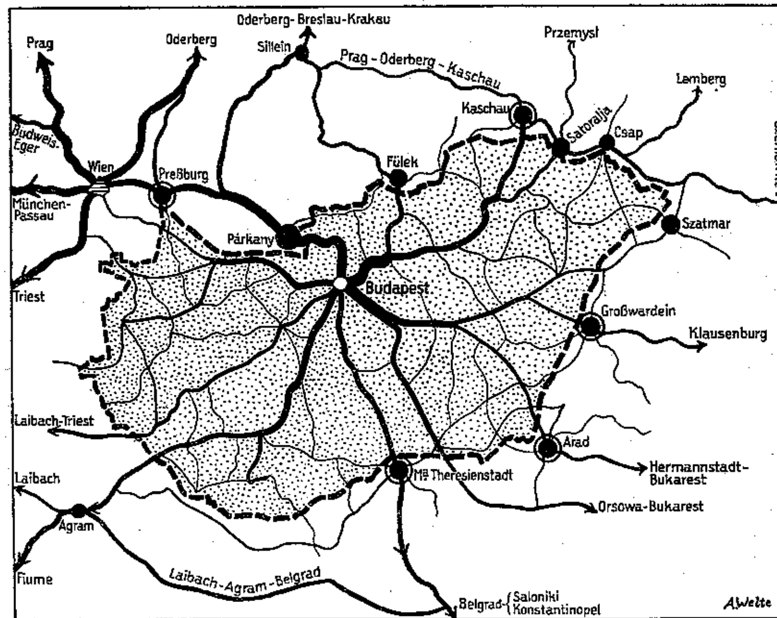


Abb. 53. Rumpf-Ungarn als Beispiel eines verkehrsverkrüppelten Staates mit radialem Bahnsystem.

hatten, wanderte nun ein großer Teil des Frachten- und vor allem des Personen- und Postverkehrs vom Wasserweg auf die Bahnen über, die damit für den Binnenverkehr die Hauptverkehrsträger wurden, selbst in Fällen, wo die Hauptstadt am Meer oder in dessen Nähe lag und das Speichensystem sich nur halb- oder dreiviertelseitig entwickeln konnte. Wenn auch Querverbindungen zwischen den einzelnen Speichen in großer Zahl geschaffen wurden und so wahre Bahnnetze entstanden, so überwiegt nunmehr doch der zentripetale Charakter des Verkehrssystems in den meisten Ländern, soweit deren Gestalt sich dafür eignete (z. B. Ungarn), während in sehr langgestreckten Staatsräumen, wie Cuba, Chile, Portugal, auch Nordschweden oder Sibirien, die Längsbahn mit angeschlossenen Querlinien sich Geltung verschaffte. Auch in Ländern, in denen bereits der Fluß- und Kanalverkehr sich zu einer dominierenden Stellung aufgeschwungen hatte, wie in den Vereinigten Staaten um die Mitte des 19. Jahrh., siegte der Eisenbahnverkehr dank seiner rascheren Bewältigung der gestellten Aufgaben. Für internationalen Verkehr aber wurden einzelne Speichen der benachbarten Ländernetze miteinander in Verbindung gesetzt und entsprechend ausgebaut, so daß trotz der ursprünglich nur für die Zwecke der Einzelländer gebauten Bahnsysteme und trotz häufiger Verschiedenheiten der Spurweiten schließlich doch sehr leistungsfähige Durchgangslinien entstanden. Die Eisenbahnkarte des deutschen Reiches läßt solche Entstehung der Durchgangslinien deutlich erkennen, während die Verkehrssterne die Lage der wichtigsten Länderzentren und Handelsstädte erkennen lassen. Bei manchen Bahnen, wie der Gotthardbahn, war von vornherein der Gedanke des Durchgangsverkehrs als Leitmotiv ins Auge gefaßt worden, weshalb auch Nachbarstaaten sich an der Finanzierung beteiligt haben.

Die vor Anwendung der Dampfkraft aus den Tatsachen des Verkehrs hervorgegangenen Staatsgestalten sind organisch gewordene Gebilde und besaßen in den verkehrstragenden Flüssen und Meeresteilen wirksame Klammern ihres Zusammenhalts, während so manche neuerdings geschaffene Staatsgestalten großenteils ganz unorganisch aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetzt sind und überhaupt erst durch die Bahnen ein ausreichend funktionierendes Verkehrssystem für die Bedürfnisse der Verwaltung erhalten können, indes ihre Verteidigung im Fall politischer Isolierung schwierig wäre (z. B. Tschechoslowakei).

Eine besondere Bedeutung kommt den transkontinentalen Bahnen Australiens, Nord- und Südamerikas, sowie der sibirischen Längsbahn zu, welch letztere freilich ursprünglich als strategische

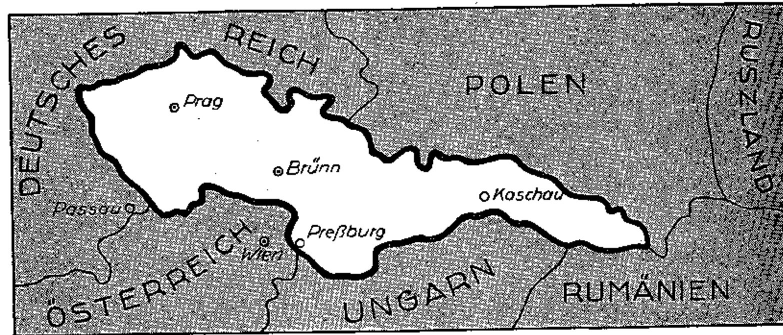


Abb. 54. Die Tschechoslowakei als Beispiel einer nur im Kernland (Böhmen) natur- und verkehrsbedingten, sonst aber künstlichen Staatsgewalt.

Bahn des russischen Reiches gedacht war, aber neben dieser wichtigen Bestimmung auch im friedlichen internationalen Verkehr trotz Ausschließung jeglicher Durchgangsfracht eine hervorragende Bedeutung besitzt.

Im Verhältnis zur Verkehrsbedeutung der Bahnen treten die Kanäle trotz ihrer größeren Leistungsfähigkeit im Massenverkehr im allgemeinen stark zurück. Dagegen sind allerdings von außergewöhnlich großer wirtschaftsgeographischer und politischer Wichtigkeit die beiden interozeanischen Schiffskanäle von Suez und Panamá, denen übrigens an Verkehrsleistung, aber freilich bei weitem nicht an Verkehrsbedeutung der Kaiser-Wilhelms-Kanal nahekommt.

Wenn die transkontinentalen Bahnen in erster Linie dem Personen- und Postschnellverkehr dienen und wichtige Zubringer von Frachten für den Seeverkehr sind, so ersparen die interozeanischen Kanäle Kauffahrtei- wie Kriegsschiffen ungeheure Umwege und sind darum für Handels- wie Kriegszwecke von einer geradezu überragenden Bedeutung. Dazu kommt, daß die Weg- und damit auch Frachtersparnisse, die der Suezkanal dem süd- und australasiatischen Gebiet für den Weg nach Europa gebracht hat, die dortigen Plantagengebiete zu neuer großer Blüte erwecken konnte, die erst in der gegenwärtigen schweren Weltkrise wieder verblaßt ist.

Wenn auf dem Gebiet des Landverkehrs während des 19. Jahrh. gewaltige technische und organisatorische Fortschritte gemacht worden sind, so gilt ein gleiches auch für den Seeverkehr, der in diesem Zeitraum immer weiter ausgriff und allmählich alle dichter bewohnten oder wirtschaftlich wichtigen seeangrenzenden Länder in sein Bereich

gezogen hat und dank immer gesteigerter Schnelligkeit und Raumgröße der Schiffe, aber auch besserer handelspolitischer Auswertung der Möglichkeiten das Getriebe des Weltverkehrs aufs großartigste ausgebaut hat, für dessen Bewältigung alle seefahrenden Nationen ihre Handelsflotte stark vermehrt hatten.

DAS ZWANZIGSTE JAHRHUNDERT. DIE WIEDEREROBERUNG DER LANDSTRASSE FÜR DEN GROSSVERKEHR. FORTSCHRITTE DES SEEVERKEHRS. DIE EROBERUNG DER LUFT

Der Verkehr steht nicht still und hat auch im 20. Jahrh. bedeutsame Fortschritte gemacht.

Das geschah im Landverkehr vor allem durch räumlichen Weiterausbau der Straßen- und Bahnnetze, durch Vorschieben neuer Linien in bislang eisenbahnlose Gebiete, durch Verbindung vorher isolierter Eisenbahnsysteme (Australien), oder auch Lösung wichtiger Wirtschaftsfragen durch Bahnbau, so zwischen dem Ural und dem Altai (Kusnezk), wodurch die Kohle letzteren Gebiets mit den Erzen des Urals in Verbindung gebracht worden ist u. dgl. Wohl ist dadurch der nationale Verkehr vieler Länder, wie auch stellenweise der Weltverkehr wesentlich gefördert worden, aber wichtiger war doch ein durchgreifender Fortschritt: die technische Entwicklung des kurz vor der Jahrhundertwende erfundenen Automobils, d. i. des motorisierten Wagens, der ohne Schienen auf dem festen Lande fahren kann und darum die von den Bahnen stark in den Hintergrund gedrängte Landstraße als Weg für großen Verkehr wieder eingesetzt hat. Freilich ist die Folge davon, daß der Straßenbau nunmehr auch dem neuen Verkehrsmittel angepaßt und darum vielfach umgestaltet und verstärkt werden mußte. Aber wo die Wege genügen, ist das Auto für schnellen Personen- und Lastverkehr sehr leistungsfähig, ja sogar in solchem Grade leistungsfähig, daß es begonnen hat, dem Bahnverkehr sehr fühlbare Konkurenz zu machen, stellenweise mit solchem Erfolg, daß in manchen Ländern schon große Strecken von Schienenwegen, als unrentabel geworden, stillgelegt werden mußten! Weitsichtige Regierungen haben daher auch den systematischen Ausbau großer Autostraßennetze in Angriff genommen.

In Ländern mit spärlichem Verkehr und schwierigen Geländeverhältnissen, in denen Bahnbau wegen zu geringer Inanspruchnahme unrentabel wäre, hat sich das Auto auch als Verkehrspionier bewährt, indem es in vielen unentwickelten Ländern aller Erdteile die erste Verkehrserschließung übernahm, so vielfach in

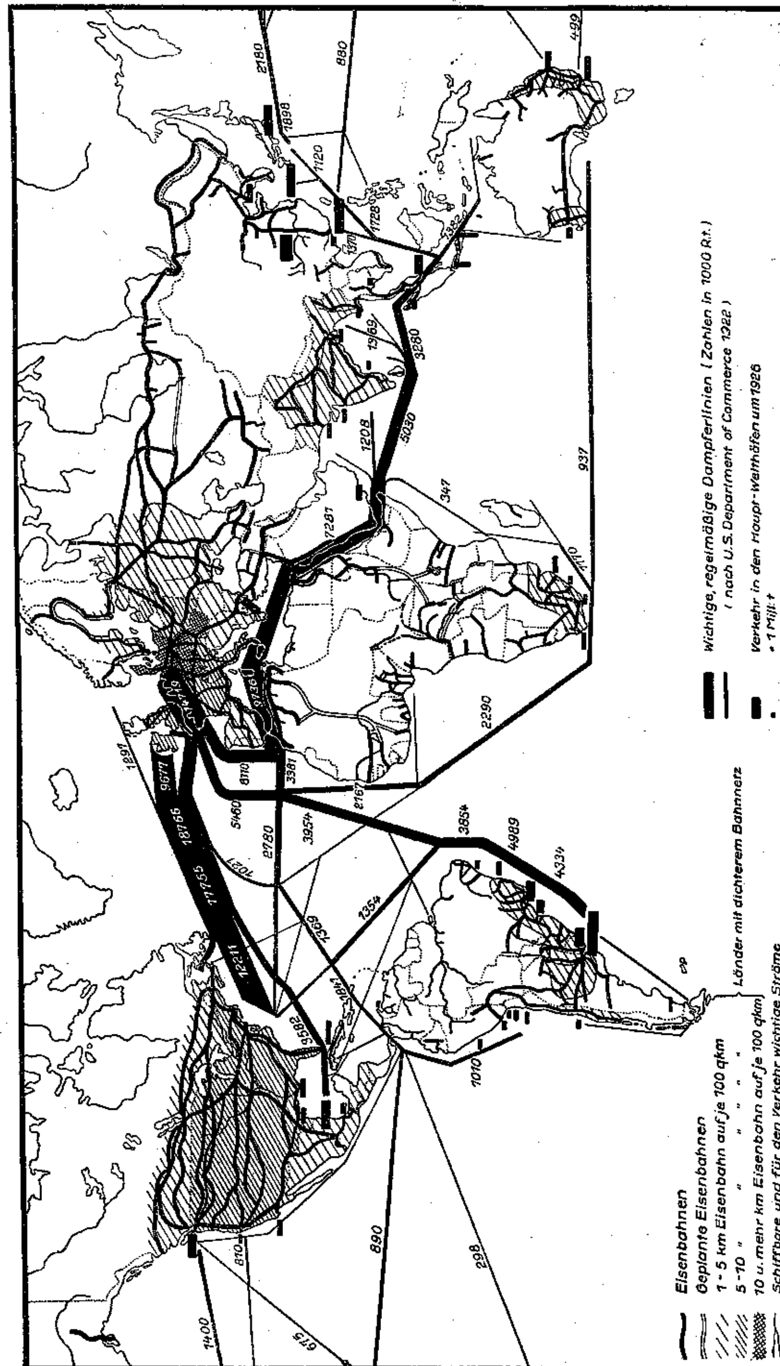


Abb. 55. Verkehrskarte der Erde. (Gez. Dr. Welte.)

den gebirgigen Gegenden Mittel- und Südamerikas, aber auch in großen Teilen Afrikas, Asiens, Australiens — eine Tatsache, die als ein gewaltiger Fortschritt in der Erschließung unentwickelter Länder gebucht werden muß. Ja, man hat das Automobil sogar zum Überwinder von Wüsten gestaltet, insofern man es zunächst bei sehr lockerem Sand durch Spannen von Tüchern über kritische Stellen zu bringen gelernt hat, während gegenwärtig in der Sahara mit zwölfräderigen Kraftwagen sogar Verkehrsleistungen von 30 km in der Stunde erreicht werden. Und bei der großen Expedition A. Wegeners in Grönland hat sich auch der Propellerschlitten bereits trefflich bewährt und gelehrt, wie spaltenfreies Inlandeis verkehrlich bewältigt werden kann.

Wenn so nach der technischen Seite hin bedeutsame Fortschritte zu melden sind, so sind andererseits aber auch Rückschritte zu verzeichnen, indem bei den Friedensschlüssen, die den Weltkrieg beendeten, vielfach in geradezu sadistischer Weise die vorhandenen Verkehrsbeziehungen zerschnitten und verkrüppelt wurden, so nicht nur beim Korridor, sondern auch an vielen anderen Stellen der mitteleuropäischen Staaten, wie denn z. B. bei Rumpfungarn zahlreiche wichtige Stationen aus der alten Heimat ausgeschlossen wurden und die Grenzlinie im einzelnen so gezogen wurden, daß von einer Reihe kleinerer Bahnorte die Stadt diesseits, der Bahnhof jenseits der Grenze verblieb oder umgekehrt!

Der Schiffsverkehr hat in unserem Jahrhundert bedeutsame neue Fortschritte gemacht, so u. a. hinsichtlich der Betriebsstoffe, wie denn in großem Maßstab an die Stelle der Kohle das weit bequemer und schneller zu handhabende Öl getreten ist oder Motorschiffe eingestellt wurden. Sehr wichtig war auch die stellenweise sehr bedeutende Vergrößerung der Schiffsgefäße und der erreichbaren Geschwindigkeit, denn damit wurden die Schiffe in den Stand gesetzt, riesige Wasserflächen zu durchfahren, ohne die Kohlen- oder Ölvorräte an einem Zwischen-Hafen ergänzen zu müssen. Aber dennoch wird die Aktionskraft eines Schiffes mit jeder Meile Fahrt etwas verringert und das Kriegsschiff, das die Breite des Stillen Ozeans durchmessen hat, ist am Gegengestade bereits in einem offensichtlichen Nachteil gegenüber einer gegnerischen Flotte, die mit frisch gefüllten Bunkern unmittelbar vor ihren Heimathäfen liegt! Es ist eben auch das Schiff landgebunden, und wenn es nicht in der Lage ist, an irgendeiner Station seine Vorräte aufzufüllen, so wird es im Lauf der Zeit hilflos, indes die alten Segelschiffe insofern den Dampfern überlegen waren, als sie keine Triebstoffe mitzuführen brauchten, sondern mit ihren Segeln

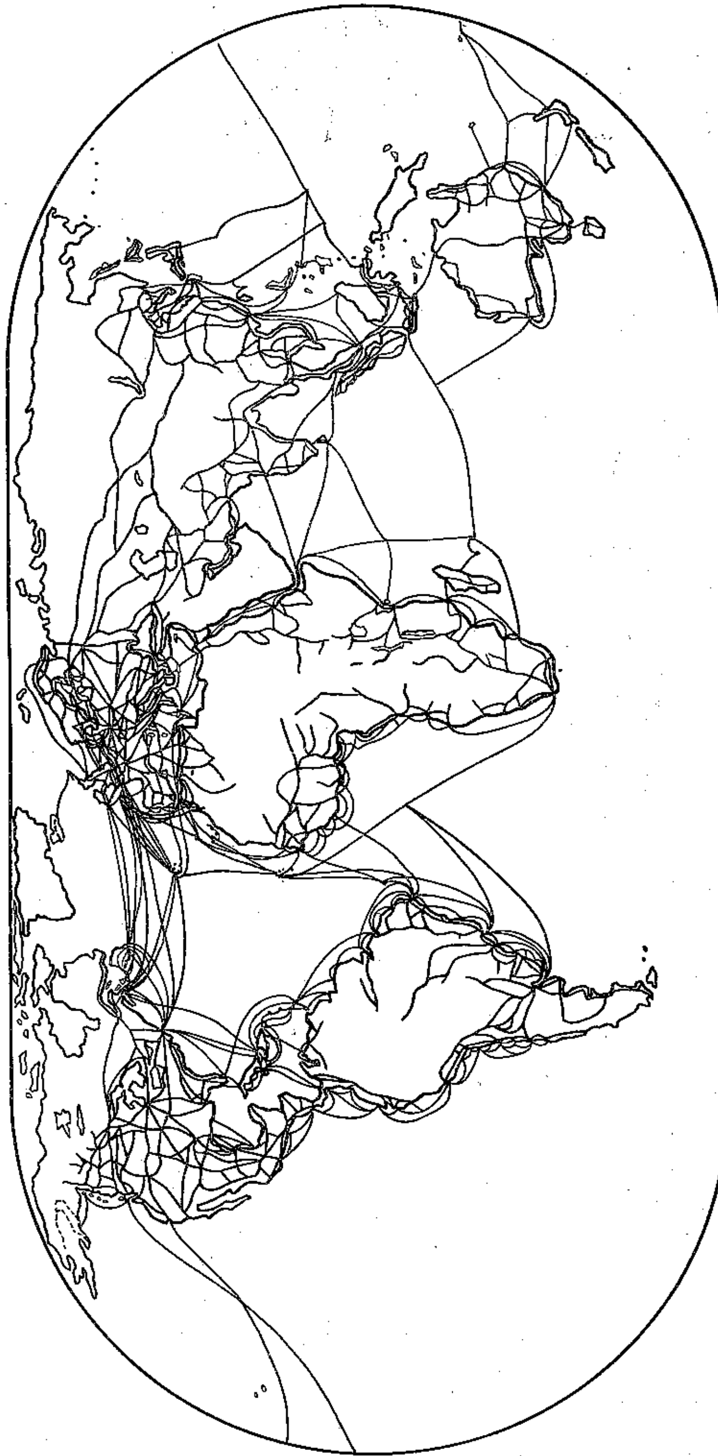


Abb. 56. Wichtige Kabel- und Landtelegraphenverbindungen der Erde. (Gez. Dr. Welte.)

jeden aufkommenden Wind ausnützen konnten. Die gegenwärtige Abhängigkeit der Schiffe vom Land ist so einschneidend, daß eine Flotte in fernen Meeren ohne Stationen eigener oder neutraler Nationalität nach einiger Zeit manöverierunfähig würde, weshalb der Besitz solcher Stationen unter Umständen wichtiger sein kann, als eine noch so große Zahl von Schiffen und Kanonen. Und es ist bei vielen ein Denkfehler, wenn sie die Seekriegsstärke verschiedener Staaten lediglich nach der Zahl der Schiffe und Torpedos bemessen, ohne an die Entfernungen und an die Auffüllungsmöglichkeiten der Betriebsstoffe zu denken, ohne zu überlegen, daß auch hier das Moment des Raumes mit stärkstem Gewicht in die Rechnung eingesetzt werden muß.

Natürlich spielt dasselbe Moment auch in der Handelsschiffahrt seine Rolle und vieles andere spielt ebenfalls mit, wie denn der Handelsverkehr ein sehr verwickeltes Räderwerk ist, bei dem die technische Abwickelung des Verkehrs das minder schwierige Problem ist. Die Handelsflotten der Erde haben seit dem Beginn unseres Jahrhunderts eine Tonnage erreicht, wie noch nie zuvor und doch ist die Verkehrsleistung im letzten Jahrzehnt stark heruntergegangen und in allen großen Welthandelshäfen zeugen ausgedehnte Dampferfriedhöfe vom gegenwärtigen Tiefstand der Seeschiffahrt. Der Ursachen dieser Erscheinung sind es viele. Es sei, um nur wenige zu nennen, daran erinnert, daß während des Weltkriegs viele Staaten eine eigene Industrie aufbauten, weil ihnen die Zufuhr ausblieb, und daß diese Staaten die neugeschaffenen Industrien hernach durch Schutzzölle künstlich am Leben erhielten. Dazu kam die Verarmung zahlreicher durch den Krieg geschädigter Völker, die Verschlechterung vieler Währungen und vor allem die Zollpolitik vieler Länder, die immer höhere Zollmauern um sich errichteten und damit den Handel sehr erschwerten und minderten. Eine weitere Erschwerung des Welthandels brachte die Gewährung von Vorzugszöllen an Glieder des gleichen Kolonialreichs (Ottawa), wodurch naturgemäß in vielen Sparten der Wettbewerb anderer Staaten ausgeschaltet wurde und damit praktisch nahezu eine Rückkehr zum alten merkantilistischen Prinzip des Alleinhandels zwischen Mutterland und Kolonien erfolgte — ein Prinzip, dem Frankreich schon lange wieder nahe gekommen war. Dazu kommt die nationalistische Welle und die erbitterte Feindseligkeit, die viele Völker gegen andere erfaßt hat. Ehe nicht diese Animosität und die Zollabschließung gemildert und zwischen den einzelnen Währungen wieder ein erträgliches Verhältnis hergestellt ist, wird das feine Getriebe des Welthandels und Weltver-

kehrs nicht wieder in eine aufsteigende Bahn gelangen, die zugleich den Anlaß zu erheblichem Kulturfortschritt geben würde, wie denn Ratzel sehr richtig sagt, daß reger Verkehr ein Kultursymptom sei und Kultur schaffe. In der Tat ist der Verkehr als Verbreiter und Erhalter der Kultur und des gesamten menschlichen Weltgetriebes von der allergrößten Bedeutung, seine Weiterentwicklung also eine der dringlichsten Aufgaben der Menschheit überhaupt und der einzelnen Staaten im besonderen!

Daß in unserem Jahrhundert großer technischer Fortschritte auch der kriegerische Verkehr neue Steigerung seiner Wirksamkeit erfahren hat, ist allgemein bekannt und soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Wohl aber sei daran erinnert, daß auch das fliegende Geschoß einen Teil des kriegerischen Verkehrs darstellt, denn so gut die kriegerische Wirksamkeit eines Negerhaufens nicht an dem Orte endet, wo der Haufen steht, sondern an den Stellen, bis zu denen ihre Speere oder Pfeile gelangen können, so gut geht auch die Reichweite des kriegerischen Verkehrs so weit, als die Geschosse fliegen. Die Schußweite ist aber bei Land- wie Schiffsgeschützen in den letzten Jahrzehnten zum Teil so groß geworden, daß viele Städte großer Länder jetzt bereits innerhalb der Reichweite von Geschützen liegen, die weit außerhalb der Grenzen des Vaterlandes stehen, so daß also eine breite Gefahrzone den Küsten und Grenzen des Landes entlangzieht — eine Tatsache, die blitzartig die gewaltige Verstärkung der Gefahr für die Randgebiete eines Landes erkennen läßt!

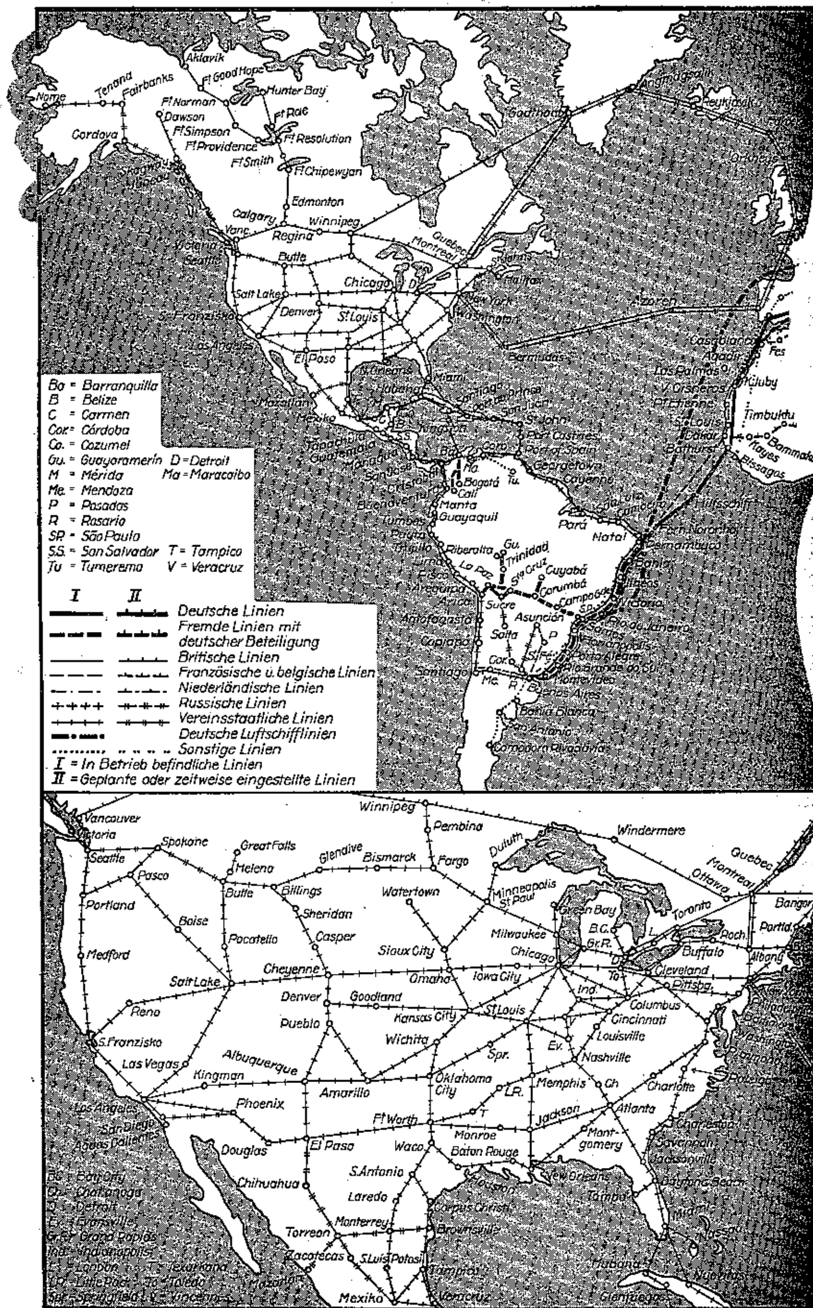
Die neueste und bedeutsamste Phase der Verkehrsentwicklung bezeichnet um die Wende des 19. zum 20. Jahrh. die Eroberung der Luft durch das lenkbare Luftschiff und das motorisierte Flugzeug, die an Stelle des schon im 18. Jahrh. erfundenen Luftballons und des mehr als ein Jahrhundert jüngeren Segelflugzeugs getreten sind. Die Leistungsfähigkeit der beiden neuen Arten von Luftfahrzeugen ist in kurzer Zeit so gewaltig geworden, daß sie bereits eine große Rolle im Weltverkehr für Personen-, Post- und Leichtfrachtverkehr zu spielen begonnen haben. So hat das Zeppelin-Luftschiff durch seine Umfahrung der Erde, sowie besonders durch seine regelmäßigen Fahrten nach Südamerika seine praktische Verwendbarkeit im Schnellverkehr auf große Strecken glänzend bewiesen, indes Flugzeuge nicht nur in außerordentlichen Fahrten (so über die Polargebiete und den atlantischen Ozean), oder durch den Etappen-Erdrundflug von R. v. Gronau 1932, oder durch den grandiosen italienischen Geschwaderflug von Europa nach Nordamerika und zurück unter Balbo (1933), sondern auch in bereits unzähligen fahrplanmäßigen Linien, die z. T. von England bis Australien reichen, ihre hervorragende Befähigung für schnelle Fernfahrten dargetan. Es ist sogar keineswegs ausgeschlossen, daß Stefanssons Idee einer regelmäßigen Flugverbindung zwischen Westeuropa und Ostasien über das bisher so verkehrsfeindliche Nordpolargebiet hinweg einmal Gestalt gewinnen wird!

Natürlich ist das Flugzeug auch im kriegerischen Verkehr sehr stark hervorgetreten und die weitere Entwicklung der Flugwaffe hat es zu einem besonders gefürchteten Kriegswerkzeuge gemacht — sowohl an sich, wie auch infolge der Möglichkeit des Abwurfs von Explosiv- und Gasbomben, die weithin Tod und Verderben sprühen.

Daß größere Flugzeuggeschwader sogar ausgedehnte Landgebiete binnen kürzester Zeit bei raschem Nachschub von Streitkräften erobern können, hat die unglaublich rasche Besetzung des Gebietsstreifens zwischen der großen Mauer und der Linie Peking—Tientsin durch die Japaner im Jahre 1933 gezeigt. Und die räumliche wie zeitliche Leistungsfähigkeit der Flugzeuge ist so groß geworden, daß nicht nur Gebirge, Wüsten und Sumpflandschaften ihre schirmenden Eigenschaften als Grenzschutz zum größten Teil verloren haben, sondern auch die Gestaltsform der Staaten ein erhebliches Maß ihrer Vorteile oder Nachteile eingebüßt hat, da mit den Luftfahrzeugen jetzt ja große Strecken der Grenzgebiete, bei kleineren Staatsgebilden sogar das Gesamtgebiet überflogen werden kann, so daß also gegenwärtig nur mehr das Kerngebiet ausgedehnter Staatsgebilde einigermaßen sicher vor Luftangriff ist.

Aber auch die Luftfahrzeuge sind landgebunden und benötigen in bestimmten, aber allerdings bereits sehr großen Entfernungen der Ergänzung ihrer Betriebstoffe, weshalb sie da und dort zu diesem Zweck niedergehen müssen, was den betreffenden Ländern die Möglichkeit gibt, die Überfliegung zu erschweren oder ganz zu verhindern. So sind die Mongolei und in gewissem Grade auch die Kurilen Flugsperrräume geworden, und auch Persien gestattet englischen Flugzeugen das Überfliegen seines Gebiets nicht mehr, so daß die englische Linie nach Indien über die arabische Ostküste und Maskat umgelegt werden mußte! Aber auch Indien bereitet der niederländisch-indischen Fluglinie mancherlei Erschwerungen usf. Daß durch solche Einschränkungen die Bedeutung des Flugverkehrs stellenweise stark beschnitten wird, liegt auf der Hand und zeigt, daß wir von einem einheitlich arbeitenden und nach einheitlichen Gesichtspunkten geleiteten Weltflugverkehr noch weit entfernt sind.

Der Flugverkehr leidet aber noch an einem inneren Mangel: der



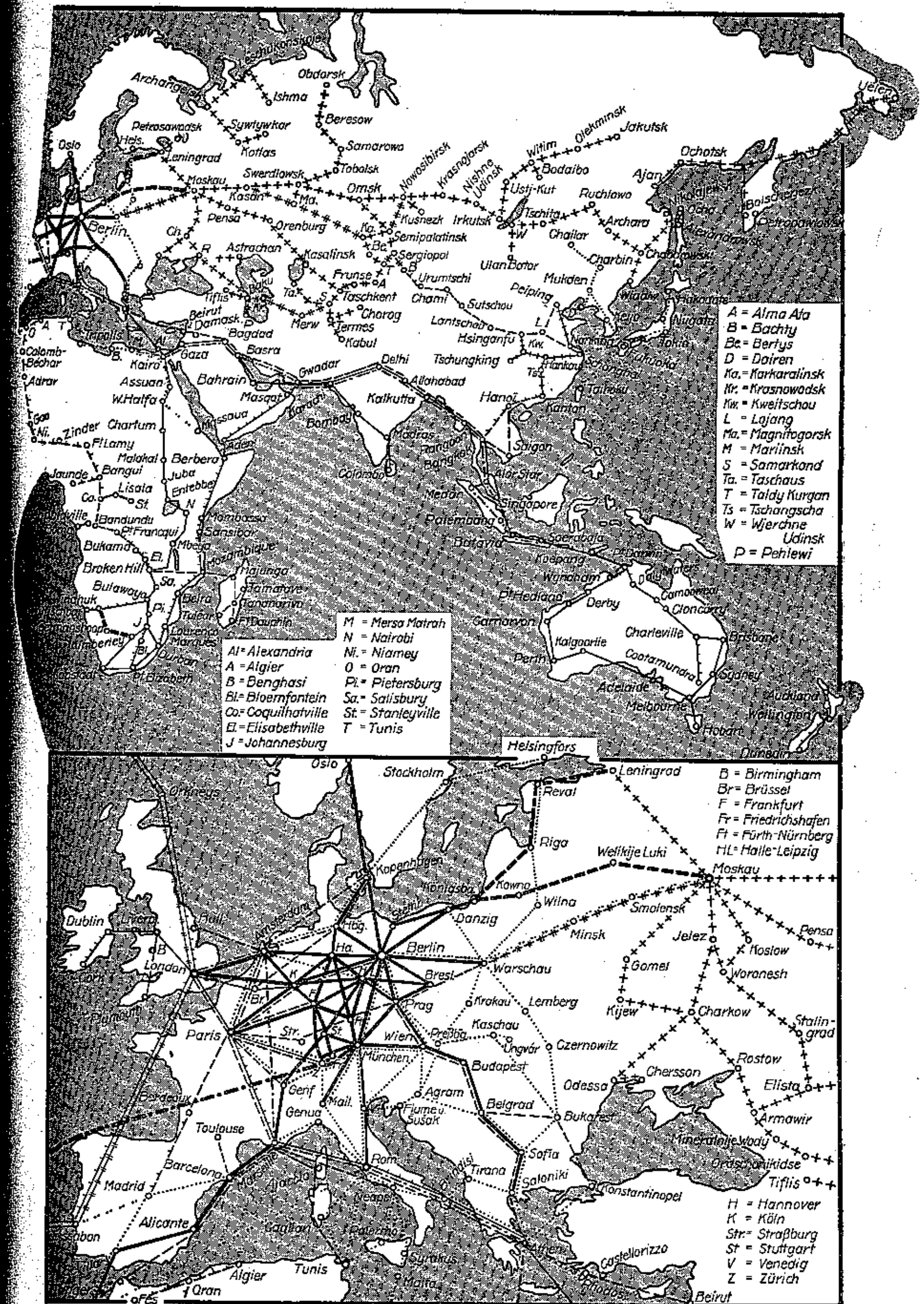


Abb. 57. Weltluftverkehrskarte.
(Entwurf Dr. C. H. Pollog.)

Betrieb ist kostspielig und die Tragkraft der Luftfahrzeuge gering, so daß alle Art von Massen- und Schwergüterbeförderung für geraume Zeit dem Land- und Seeverkehr überlassen bleiben muß. Aber andererseits ist die Verwendungsmöglichkeit der Flugfahrzeuge noch lange nicht in allen Richtungen erschöpft, so vielseitig sie sich auch schon jetzt betätigen. So kommt dem Flugzeug auch ungeheure Bedeutung im Krieg als Aufklärungsmittel zu, und wenn Clausewitz einst sagen konnte, daß die in einem Gebirge stehende Armee wie durch einen Schleier dem Auge des Gegners entzogen sei, so hat das Flugzeug diesen Vorzug des Gebirges zu nichte gemacht.

Das Flugzeug ist aber auch ein wertvolles Hilfsmittel für Wirtschafts- und Verkehrszwecke geworden, wie denn z. B. seine Untersuchung der Eisverhältnisse des karischen Meeres in den Sommermonaten für einige Wochen den Handelsschiffen sicheren Zugang zur Ob- oder Jenisseimündung ermöglicht oder die Ausschau vom Flugzeug dem Kapitän eines Walfangdampfers verrät, wo diese wertvollen Seesäugetiere angetroffen werden können. Selbst die Ausbeutung der Goldwäschereien am Warong-Fluß im ehemaligen Kaiser-Wilhelmsland ist neuerdings erst durch den Einsatz von Junkersflugzeugen als Transportmitteln möglich geworden und manche Kaffeeplantage von Chiapas oder Kautschuksammelstelle in Brasilien wird zur Zeit von Flugzeugen bedient. Außerdem findet das Flugzeug neuerdings in Canada und den Vereinigten Staaten vielfach Verwendung bei der Bekämpfung von Waldbränden. Aber auch der Wissenschaft dienen die Luftfahrzeuge, sei es, daß der Zeppelin auf seiner Arktisfahrt manche bisherige Fragen der Landverteilung im nördlichen Eismeer klärte oder daß Flugzeuge kartographische Aufnahmen in urwaldbedeckten Gebieten vornehmen und damit schwierige Grenzfragen lösen (wie die „Scadta" bei der Feststellung der Grenze zwischen Colombia und Venezuela) u. dergl. mehr.

Die Sicherheit des Flugverkehrs hat bereits einen hohen Grad erreicht, die Schnelligkeit wird immer mehr gesteigert und man hat gelernt, die durch Dampfer beförderte Post dadurch zu beschleunigen, daß man mittels eines Katapults etwa 1200—1500 km vor Erreichung der Küste ein Flugzeug abläßt, das eine beträchtliche Zeitersparnis für die Briefe erreicht, während man zum Zweck erleichterter Überfliegung des südatlantischen Ozeans in seiner Mitte ein Schiff als Zwischenstation stationiert hat! Und wer weiß, was die Zukunft noch Neues zur Erleichterung des Flugverkehrs bringen wird? Jedenfalls aber hat schon jetzt der Luftverkehr sich eine gewaltige Position errungen und der Traum eines Icarus ist verwirklicht!

Aber nicht nur für Personen- und Postverkehr ist die Luft erobert worden, sondern — was ein Icarus nicht zu ahnen vermochte — auch für den Nachrichtenverkehr und manche starke Sende- und Auffangstation kann bereits drahtlose Botschaft nach allen Radiostationen des Erdenrunds versenden oder von ihnen empfangen, und drahtlos überquert sogar die menschliche Stimme bereits die ungeheure Breite des Weltmeers!

Staunend überblickt der Mensch die gewaltigen Fortschritte, die der Verkehr im Laufe von wenigen Jahrzehnten gemacht hat und ein Gefühl berechtigten Stolzes erfüllt ihn, wenn er das wunderbare Räderwerk des Verkehrs im Zusammenwirken aller seiner Zweige sich vor Augen hält, und sich ausmalt, wie es sich später wohl erst gestalten dürfte!

KOLONIALE AUSBREITUNG UND SELBSTBESTIMMUNGSRECHT

Von Erich Obst

EINLEITUNG

Kein Ereignis hat das politische Weltbild der neueren Zeit so grundlegend umgestaltet wie die koloniale Ausbreitung der Staaten und Völker des Abendlandes seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts. Zu allen Zeiten und an allen Stellen bedeutete staatliches Leben Dynamik, Entwicklung von ursprünglicher Kleinräumigkeit zu größeren und immer größer werdenden staatlichen Lebewesen bis hin zum „Weltreich". Dieser Prozeß, den man gelegentlich wohl durch den Ausdruck „Gesetz der wachsenden Räume" gekennzeichnet hat, war bisher stets bei Erreichung von Größenausmaßen kontinentaler Dimension zum Stillstand gekommen: das Perserreich mag um 500 v. Chr. eine Fläche von etwa 5,6 Millionen qkm, das Römerreich zur Zeit seiner größten Ausdehnung eine solche von 5,3 Millionen qkm umfaßt haben; für die Weltreiche der Araber (10. Jahrh.), der Mongolen (13. Jahrh.) und der Chinesen gilt der Wert von 10—11 Millionen qkm. Jetzt im Zeitalter der europäischen Weltherrschaft wird ein wirklich planetarisches Stadium der politischen Machtergreifung erstrebt; möglichst die ganze Welt soll unter einem Szepter vereinigt werden. Und wenn auch der urewige Kampf zwischen staatlicher Individualität und Universalität die gänzliche Erreichung dieses Zieles verhindert, so entstehen doch jetzt „Weltreiche" von über 22 Millionen qkm (Rußland), ja über 34 Millionen qkm (England), Riesenreiche, die — eine völlige Neuheit gegenüber der Vergangenheit — ihre Flagge in vielerlei Teilen der Erdoberfläche hissen und die — nicht minder neuartig — gleichzeitig nebeneinander bestehen. Europäisierung der Welt! Machtpolitisch, wirtschaftlich und großenteils auch kulturell empfängt im 19. Jahrh. fast die gesamte staatlich organisierte Erdoberfläche ihre bestimmenden Impulse von den Staaten Europas, von der weißen Rasse.

Noch in einer anderen Beziehung bedeutet die koloniale Ausbreitung der Europäer etwas grundsätzlich Neues. Das Wachstum der

bisherigen Großreiche hatte sich in der Regel gleichsam organisch vollzogen, im Einklang mit den geographischen Gegebenheiten des betreffenden Erdraumes. Wo gigantische Machtnaturen versucht hatten, sich über alle Erdgebundenheit hinwegzusetzen, war ihren staatlichen Schöpfungen durchweg nur kurzes Leben beschert (Alexander der Große, Araber, Mongolen u. a. m.). Die planetarische Machtergreifung durch die Europäer kümmerte sich in Übersee nicht einen Deut um all die Winke, die die Natur für langsam-stetiges staatliches Wachstum bereithält, sondern griff im Bewußtsein ihrer waffentechnischen Überlegenheit blindlings zu, überrannte skrupellos, was dort langsam gewachsen war, und war dennoch überzeugt davon, der Welt für alle Zeiten ein neues Gepräge zu geben.

Weil jetzt vielfach die Auffassung vertreten wird, die heutige politische Krisis des Abendlandes wurzele zu einem guten Teil in jener Ausbreitung der Europäer seit Ende des 15. Jahrh., erscheint es notwendig, die geopolitischen Wesenszüge dieser europäischen Expansion und ihrer Folgeerscheinung etwas eingehender zu betrachten.

GESTALTUNG DES LEBENSRAUMES UND STAATLICHES WACHSTUM

Wir sagten oben, daß staatliches Wachstum ehedem von der Natur des Landes erheblich beeinflußt worden sei. Damit wollen wir nicht etwa die These „Männer machen Geschichte" antasten, nicht die große historische Bedeutung individueller Prophetie, Dämonie und Gewalt anzweifeln. Aber dauerhafte weltpolitische Neugestaltung vollzog sich vor der Ausbreitung der Europäer in der Regel in Übereinstimmung mit den Naturgegebenheiten. Namentlich die Reliefgestaltung hat durch den Verlauf der Gebirgszüge und Talsenken stark auf die Richtung staatlichen Wachstums eingewirkt. Mustert man von diesem Gesichtspunkt die Erdoberfläche, so zeigt sich, daß man nicht gut von einer „Architektur der Erdrinde ohne Regel und Gesetz" sprechen kann (Rein), die Gestaltung der Erdoberfläche vielmehr deutlich zwei stark hervortretende Leitmotive erkennen läßt: im Bereich der Neuen Welt und des Fernen Ostens wird die Reliefgestaltung durch das Vorherrschen der Nord-Süd-Richtung, in der Alten Welt durch das Übergewicht der West-Ost-Richtung gekennzeichnet (Abb. 58, 59). Stanowoi — Chingan — hinterindische Ketten schließen in großem Nord-Süd-Zug ein in jeder Beziehung andersgeartetes Zentralasien von Ostasien ab; jenseits des Nord-Süd gestreckten mandschurischen Tieflandes nehmen die Züge des Tatarischen Gebirges und von Korea das meridionale Leitmotiv

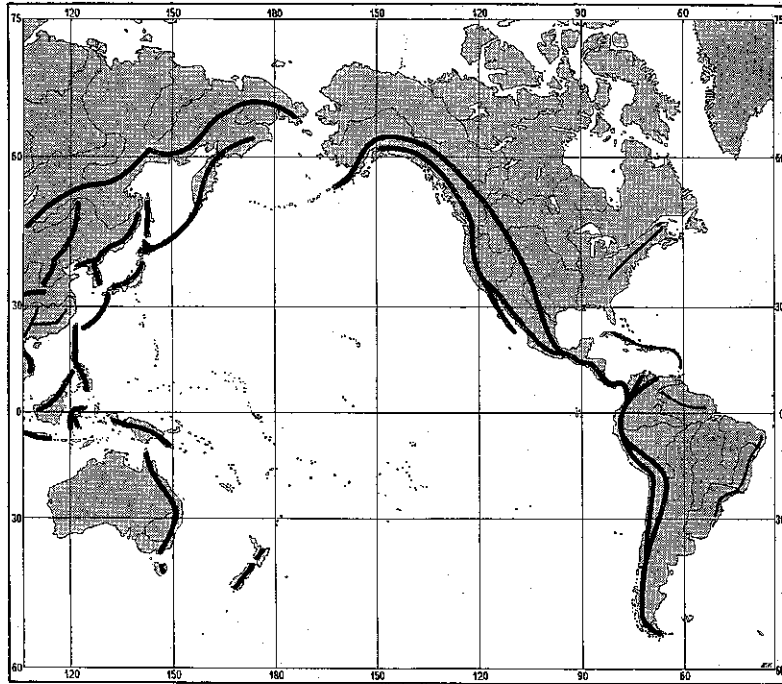


Abb. 58.
Schematische Darstellung der Gebirgsleitlinien im Bereich der Westfeste.

wieder auf; in der Linie Kamtschatka—Kurilen bzw. Sachalin—japanische Hauptinseln—Riukiu—Formosa—Philippinen begegnet uns die mehr oder minder deutliche Nord-Süd-Richtung ein letztes Mal in Ostasien. Auf der anderen Seite des Pazifischen Ozeans streichen die das interandine Plateau einrahmenden Ketten des Felsengebirges und der Anden wiederum hauptsächlich von Nord nach Süd; dieselbe Richtung begegnet uns in den großen Senken Hudson Bai—Seenplatte—Mississippi bzw. Orinoko—oberes Amazonasbecken—Paraguay—Parana—La Plata; annähernd meridionaler Verlauf kennzeichnet schließlich auch die Appalachen und die Stufen des Berglandes von Brasilien. Demgegenüber steht die Alte Welt mit einer ausgesprochenen West-Ost-Ausrichtung der morphologischen Grunderscheinungen. In west-östlicher Richtung langgestreckt ist das europäische Mittelmeer; in der Richtung West-Ost verläuft der altweltliche Wüstengürtel geradeso wie der Zug der jungen Kettengebirge vom Atlas und den Pyrenäen über Alpen—Karpaten—Balkan—Ana-

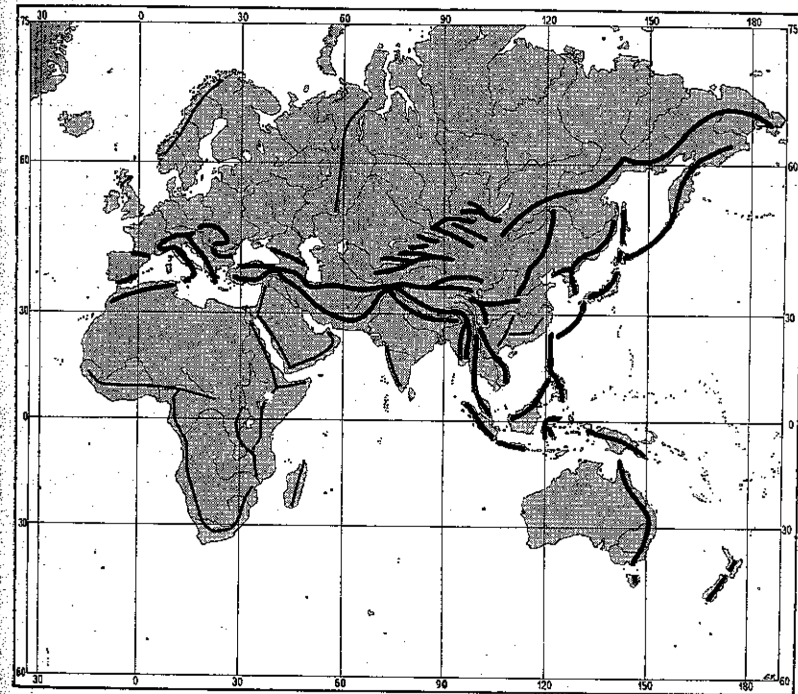


Abb. 59.
Schematische Darstellung der Gebirgsleitlinien im Bereich der Ostfeste.

tolische Randgebirge—Kaukasus und Iran bis hin zum Himalaja; west-östlich gerichtet ist das nach Osten geöffnete Füllhorn des großen eurasiatischen Tieflandes; West-Ost ist das orographische Leitmotiv bei den zentralasiatischen Gebirgszügen (Kwenlun, Tienschan, Altai, Sajanisches Gebirge) und ihren Durchlässen (Dsungarei).

Daß in allen Großräumen der Erde staatliches Wachstum ursprünglich von den jeweils herrschenden orographischen Leitlinien wesentlich beeinflußt wurde, lehrt die Geschichte allenthalben. Wir müssen uns an dieser Stelle leider auf kurze Andeutungen beschränken. In Übereinstimmung mit dem Lebensraum beherrscht das Nord-Südmotiv die Geschichte der Ausbreitung der indianischen Rasse und der von ihr gegründeten Staaten. Die meridionale Achse Peking—Kanton kennzeichnet mit ihren Verlängerungen nordwärts bis in die Mandschurei, südwärts bis hin nach Singapur die Richtung des Wachstums des chinesischen Volks-, Wirtschafts- und Staatskörpers. An die Leitlinie Nord-Süd gebunden ist die Aus-

breitung des japanischen Volkstums und Inselstaates bis hinauf nach Sachalin und äquatorwärts bis Formosa und darüber hinaus. Selbstverständlich muß man sich, wenn man das Wesentliche derartig formuliert, vor schematischer Einseitigkeit hüten. Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß in den eben behandelten Räumen gelegentlich auch anders gerichtete Wachstumstendenzen und Wanderbewegungen zu beobachten sind. Sie erklären sich zum Teil durch das Auftreten unbezähmbarer Eroberernaturen, zum Teil auch durch die Randlage und die dadurch bedingte Berührung mit Räumen und Völkern andersgearteter geopolitischer Struktur, teilweise wohl auch durch das Hineinströmen fremder, in anders gearteten Räumen geborener Ideen. So muß das Wachstum des chinesischen Staates westwärts nach Zentralasien hinein in der Hauptsache als Schutzmaßnahme gegen die unter West-Ost-Gesetz stehenden Steppenvölker Hochasiens gedeutet werden; wie sehr aber dieses zwangsläufige Abgehen von der naturgegebenen Nord-Süd-Linie, diese Preisgabe inniger Bodenverhaftung in der Territorialpolitik für China bedenklich gewesen ist, zeigt die Geschichte der letzten Jahrzehnte mit dem Anwachsen der Selbständigkeitsbewegung in Ostturkestan und der Mongolei bei gleichzeitiger Verkümmerung der chinesischen Macht im Norden und Süden des meeresnahen Hauptlebensraumes. — Das zeitweise Verlassen der naturbestimmten meridionalen Lebenslinie bei Japan und dessen Übergreifen auf den ostasiatischen Festlandsraum (Korea, Mandschurei) datiert erst seit der „Europäisierung" dieses Landes und dem Einschwenken Japans in die Front der europäisch-amerikanisch gestalteten Industriestaaten; Hunger nach neuen Nährgebieten und Rohstoffquellen (Kohle, Eisen, Baumwolle u. a. m.) drängt das industriell-imperialistisch gewordene Japan in im Grunde raumfremde Bahnen.

Im Bereich der Alten Welt ist bis zur Entdeckung Amerikas und zum Teil darüber hinaus das für diesen Großraum nicht minder charakteristische natürliche West-Ost-Motiv auch in der Geschichte seiner Völker und dem Wachstum seiner Staaten deutlich in Erscheinung getreten. Aber die Natur ist hier nicht so eindeutig wie in Amerika und dem Fernen Osten. Einige der west-östlich gerichteten Kettengebirge sind so tief und breit geschartet, daß sie ohne große Mühe in der Richtung Nord-Süd und umgekehrt durchquert werden konnten (Alpen). Zum anderen klaffen zwischen den einzelnen Gliedern des abendländischen Hochgebirgssystems vielfach so mächtige Lücken, daß die Gebirge unschwer umgangen werden konnten (Rhein—Burgundische Pforte—Doubs—Saône—Rhone, Wiener Becken, Ägäisches Meer—Dardanellen—Marmara—Bosporus—Schwarzes Meer). Durch diese Zwiespältigkeit in der Oberflächengestaltung kommt es auch in den Wanderbewegungen der europäischen Völker und dem Wachstum der Staaten oftmals zu einem Hin und Her. Die doppelte Blickrichtung als Tragik unseres Lebensraumes offenbart wohl am besten die deutsche Geschichte im Mittelalter mit dem Zwiespalt zwischen Kolonisation des Ostens und Sehnsucht nach Macht und Glanz in Italien. Als Beispiel mehr einheitlich gerichteter Ausdehnung in entsprechend gearteten Räumen sei auf die territoriale Entwicklung des Russischen Reiches und Preußens hingewiesen.

DRANG NACH DEN TROPEN

Der im vorstehenden skizzierte Gegensatz zwischen Räumen mit natürlicher Leitung staatlichen Wachstums in meridionale Bahnen und solchen, in denen Gebirge und Senken als natürliche Wegemarken hauptsächlich zum Einschlagen der West-Ost- bzw. Ost-West-Richtung führen, wirkt sich nun entscheidend in einem Punkte aus, der für das Kolonialproblem und die damit zusammenhängenden weltpolitischen Fragen von größter Wichtigkeit ist. Bei dem Fortgang des Wachstumsprozesses und dem damit zusammenhängenden Weiterausgreifen von Verkehr und Handel kommen fast alle Staaten im Laufe ihrer Geschichte früher oder später mit den Tropen in Berührung. Man tauscht von dorther Kostbarkeiten verschiedenster Art ein, man erhält Kunde von Gebieten unerhörten Reichtums, phantastischer Fruchtbarkeit, von glückseligen Ländern, in denen alles in Übermaß und fast ohne Zutun des Menschen gedeiht. Wie ein Magnet ziehen diese Tropengefilde die Bewohner höherer Breiten an; den Zügen einzelner kühner Pioniere folgen größere Ströme von Menschen, und schließlich sieht sich der Staat veranlaßt, aus wirtschaftlichen Gründen oder zum Schutze seiner Untertanen die Hand auf diese Tropenländer zu legen, sofern er nicht selbst von Anfang an den Vorstoß in die Tropen angeregt und organisiert hat. Die Geschichte aller großen Völker und Staaten läßt jene Epoche erkennen, in der die „Tropensehnsucht" jeweils zum politischen Motor wird. Die Art und Weise aber, wie die verschiedenen politischen Organismen auf diese „Tropensehnsucht" reagieren, wird von der Naturgestaltung ihres Lebensraumes entscheidend beeinflußt. Völker und Staaten, die sich in einem von dem Nord-Süd-Motiv beherrschten Raum entwickeln, brauchen sich im Grunde bloß den natürlichen Wegemarken anzuvertrauen, um langsam und stetig in die Tropen hineinzuwachsen. China und Japan mögen hierfür als Beispiel angeführt werden. Ge-

wiß, die tropenwärts gerichtete Expansion muß auch in diesem Falle Schwierigkeiten überwinden, und kriegerische Auseinandersetzungen mit den ursprünglichen Bewohnern jener südlicheren Regionen sind meist nicht zu vermeiden. Aber nicht das ist wesenhaft, sondern die Tatsache, daß hier das Hineinwachsen in die Tropen dank der Naturausstattung des Lebensraumes gleichsam organisch vor sich geht, ohne räumliche Trennung zwischen Mutterland und Kolonie und unter starker Mitwirkung rassischer und völkischer Assimilation. Der Volks-, Wirtschafts- und Staatskörper stülpt sich förmlich tropenwärts aus. An der jeweiligen Tropenfront entsteht eine Wachstumsspitze, die sich äquatorwärts entwickelt, in die Fremdlandschaft hineinwächst, sie tiefgreifend umgestaltet und einschmilzt in die Art der expandierenden Volks- und Staatsmasse. Ist dieses Ziel erreicht, so bildet sich an der neuen Tropenfront abermals eine Wachstumsspitze, und der Prozeß des organischen Sprossens und Wachsens den Tropen entgegen beginnt von neuem.

In Europa mit dem Übergewicht der natürlichen West-Ost-Orientierung liegen die Verhältnisse gerade hinsichtlich der Reaktion auf die „Tropensehnsucht" völlig anders. Als die abendländischen Völker und Staaten durch die Vermittlung des Islam, durch die Kreuzzüge und durch Reisen wie die Marco Polos mit den Subtropen und Tropen in Berührung kamen, die „Tropensehnsucht" schließlich auch hier lebendig wurde, mußten sie einsehen, daß ihnen die Natur ein organisches Wachsen in diese heißbegehrten Tropenregionen schlechterdings verwehrt hatte. Den von West nach Ost streichenden Hochgebirgsgürtel konnte man queren oder umgehen; über das west-östlich gestreckte Mittelmeer hinüberzufahren, hatte man längst gelernt; aber der dann folgende breite West-Ost-Gürtel der „verbrannten Zone", die große afrikanisch-vorderasiatische Wüstentafel, war mit der damals zur Verfügung stehenden Verkehrstechnik nicht zu bezwingen, sondern gebot ein kategorisches Halt. Den Chinesen und den Japanern wies die Natur ihres Lebensraumes den Weg in ihre raumeigenen Tropen; europäische Tropen in diesem Sinne gab und gibt es nicht. Wollten trotzdem auch die Europäer der „Tropensehnsucht" nachgeben, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich mit starker Wehr zu umgürten, sich von der Heimat zu lösen und sich irgendwo in Übersee mit dem Recht des Stärkeren ihr „Indien" zu suchen. Keine Spur also von einem langsamen und organischen Hineinwachsen in die Tropen, statt dessen machtpolitischer Sprung in die Tropen; keine räumliche Verbindung zwischen Mutterland und Kolonie, sondern weite Trennung durch die öde und anfangs sehr verkehrsfeindliche Wasserwüste des Weltmeeres; keine völkische Unterwanderung der Kolonialgebiete, keine Assimilation, sondern schroffes Gegenüber der zahlenmäßig überwiegenden Eingeborenen und der kleinen Herrenschicht fremdländischen, fremdrassischen, fremdvölkischen Ursprungs. Eine Ausnahme bildet nur Rußland, das auch in dieser Beziehung wieder seine eigenen Wege ging, indem es sich an dem Wettlauf um Tropenländereien nicht beteiligte, sondern sich in Übereinstimmung mit den Naturgegebenheiten seines Lebensraumes erst längs der Flußläufe im osteuropäischen Flachland, dann, der Kama-Tschussowaja folgend, über den Ural nach Sibirien hin ausdehnte und in räumlicher Verbindung zwischen Mutterland und Kolonie ein einzigartiges West-Ost-Riesenreich von der Ostsee bis zum Ochotskischen Meer entstehen ließ.

EUROPÄISIERUNG DER WELT

Es ist hier nicht der Ort, die überseeisch-koloniale Ausbreitung der Europäer nach zeitlichem Ablauf und räumlicher Ausdehnung im einzelnen zu verfolgen (Abb. 60—63). Mit einer brutalen Naivität, die trotz „Conquista" und „Coloniaje" im ganzen doch eher als raumgebundene Tragik denn als Schuld anzusprechen ist, nistete sich die europäische Menschheit in beiden Indien ein, brach jeden aufkeimenden Widerstand mit Waffengewalt und eroberte Jahrzehnt für Jahrzehnt neue Gebiete hinzu. Zwar war man sich natürlich darüber klar, daß man in andersgeartete Klima- und Wirtschaftsregionen eindrang, fremden Rassen und Völkern gegenübertrat; aber daß man sich gleichzeitig Gebiete mit andersgearteter Raumgesetzlichkeit aneignete, durch die kolonialen Annektionen willkürlich organisches Wachstum fremder Völker und Staaten unterband, das alles wurde zunächst kaum bewußt. Etwa auftauchende Bedenken wurden im übrigen schnell dadurch beseitigt, daß die christliche Kirche die überseeischen Eroberungszüge guthieß und sie förderte im Interesse einer planetarischen Ausbreitung der christlichen Glaubenslehre. Wozu also sich irgendwelche Gedanken über das Tun und Treiben in Übersee machen, wenn die Kirche grundsätzlich die Europäisierung der Welt als Gott wohlgefälliges Werk segnete!

Portugiesen und Spanier, Holländer, Franzosen und Engländer übernahmen nacheinander die Führung in der kolonialen Ausbreitung des Abendlandes. Wenn man ehrlich sein will, handelte es sich anfangs in der Hauptsache um eine regelrechte Ausplünderung der überseeischen Länder. Gold und Silber, Gewürze und Spezereien,

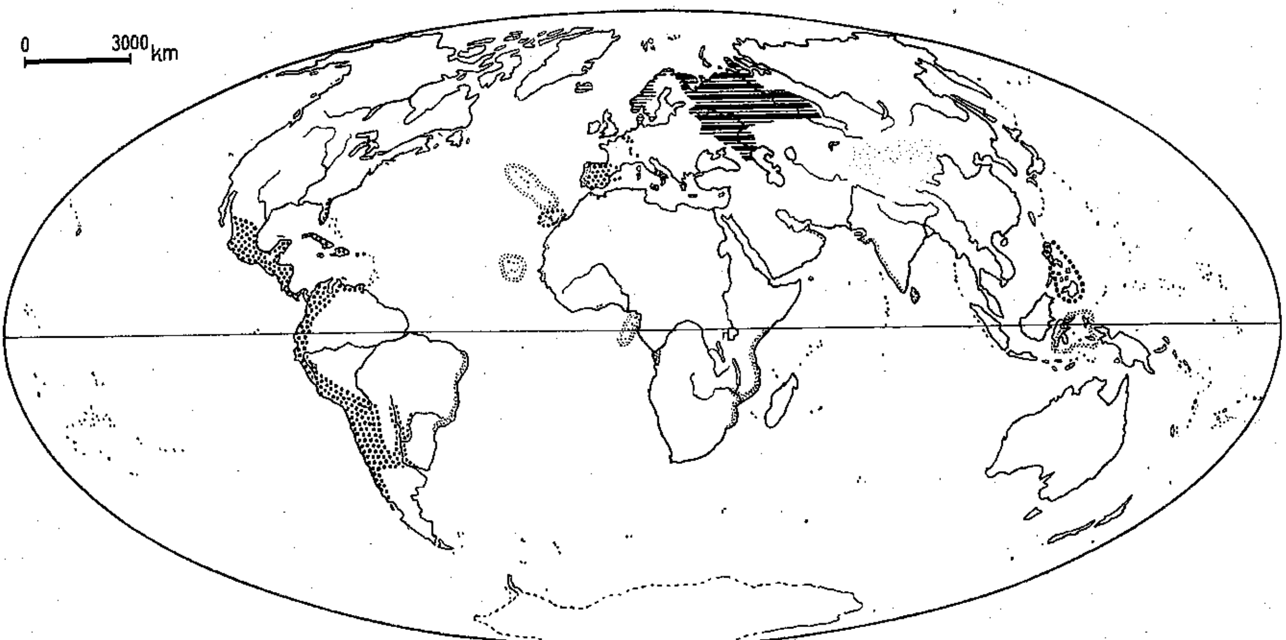


Abb. 60. 1598. Tod Philipps II. von Spanien; Ende der spanisch-portugiesischen Alleinherrschaft.
(Nach A. Supan: Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Justus Perthes, Gotha.)



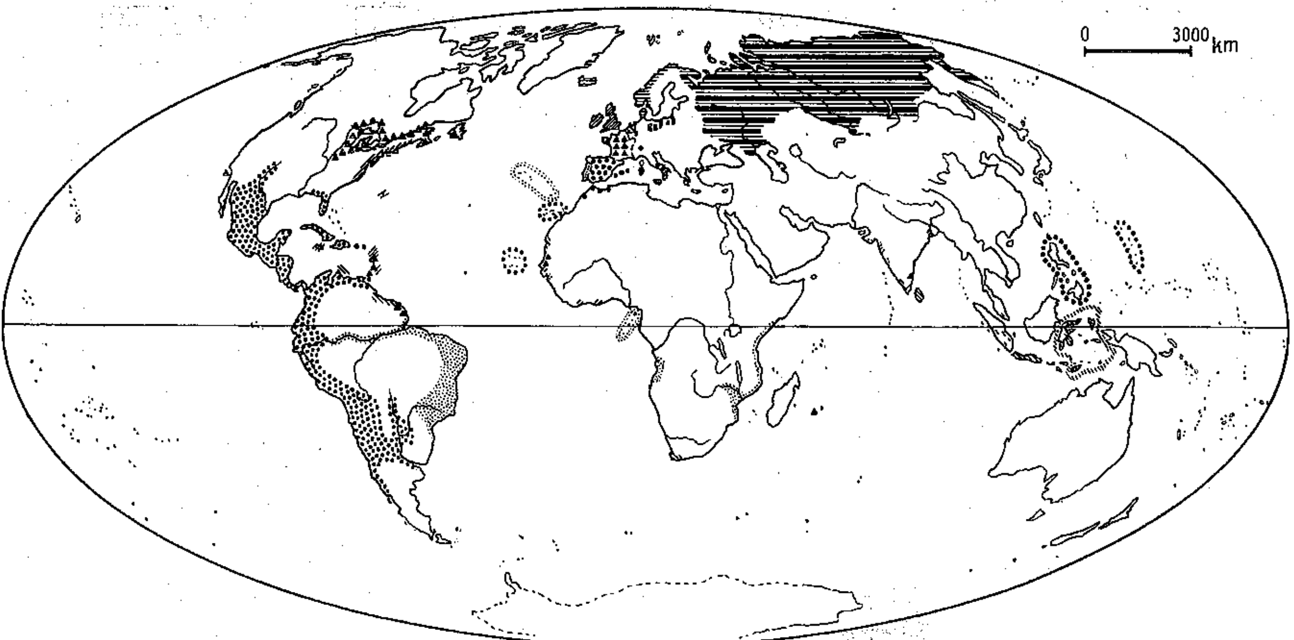
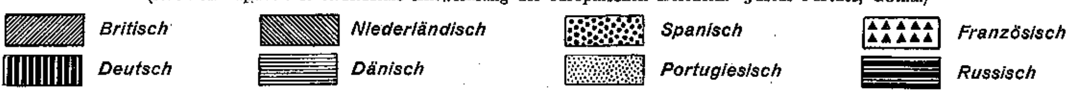


Abb. 61. 1697. Höhepunkt der französischen Kolonialmacht im Zeitalter Ludwigs XIV.
(Nach A. Supan: Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Justus Perthes, Gotha.)



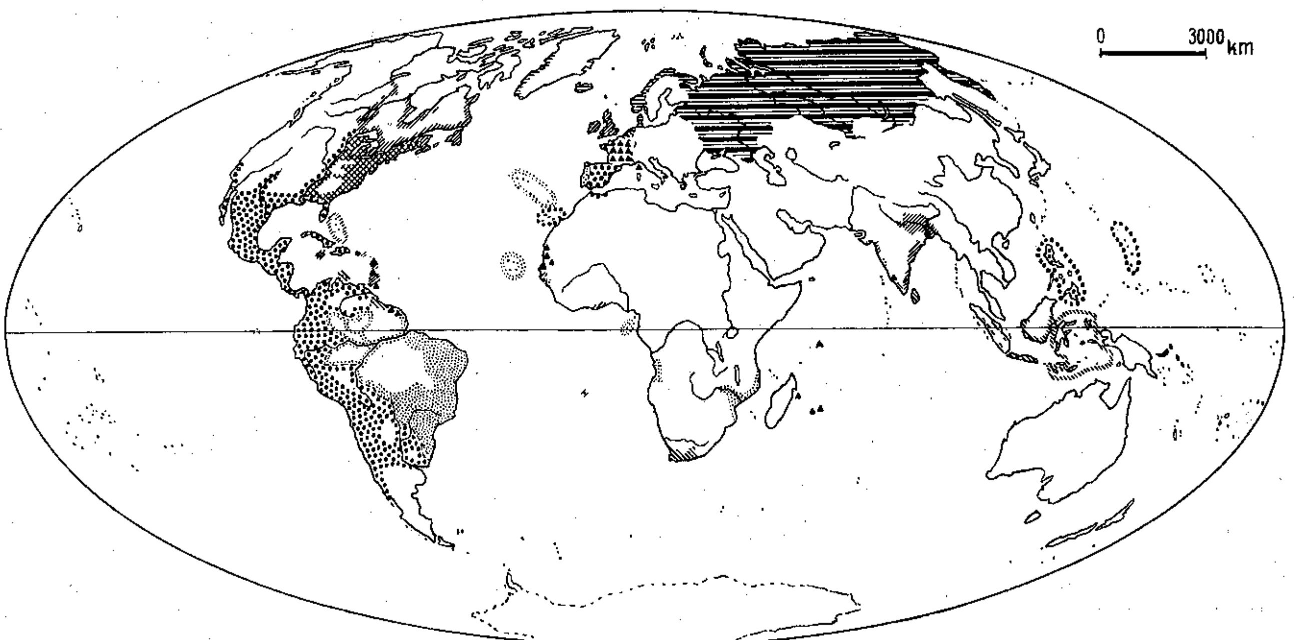


Abb. 62. 1783. Beginn der Loslösung Amerikas.
(Nach A. Supan: Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Justus Perthes, Gotha.)

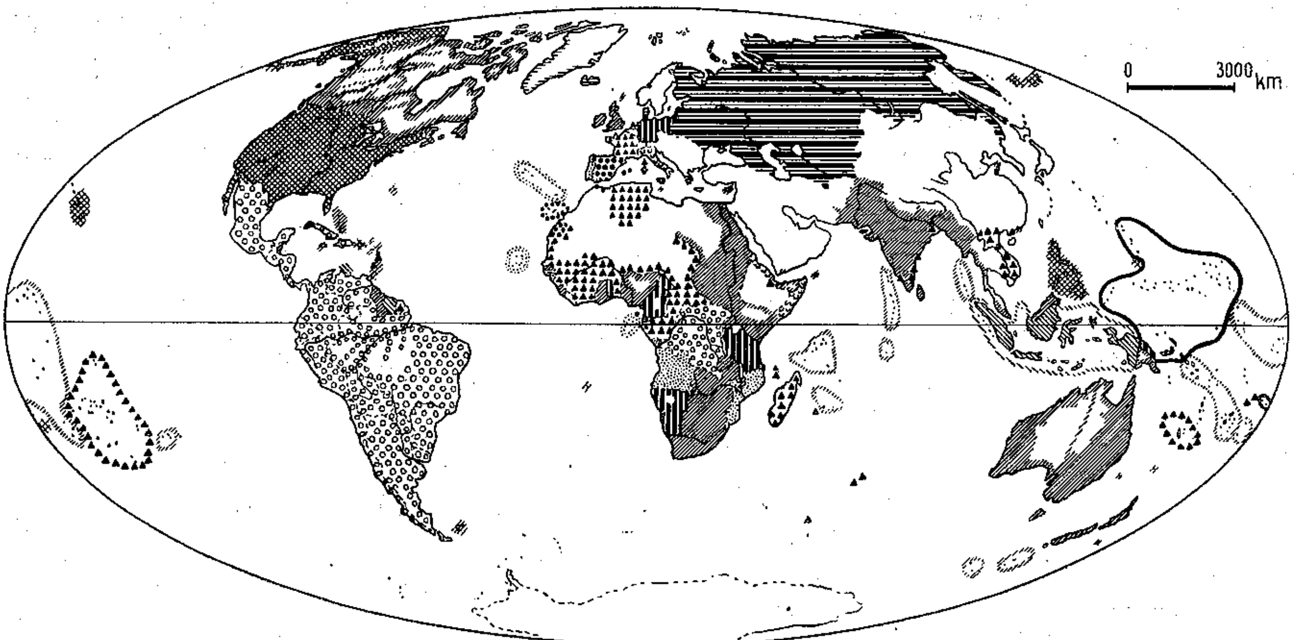


Abb. 63. Stand der europäischen Kolonisation um 1900.
(Nach A. Supan: Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Justus Perthes, Gotha.)

Zucker und vielerlei andere Erzeugnisse der Tropen wurden zusammengerafft und nach der abendländischen Heimat verfrachtet. Man bereicherte sich durch die Ausbeutung der Kolonien, aber man konnte sonst nichts Rechtes mit ihnen anfangen. Mit aller Deutlichkeit zeigt sich, daß von einer organischen Verbundenheit vorerst keine Rede war. Europa litt noch nicht unter Übervölkerung, es hatte keinen Mangel an Nahrungsmitteln und Rohstoffen. Die Kolonien waren in diesem Stadium ein gewiß sehr einträgliches, aber keineswegs ein lebensnotwendiges Anhängsel des heimischen Staats- und Wirtschaftsraumes.

In der Folgezeit begann die Ergiebigkeit der überseeischen Besitzungen nachzulassen. Wollte man dort weiter Schätze heben, so mußte man Werte erzeugen, d. h. Bergwerke anlegen, Pflanzungen ins Leben rufen usw. Es kommt infolgedessen viel mehr als im Anfang zu einem Seßhaftwerden der Europäer in Übersee, zu verstärkter Auswanderung nach Übersee teils aus den genannten wirtschaftlichen Gründen, teils auch aus Verdruß über die in Europa um sich greifende religiöse Unduldsamkeit und soziale Not. Hatte der Eingriff der Europäer in Übersee bislang in einer Unterbindung raumgegeben-organischen staatlichen Wachstums, in Aufzwingung einer Fremdherrschaft und wirtschaftlicher Ausplünderung bestanden, so reichte er nun erheblich viel tiefer, denn jetzt begehrte man überdies Raum für die Siedler und Arbeiter für die von den Europäern eingerichteten Betriebe. Allenthalben verteidigten die Eingeborenen das Land ihrer Väter, ohne das sie nicht zu bestehen vermochten; aber der Eroberungswille des weißen Mannes war härter, seine waffentechnische Überlegenheit gar zu groß. Vollends da, wo die politische Organisation der Farbigen noch mangelhaft war, unterlag der Eingeborene in diesem mörderischen Kampf um den Boden. Nur ausnahmsweise ließ sich der Europäer zu einer Blutmischung mit den Eingeborenen herab und begnügte sich damit, nach Beendigung der Kämpfe die Überlebenden zu assimilieren; meist kam es ihm buchstäblich auf Vernichtung an, und ganze Stämme und Völker büßten ihren Widerstand mit völliger Ausrottung (Nordamerika, Australien). — Nicht minder folgenschwer war in jenen Zeiten die Arbeiterbeschaffung, für welche in erster Linie afrikanische Neger in Betracht kamen. Zu Tausenden und Abertausenden wurden afrikanische Eingeborene gefangen und als Sklaven vornehmlich nach Nord- und Mittelamerika überführt. Hier harrte ihrer ein Leben, das einen Vergleich mit der alten patriarchalischen Haussklaverei des Orients kaum vertrug. Die erstaunliche Widerständigkeit und Lebenskraft der Negerrasse hat freilich auch den Sklavendienst in Amerika ausgehalten und dazu geführt, daß dieses System am Ende dem Weißen zur Gefahr wurde: für große Teile Süd- und Mittelamerikas sowie für die Union entwickelt sich heute die Negerfrage zu einer Schicksalsfrage der Staaten, einer Existenzfrage der Weißen.

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrh. nahm die koloniale Betätigung der Europäer abermals neue Formen an. Daheim hatte die Erfindung der Ausnutzung der Dampfkraft und vieler neuer Maschinen wahrhaft revolutionierend gewirkt; Industrialisierung, Landflucht und Verstädterung gaben dem wirtschaftlichen und sozialen Gesicht des Abendlandes ein neues Gepräge. Preisgabe der Eigenernährung, Mangel an Nahrungsmitteln und Rohstoffen, Sucht nach neuen Absatzmärkten für die maschinell erzeugten Fertigwaren bildeten die Folge, und große Massen entwurzelten Stadtproletariats bzw. vom Großgrundbesitz drangsalierter Bauern suchten in einer Auswanderung nach Übersee ihr Heil. Jetzt erst wurden die überseeischen Besitzungen wirklich lebensnotwendiges Glied des europäischen Stammstaates und erhielten von diesem ihre Funktionsbefehle: sie sollten Nahrungsmittel und Rohstoffe erzeugen, industrielle Fertigwaren abnehmen und dem Bevölkerungsüberschuß des Mutterlandes Raum und Existenz gewähren. Das klang vom europäischen Standpunkt aus gewiß ganz selbstverständlich und war nach Lage der Entwicklung unvermeidlich. Draußen in Übersee aber mußte diese europazentrische Einstellung naturgemäß als neuer schwerer Schlag empfunden werden. Die Ausbreitung der Europäer hatte dazu geführt, daß weithin die alte Eigenstaatlichkeit verloren gegangen war und gegen eine rücksichtslos ihre Macht gebrauchende Fremdherrschaft eingetauscht werden mußte; die Ausbreitung der Weißen hatte es mit sich gebracht, daß die Eingeborenen große Teile ihres Landes an die fremden Eroberer abtreten und vielfach als Sklaven für die neuen Herren arbeiten mußten; jetzt befahlen die landfremden Weißen gar, was man auf dem als eigene Scholle verbliebenen Land anzubauen habe, wie man sich zu kleiden, was für Geräte man zu verwenden habe usw. Mehr noch als das: europäisch-christliche Kirchen und Schulen entstanden in immer wachsender Zahl, auch auf der Pflanzung oder im Kaufladen, als Soldat oder Beamter im Dienste der Fremden sollte man sich ihre Art des Denkens und Fühlens, ihre Art des Lebens schlechthin aneignen. Zu dem äußeren Zwang, dem man sich fürwahr schon nur angesichts der Machtüberlegenheit der Weißen gebeugt

hatte, kam nun auch noch ein vollends unerträglicher seelischer Zwang. Uniformieren wollten diese Europäer die ganze Welt, umgestalten und nach ihrer Form prägen staatliches, wirtschaftliches, soziales und kulturelles Leben! Woher nahmen diese Landfremden das Recht, derartige Forderungen zu erheben? Mochten sie in ihrem eigenen Lebensraum tun und lassen, was ihnen nützlich und notwendig schien; die überseeische Welt hat doch schließlich ein Recht darauf, in ihren Ländern dem eigenen Lebensstil treu zu bleiben und sich dort ohne dauernde Reglementierung seitens der ungebetenen Eindringlinge nach ihrer bodenständigen Art weiterzuentwickeln!

Scheu und schüchtern vorerst begann sich die überseeische Welt gegen die europäische Bevormundung aufzulehnen und gegen die Fremdherrschaft der Weißen zu murren. Aber noch war die Zeit nicht reif zu einem Durchbruch des Selbstbestimmungsgedankens. Wo gewaltsam versucht wurde, das Joch der Weißen abzuschütteln, geschah es meist mit so unzureichenden Mitteln, daß die Niederwerfung des Aufstandes unschwer gelang. Selbst die Boxerbewegung in China, nur von wenigen Einsichtigen als Alarm- und Warnungssignal erkannt, endete mit einer Niederlage der Eingeborenen und schuf den europäischen Großmächten die vielleicht nicht unerwünschte Gelegenheit, sich hier und da Stücke des morsch gewordenen Reiches der Mitte anzueignen.

Die Machtstellung der weißen Rasse war noch einmal unerschüttert geblieben. Gleichzeitig aber war nicht zu übersehen, daß sich in Europa hinsichtlich der kolonialen Ausbreitung langsam ein Wandel der Auffassung vollzog. Namentlich die kirchlichen Kreise hatten seit Kardinal Lavigerie die Gewissen aufgerüttelt und z. B. die unselige Sklavenwirtschaft so lange und so leidenschaftlich bekämpft, bis die Öffentlichkeit auf deren Abschaffung gedrungen hatte. Darüber hinaus billigte die christliche Kirche jetzt längst nicht mehr alle Bedrückungsmaßnahmen in Übersee, sondern stellte sich vielfach schützend vor die Eingeborenen und predigte auch den Farbigen gegenüber christliche Nächstenliebe; immer unzweideutiger forderten die Missionen, daß der Europäer draußen als väterlicher Freund und gütiger Erzieher wirken und das Eigenleben der Eingeborenen achten solle. Ohne Zweifel bewirkten diese Mahnungen allmählich eine Änderung in der Behandlung der Eingeborenen; man begann über das Problem der kolonialen Ausbreitung nachzudenken und sich Rechenschaft zu geben. Gewiß, es waren Fehler begangen worden in der Vergangenheit, und so manche europäische Handlung von der Zeit der Konquistadoren über Warren Hastings bis zum Opiumkrieg gegen China gereichte der weißen Rasse ganz und gar nicht zur Ehre. Aber hatte trotz allem der Europäer der überseeischen Welt nicht auch sehr viel Gutes gebracht? Die ewigen Kriege der Stämme untereinander waren unterdrückt worden; in Frieden und Sicherheit lebten jetzt die Farbigen unter der Schutzherrschaft des Weißen. Wo einst Blutrache, Hungersnot und Seuchen immer wieder neue Opfer gefordert hatten, sorgte nunmehr der Europäer für Ruhe, gesicherte Ernährung und Volksgesundheit. Aus der dumpfen Atmosphäre von Dämonismus und Aberglauben führte der Weiße die seinem Schutz anvertrauten Eingeborenen zu seelischer Befreiung, zu einem im Grunde erst menschenwürdigen Dasein. Alle Errungenschaften abendländischer Zivilisation und Kultur stellte der Weiße den Eingeborenen zur Verfügung und vollzog an ihnen ein Erziehungswerk, zu dem die Farbigen aus eigenen Kräften schwerlich imstande gewesen wären. War man nicht geradezu ein Werkzeug der Vorsehung, wenn man sich mit der überseeischen Kolonisation in den Dienst der Aufwärtsentwicklung bisher zurückgebliebener Rassen und Völker stellte? Die so sprachen, waren keineswegs immer Heuchler, sondern glaubten zum Teil wahrhaftig an eine solche Weltmission der weißen Rasse. Namentlich im englischen Volke lebte und lebt vielfach die Vorstellung, daß Anglisierung der Welt gleichbedeutend sei mit Verbreitung höchster Menschheitskultur und Erziehung der Völker zu bestem Menschentum.

Eine derartige Rechtfertigung für die koloniale Ausbreitung der Europäer konnte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die europäischen Industriestaaten nun einmal infolge des Ausschwärmens in die weite Welt wirtschaftlich in sehr starkem Maße dem heimischen Lebensraum entfremdet worden waren und ihr ökonomisches System eine zielbewußte Ausnutzung der überseeischen Gebiete erheischte. Die zynische Grobschlächtigkeit, mit der Cecil Rhodes „Menschenliebe plus 5 Prozent" als Endziel der britischen Politik erklärte, zeigt zur Genüge, in welche Bahnen die Politik der abendländischen Staaten durch die moderne Industriewirtschaft und das in ihr sich durchsetzende System des Kapitalismus gedrängt wurde. Kirche, Wirtschaft und Staat zogen fortan nicht mehr an dem gleichen Strang, die innere Einheit der abendländischen Front gegenüber der überseeischen Welt war zerstört. Daß diese Schwäche den Farbigen draußen nicht verborgen blieb, versteht sich von selbst.

EUROPA SELBST BEGÜNSTIGT DAS AUFKEIMEN DER SELBSTBESTIMMUNG

Das unsicher gewordene Europa beging nun aber auch noch einen taktischen Fehler nach dem anderen und bereitete dem Aufkeimen des Selbstbestimmungsgedankens förmlich den Boden. Hierzu rechnen wir einmal die Uneinigkeit und Rivalität der Staaten weißer Rasse. Die Gier nach Rohstoffquellen und Absatzgebieten führte draußen zu einem von Neid und Haß erfüllten Wettbewerb, bei dem das Ansehen der Weißen als Herrenrasse einen argen Stoß erlitt. Gelegentliche Verständigungen und Abkommen über „Einflußsphären" verhinderten nicht die allgemeine Regel, daß ein abendländischer Staat dem anderen keinen Erfolg gönnte und notfalls bereit war, die Eingeborenen gegen den Wirtschaftsrivalen gleicher Rasse aufzuhetzen. Den Gipfel dieser Art von Politik bedeutete das englisch-japanische Bündnis vom Jahre 1902 und der damit vorbereitete russisch-japanische Krieg von 1904/05. Die Seeschlacht von Tsuschima, die Eroberung von Port Arthur und die Schlacht bei Mukden sind von weltgeschichtlicher Bedeutung, weil mit ihnen nicht nur in den Augen der Ostasiaten die Mär von der Unbesiegbarkeit der Weißen zunichte ward. Ein asiatischer Farbigen-Staat triumphierte über einen abendländischen Großstaat! Dasselbe Japan, das sich bis 1854 gegen alle Welt abgeschlossen und in mittelalterlicher Feudalität dahingedämmert hatte, war gleichsam über Nacht zu einer voll und ganz ebenbürtigen Weltmacht geworden! So schnell also ließ sich die Waffentechnik erlernen, auf die die Europäer in den letzten Jahrhunderten ihre Herrschaft in Übersee gegründet hatten! War es ein Wunder, daß der mit geheimer Hilfe Englands errungene Sieg der Japaner über die Russen gar bald das Signal zu einer allgemeinen Emanzipationsbewegung der Ostasiaten wurde und weit über diesen Großraum hinaus bei allen Farbigen stärkste Beachtung fand? Und Japan machte bei der Europäisierung seines Heeres nicht halt, sondern ging auch in wirtschaftlich-industrieller Beziehung fleißig in die Lehre. In erstaunlich kurzer Zeit eignete es sich nunmehr auch die Kenntnisse an, um auf dem Gebiete maschineller Gütererzeugung das europäisch-amerikanische Vorbild einzuholen. Auch diese Überlegenheit der Weißen war also nicht rassegebunden, wie manche wohl lange Zeit geglaubt hatten. Vorüber die Epoche einer von Europa geleiteten einpoligen Weltwirtschaft! Zu dem bereits früher hinzugekommenen amerikanischen Industriepol gesellte sich nunmehr ein japanischer, ein neues Zentrum der Weltwirtschaft mit Asiaten als Trägern.

Wer Augen hatte zu sehen, der mußte zu Beginn dieses Jahrhunderts wahrnehmen, wie von Japan aus der Prozeß der Enteuropäisierung über China, Indien bis nach dem malaiischen Archipel und Vorderasien übergriff, wie allenthalben gerade im Bereich Monsunasiens der Wunsch rege wurde, sich wirtschaftlich, kulturell und politisch von der Bevormundung durch die Weißen zu befreien. In diesem Augenblick höchster Gefährdung seiner bisherigen Stellung in Übersee tat das Abendland das Törichtste von allem, was als Lösung der Krisis etwa in Frage kommen konnte: es entfesselte den Weltkrieg, den alle Einsichtigen heute als wahrhafte Katastrophe, als Selbstmord des Abendlandes beurteilen. Farbige werden als Bundesgenossen geworben und zu Hunderttausenden ins Feld geführt zum Kampf gegen Weiße. Gelbe, braune und schwarze Menschen verlieren so in Massen den letzten Rest von unbedingter Hochachtung vor der weißen Rasse und werden ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen in alle Geheimnisse abendländischer Waffentechnik und militärischer Schulung eingeweiht. Zu dem Kampf der ganzen Welt gegen die Zentralmächte wird aufgerufen im Namen der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. War man im Ernst so kindlich zu meinen, daß man dieses Schlagwort nur für die Dauer des Weltkrieges anwenden und dann geruhsam wieder zu den Akten legen könnte? Die Nachkriegsgeschichte gibt eindeutige Antwort auf diese Frage. Das Feuer der Selbstbestimmung, vor dem großen Kriege ein kümmerliches Flämmchen, loht heute allenthalben gen Himmel und beleuchtet grell all die Regionen, in denen sich die europäischen Staaten und Völker einst Botmäßigkeit erzwangen. Dabei stehen wir ohne Frage erst im Anfang jener Entwicklung, die einst nicht nur die wirtschaftliche Struktur, sondern auch die politische Machtverteilung auf Erden von Grund auf ändern wird.

SELBSTBESTIMMUNG IN AMERIKA, AUSTRALIEN UND ASIEN

Ist also der Sprung der abendländischen Menschheit aus ihrem Lebensraum in die andersgeartete überseeische Welt als bloße Episode zu deuten und bleibt am Ende nichts anderes übrig als schmählicher Rückzug auf Europa oder gar Untergang des Abendlandes? Man muß, glauben wir, mit ja und nein zugleich antworten. Zunächst hat die europäische Ausbreitung der Welt ein dauerhaft neues Gepräge überall da verliehen, wo die Urbevölkerung ausgerottet oder bis zur Be-

deutungslosigkeit dezimiert wurde. Die Stellung der weißen Rasse ist nach menschlichem Ermessen in Amerika keiner Gefahr ausgesetzt, wenn die weiße Rasse dort durch Aufrechterhaltung des Geburtenüberschusses und ständiger Zuwanderung für genügend starke Vermehrung des weißen Bevölkerungselementes Sorge trägt. Andernfalls können sich selbst hier im Laufe der nächsten Jahrhunderte erhebliche Schwierigkeiten ergeben sowohl durch das Aufkommen der Indianer-Mischlinge als vor allem durch die Ausbreitung der Neger.

Wesentlich ernster schon sind die Verhältnisse in Australien zu beurteilen. Australien bildet das südlichste Glied jener großen meridionalen Wanderbahn, längs der die Ostasiaten unaufhörlich nach Süden drängen. Zudem handelt es sich um einen Erdteil, der gegenwärtig eine Europäer-Bevölkerung von nur 6,6 Millionen Menschen aufweist und in Reichweite des Gebietes größter Menschheitsverdichtung liegt, die wir auf Erden kennen. Auf Australien lastet der Druck von fast einer Milliarde Menschen, die im Bereich Monsunasiens den „Goldsaum am Bettelgewand Asiens" bevölkern und von dort aus stellenweise grauenvoller Raumenge nach neuem Nähr- und Siedlungsland ausspähen. Reicht die Kraft der weißen Rasse nicht aus, Australien in der Folgezeit rasch und in genügendem Ausmaß mit weißen Menschen zu füllen, so steht allen Ernstes zu befürchten, daß im Laufe der nächsten Generationen gerade Australien zum Gegenstand ost- und südasiatischer Raumwünsche wird. Kriegerische Maßnahmen könnten den weiteren Verlauf dann wohl verzögern, aber schwerlich auf die Dauer verhindern, daß der australische Erdteil der weißen Rasse schließlich doch verloren ginge.

Ostasien stellt denjenigen überseeischen Großraum dar, in dem der Gedanke der Selbstbestimmung am frühesten Wurzel faßte und die Los-von-Europa-Bewegung am weitesten gediehen ist. Vollends nachdem jetzt Japan aus dem Völkerbund ausgetreten ist und sich ganz unverhohlen die Führung des gesamten ostasiatischen Blocks angemaßt hat, muß damit gerechnet werden, daß die raumfremden Kolonialmächte hier nunmehr vor folgenschwere Entscheidungen gestellt werden. Die Hoffnung, China gegen Japan auszuspielen und so den zu erwartenden ostasiatischen Aufbruch zu schwächen, ist sehr gering zu werten. Nachdem Japan zum Herrn der Mandschurei geworden ist und die inneren Gegensätze in China offenbar nicht überwunden werden können, zweifelt im Ernst wohl niemand mehr daran, daß sich ganz Ostasien freiwillig oder gezwungen der straffen, zielbewußten Führung durch Japan unterordnen wird. Der zu erwartende große Selbstbestimmungskampf dürfte aller Wahrscheinlich-

keit drei Fronten erkennen lassen. Einmal wird es darauf ankommen, im Zentrum Ostasiens, d. h. im Gebiete des jetzigen chinesischen Reiches, den Fremdeinfluß in jeglicher Gestalt radikal zu beseitigen. In territorial-politischer Beziehung wird hierbei eine Aufrollung der Frage der Kolonialenklaven Hongkong (brit.), Macao (port.) und Kwangtschouwan (frz.) unvermeidlich sein.[1] Nach Festigung der Operationsbasis wird alsdann zum Schlag gegen die Flankenvorstöße der Europäer im Norden und Süden der großen meridionalen Lebensbahn der Ostasiaten ausgeholt werden. Europa hat die naturgegebene Nord-Süd-Expansion der ostasiatischen Völker und Staaten sowohl im Norden als im Süden abgeriegelt und muß damit rechnen, daß seitens der ostasiatischen Großmächte früher oder später der Versuch gewagt wird, die ihrem Lebensraum eigentümliche meridionale Bahn wieder frei zu machen und für die eigene Ausdehnung zu sichern. Dabei ist die Verdrängung der Russen aus der Stellung von Wladiwostok, dem Amurgebiet und Sachalin, der Küste des Ochotskischen Meeres und Kamtschatka voraussichtlich die leichtere Hälfte dieses gigantischen Ringens um Selbstbestimmung innerhalb des östlichen Asiens. Unendlich viel schwerer und erbitterter wird der Kampf im Süden werden, wo es gilt, den festen Sperriegel zu bezwingen, den Engländer, Franzosen, Holländer und Amerikaner hier vorgeschoben haben. Japan-China muß sich darüber klar sein, daß Singapur—Straits Settlements, Niederländisch-Indien, Französisch-Indochina und die Philippinen nicht bloß hochwertige Wirtschaftskolonien, sondern zugleich strategische Stellungen ersten Ranges am Durchgang vom Indischen zum Stillen Ozean und als wirtschaftlich-militärische Aufmarschgebiete an der Südfront des ostasiatischen Hauptlebensraumes darstellen. Schwerlich werden die raumfremden Kolonialmächte diese in der Zeit der großen Ausbreitung der weißen Rasse eroberten Schlüsselstellungen kampflos räumen, gutwillig vor dem Selbstbestimmungsdrang der Ostasiaten bzw. dem japanischen Imperialismus im Raume Ostasien zurückweichen. Der große Weltkrieg der Zukunft, so will uns scheinen, ist unvermeidlich: der Krieg der weißen gegen die gelbe Rasse, der Krieg um das Schicksal des gesamten ostasiatischen Länderraumes, der Krieg schlechthin um Großraum-Selbstbestimmung oder raumfremde Kolonialherrschaft. Wie diese Auseinandersetzung raumgebundener und raumfremder Kräfte in Ostasien endet, kann niemand

1) In diesem Sinne erscheint neben der Rückgabe des von Japan geraubten Kiautschou an China (1922) der Verzicht Englands auf Weihaiwei gemäß dem britisch-chinesischen Vertrag von 1930 höchst bedeutungsvoll und symptomatisch.

voraussagen. Sicher ist nur, daß die Ententemächte ihre Stellung in Ostasien durch die im Weltkrieg gegen Deutschland betriebene schamlose Politik arg geschwächt haben. Indem sie die deutsche Kolonie Kiautschou den Japanern überantworteten und die Vertreibung der Deutschen aus China erpreßten, haben sie die weiße Rasse noch einmal verraten und ihrerseits selbst das Recht der europäischen Mächte auf Landbesitz in Ostasien als zweifelhaft hingestellt; indem sie einen großen Teil der geraubten deutschen Südsee-Inseln (Marianen, Karolinen, Palau) den Japanern zuwiesen, setzen sie diese in den Stand, sich hier eine starke östliche Flankenstellung gegen Niederländisch-Indien, die Philippinen, Französisch-Indochina und Singapur sowie gleichzeitig ein Sprungbrett nach Neuguinea und weiter bis nach Australien zu schaffen. Auch dieser Wahnsinn von Versailles wird sich einst an den Vätern des Diktats bitter rächen.

Der Orient und Südasien steht heute bereits durchweg im Zeichen sieghaften Hervortretens des Selbstbestimmungsgedankens. Die selbst nach dem Weltkriege noch unternommenen Versuche, die Türkei in die Sphäre der Kolonialherrschaft einzubeziehen, sind an der nationalen Begeisterung und Opferwilligkeit des türkischen Volkes unter seinem genialen Führer Kemal Pascha restlos gescheitert. Die im Kalifenreich noch vorherrschende religiöse Bindung ist in der neuen Türkei durch eine solche völkischer Art ersetzt worden, wodurch der türkische Staat trotz der unvermeidlichen Übergangskrisen ganz außerordentlich an innerer Kraft gewonnen hat. Niemand könnte es heute noch wagen, von dem „kranken Mann am Bosporus" zu sprechen. Die Regierung von Ankara ist stark genug, um im Bereiche ihres Staatsgebietes der von der Entente als Schlagwort geprägten Parole vom Selbstbestimmungsrecht der Völker Geltung zu verschaffen.

Nicht ganz so weit ist vorläufig die auf Selbstbestimmung abzielende Unabhängigkeitsbewegung in Ägypten vorwärtsgekommen. Immerhin ist der grundsätzliche Wandel auch hier unverkennbar: Provinz des Kalifenreiches (seit 641), Kolonie des türkischen Reiches (seit 1517), Zug Napoleons nach Ägypten (1798—1801), britische Besetzung des Landes (1882), formelle Erklärung der britischen Schutzherrschaft (1914), Aufhebung dieses Protektorats und Verkündung der „Unabhängigkeit" (1922). Von völliger Unabhängigkeit kann allerdings einstweilen noch nicht gesprochen werden, weil sich Großbritannien im Jahre 1922 sein „Entgegenkommen" gegenüber dem Nilstaat mit einer Reihe von Zugeständnissen betr. Suezkanal, Nilsudan u. a. m. bezahlen ließ (vgl. „Jenseits der Großmächte" S. 299f.). Aber auch hier arbeitet ohne Zweifel die Zeit für die Verfechter des Rechtes auf

Selbstbestimmung und gegen das Kolonialsystem raumfremder Mächte. Ersteht der ägyptischen Nation ein zweiter Zaghlul Pascha, so wird fraglos die erste sich bietende Gelegenheit dazu benutzt werden, die noch vorhandenen Spuren der Fremdherrschaft in Ägypten auszutilgen.

Die Idee des Nationalstaates hat sich seit dem Weltkrieg in Vorderasien auch im Bereich Arabiens durchgesetzt, wo bislang die religiöse Bindung durchaus überwog. Was Kemal Pascha für die Türkei erreichte, was Zaghlul Pascha für Ägypten durchsetzte, das erstrebt Ibn Saud, der Herrscher des Reiches von Nedschd-Hedschas, für alle Länder mit arabischer Bevölkerung: Bildung eines unabhängigen arabischen Nationalstaates und Ausmerzung aller die Selbstbestimmung antastender Einflüsse raumfremder Kolonialmächte. Noch wehren sich letztere mit ihren Mandatskolonien Palästina—Transjordanien—Irak (brit.) und Syrien (frz.) tatkräftig gegen ein weiteres Umsichgreifen der panarabischen Bewegung; aber die Anerkennung der Unabhängigkeit des Irakstaates durch den Vertrag von Bagdad (1930), die Aufnahme des Irak in den Völkerbund (1932), die fortwährenden Unruhen in Syrien und Palästina u. a. m. zeigen zur Genüge, daß die abendländischen Kolonialmächte hier fortgesetzt an Boden verlieren und auf die Dauer auch diese Posten nicht werden behaupten können.

Je weiter wir vom östlichen Mittelmeer landeinwärts vordringen, desto mehr tritt die religiöse Bindung hervor, desto unreifer erscheinen einstweilen noch die Äußerungen eines nationalen Selbstbestimmungsdranges. Immerhin regt es sich spürbar doch auch in Persien, seitdem die Regierung des Landes auf Resa Schah Pahlawi übergegangen ist (1925). Der Gegensatz zwischen einst und jetzt wird recht offenbar, wenn man sich daran erinnert, daß noch im Jahre 1907 durch den Vertrag von St. Petersburg die Aufteilung Persiens in eine südliche britische und eine nördliche russische „Interessensphäre" beschlossen werden konnte! — In Afghanistan, dem Pufferstaat zwischen Rußland und Britisch-Indien, ist man von dem Ziel der Erweckung eines starken Nationalbewußtseins noch weiter entfernt. Die Zerrissenheit in eine Vielzahl von Stämmen, der weitreichende Einfluß der argwöhnisch auf Behauptung ihrer Stellung bedachten Geistlichkeit u.a.m. hemmen vorerst die Entfaltung eines von Amanullah überstürzt erstrebten Nationalbewußtseins. Aber die Proklamation des Selbstbestimmungsrechtes der Völker ist für Afghanistan genügend Schutz, um jetzt den Gedanken einer Annektion des Landes durch Rußland oder England als politische Unmöglichkeit erscheinen zu lassen.

Das Begehren nach Selbstbestimmung in Britisch-Indien im einzelnen darzustellen, ist nicht Aufgabe dieser Skizze. Auch hier ist es wieder der Weltkrieg, der die Entwicklung unheimlich beschleunigt und England ersichtlich mehr und mehr in die Defensive gedrängt hat. Allerdings ist wohl kaum damit zu rechnen, daß wir die Ausrufung der „Vereinigten Staaten von Indien" als freies und unabhängiges Staatsgebilde in absehbarer Zeit erleben werden. Das Wirken von Ghandi und seinen Anhängern kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß eine panindische Nationalidee vorläufig nur Gemeingut eines kleinen Kreises ist. Für die große Masse der indischen Menschheit steht religiöse Gemeinschaft oder Kastenzugehörigkeit einstweilen noch viel höher als nationale Gemeinschaft, und der Gegensatz zwischen Hindus und Mohammedanern entlädt sich fast Jahr für Jahr in blutigen Metzeleien. Solange aber ein panindisches Nationalbewußtsein noch nicht genügend wach und noch nicht imstande ist, die Gegensätze der Religionen und Kasten vollkommen zu überbrücken, fehlt eigentlich die Grundlage zu einem aussichtsvollen Durchbruch des Dranges nach Selbstbestimmung. England muß in Indien lavieren, muß dort heute natürlich anders auftreten, als es zur Zeit Lord Clives und Warren Hastings möglich war, aber es braucht einstweilen kaum ernstlich um die Perle seines Kolonialdiadems zu bangen. Ein auf sich allein gestelltes Indien braucht gewiß noch manche Jahrzehnte, um für einen nationalen Befreiungskampf gegen die britische Weltmacht reif zu werden. Die Entwicklung kann allerdings durch die Vorgänge in Ostasien sehr stark beschleunigt werden. In dem Augenblick, wo das oben erwähnte Ringen um die politische Zukunft Ostasiens etwa zugunsten Japans entschieden werden sollte, gibt es für den Drang nach Selbstbestimmung kaum mehr eine Grenze, und auch Britisch-Indien wird sich dann, von Japan tatkräftig unterstützt, mit der ganzen Wucht seiner Menschenmasse von 350 Millionen gegen die dann schon in ihrem Lebensnerv getroffene Herrschaft raumfremder Kolonialmächte erheben.

Die oben aufgeworfene Frage nach dem Sinn und der zukünftigen Entwicklung kolonialer Ausbreitung ist also für Amerika, Australien und Asien sehr verschiedenartig zu beurteilen. Ein Selbstbestimmungsrecht kommt für die in Amerika lebenden Eingeborenen nach menschlichem Ermessen kaum in Frage; vielmehr wird die Entwicklung im Bereiche der Neuen Welt sehr wahrscheinlich allein von der weißen Rasse bestimmt werden und voraussichtlich in einer Konsolidierung zu zwei Großraumreichen auf völkischer Grundlage führen: germanisches Nordamerika, romanisches Mittel- und Südamerika. Im Verlaufe dieser Entwicklung erscheinen Auseinandersetzungen zwischen den Staaten weißer Rasse unvermeidlich, zum einen die Ausmerzung der europäischen Kolonialenklaven durch Krieg (spanische Kolonien 1898), Kauf (dänische Jungfern-Inseln 1917) oder sonstige Maßnahmen; zum anderen das Ringen zwischen germanischem und romanischem Amerika um die Herrschaft über die amerikanischen Tropen, in die die Union — nunmehr wieder der meridionalen Raumgesetzlichkeit Amerikas folgend — gegenwärtig bereits mit aller Macht vorstößt. — Ein Selbstbestimmungsrecht der Urbewohner kommt auch für Australien bestimmt nicht in Betracht. Hier wird der Kampf der Zukunft lediglich über die Frage entscheiden, ob Australien eine Kolonie der weißen Rasse bleibt oder zu einer Kolonie der Asiaten umgestaltet wird. — Der asiatische Kontinent hat die drohende oder wirklich eingetretene Herrschaft raumfremder Kolonialmächte bereits weithin abgestreift und schickt sich an, dem Recht auf Selbstbestimmung auf der ganzen Linie zum Siege zu verhelfen. Es ist kaum damit zu rechnen, daß sich das abendländische Kolonialsystem hier irgendwo als Dauerzustand erhält. Auch das heute noch britische Indien wird am Ende zu wirklicher Selbstbestimmung heranreifen und sich in die von Japan erstrebte neue Ordnung der Dinge in irgendwelcher Form einfügen.

SELBSTBESTIMMUNG IN AFRIKA

Mit Absicht haben wir bislang das afrikanische Problem nicht angeschnitten, weil hier die Verhältnisse ganz besonders gelagert sind. Es kann nicht übersehen werden, daß auch in Afrika namentlich seit dem Weltkrieg eine auf Selbstbestimmung abzielende Bewegung in Gang gekommen ist. Man spricht von einer Abschüttelung des abendländischen Kolonialjochs heute gelegentlich in allen Teilen Afrikas, bei den Berbern des Rifs geradeso wie bei der Belegschaft des Randes drunten in der Umgebung Johannesburgs. Aber es ist dennoch alles anders als in Asien. Zunächst ist Afrika der Kolonialkontinent vor den Toren Europas. Seine mediterranen Gestade weisen — Ägypten ausgenommen — eine erhebliche europäische Zuwanderung auf, in der Hauptsache naturgemäß Spanier, Franzosen und Italiener. Das Gegenstück dazu bildet Südafrika, wo sich germanische Europäer seit Jahrhunderten ausgebreitet und im Laufe der kolonialen Entwicklung die Urbevölkerung weitflächig zurückgedrängt bzw. ausgerottet haben. Die beiden Ansatzgebiete intensiver Besiedlung durch raumfremde Europäer waren früher durch Wüste und Urwald nahezu vollkommen getrennt und führen auch heute noch jedes ein Leben für

sich. Die Fortschritte der Verkehrstechnik und die unter hervorragender Mitwirkung deutscher Gelehrter weitgediehene Bekämpfung der Tropenkrankheiten aber haben wesentlich dazu beigetragen, Brücken zwischen Nord und Süd zu schlagen und den gesamten afrikanischen Kontinent dem europäischen Einfluß in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung zugängig zu machen. Auto und Flugzeug, Fernsprecher und Radio haben gerade in Afrika außerordentlich starke Entfaltung erlebt und in wenigen Jahrzehnten ganz neue Verhältnisse geschaffen. Gesellt sich zu dem Verkehrsstrang Kap—Kairo (Fluglinie, streckenweise Eisenbahn), den Querbahnen Lobito—Katanga—Beira und Walfischbucht—Windhuk—Kalahari—Rhodesien—Beira (Mittelstück der Bahnlinie geplant), nun vollends der im Bau befindliche „Transsaharien" von Algier—Oran über Beschar—Taurirt—Taudeni nach Timbuktu mit Fortsetzung nach Dakar bzw. Porto Novo (Golf von Guinea) und kommt dazu gar noch die jetzt viel und ernsthaft besprochene Untertunnelung der Gibraltarstraße, so ist Afrika in einer Weise mit Europa verklammert, wie es bei keinem anderen Kolonialerdteil der Fall ist. — Eine solch intensive Erschließung Afrikas und Verbindung dieses Erdteils mit Europa ist aber nicht bloß auf das Konto besonderer Aktivität der kolonisierenden Europäer zu setzen, sondern ist nicht minder in der Passivität der Eingeborenen begründet. Der Freiheitskampf eines Abd el Krim und das gelegentliche Aufflackern lokaler Unruhen in Spanisch- und Französisch-Marokko sowie im italienischen Libyen ändern nichts an der Tatsache, daß selbst die berbo-arabischen Stämme Nordafrikas dem eindringenden Europäer keinen ernsthaften und erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Um wieviel mehr trifft dies aber erst für Neger-Afrika zu! Primitive, in Zivilisation und Kultur stark zurückgebliebene Rassen, aufgespalten in eine Unzahl von Stämmen und Sprachgemeinschaften, ohne jeglichen Rückhalt an einem raumeigenen und rasseeigenen Staat, der der ungefügen Masse der afrikanischen Neger Führer und Wegbereiter zur Selbstbestimmung sein könnte! Die „unabhängige" Negerrepublik Liberia, in Wirklichkeit von der nordamerikanischen Union stark ins Schlepptau genommen, wird gewißlich ebensowenig wie etwa Abessinien die Rolle zu übernehmen fähig sein, die Japan in Ostasien spielt; einem Kemal Pascha, Ibn Saud oder Zaghlul Pascha hat Neger-Afrika keine irgendwie ebenbürtige Führerpersönlichkeit gegenüberzustellen.

Wenn unter diesen Umständen überhaupt auch in Neger-Afrika gelegentlich für Selbstbestimmung Propaganda gemacht wird, so

werden hier derartige Gedanken nicht im Lande selbst geboren, sondern von außen her hineingetragen: Dann und wann treten amerikanische Neger als Freiheitsapostel auf, hier oder da läßt sich moskowitisch-bolschewistischer Einfluß nachweisen. Das Echo ist bei der großen Masse der Neger ein erstaunlich geringes. Selbst im Gebiete der starken Minenindustrie mit einer Zusammenballung Hunderttausender von Neger-Proletariern aus verschiedenen Teilen des Kontinents (afrikanische Sachsengängerei!) vermögen die Agitatoren weder in sozialpolitischer noch gar in staatspolitischer Beziehung auch nur den mindesten Erfolg zu erzielen. Der Neger ist zu stumpf, um solche Gedanken wie Selbstbestimmung wirklich zu erfassen und sich dafür einzusetzen. Wohl murrt er gegen den weißen Herrn, wenn dieser ihn ungerecht oder roh behandelt; wohl ist die einstige Unterwürfigkeit zum großen Teil und namentlich seit dem unglückseligen Weltkrieg einer bisweilen geradezu frech wirkenden Nonchalence gegenüber dem Weißen gewichen; aber der Gedanke, den Weißen aus Afrika auszutreiben und fortan als eigener Herr im Lande zu schalten, liegt der großen Masse der Neger durchaus fern. Man spürt wohl selbst, daß die Beseitigung des Kolonialsystems in Afrika einen argen Rückfall bedeuten und einen chaotischen Krieg aller gegen alle nach sich ziehen würde.

Wie lange es so bleiben wird, kann niemand mit Sicherheit sagen. Selbstverständlich wird ein etwa in Ostasien im Zeichen des Selbstbestimmungsrechtes entfesselter Weltkrieg der Rassen bis nach Afrika hinüberbranden und die Negermassen unruhig, vereinzelt wohl gar aufsässig machen. Wir könnten uns vorstellen, daß im Falle einer Niederlage der raumfremden Europäer im Fernen Osten Ägypten den gesamten Nilsudan begehren, das nur dank der Eifersucht der europäischen Großmächte selbständig gebliebene Abessinien die Einverleibung der angrenzenden britischen, französischen und italienischen Kolonien verlangen würde; Neger-Afrika wäre vermutlich auch dann noch unfähig zur Eigenherrschaft und hätte wohl nur zwischen einem europäischen oder einem asiatischen Kolonialsystem zu wählen (Ostafrika das „Indien der Inder"!). Wenn Indien in der Entwicklung zur Selbstbestimmung um Generationen hinter Japan zurückgeblieben ist, so umfaßt der Abstand Afrikas gegenüber Indien sicher mindestens ebenso viele Jahrhunderte.

Solange also die weltpolitische Lage und Machtverteilung den europäischen Völkern und Staaten in Übersee überhaupt Bewegungs- und Handlungsfreiheit läßt, so lange dürfte das Kolonialsystem in Afrika trotz ziffernmäßiger Überlegenheit der Eingeborenen bestehen blei-

ben. Die Herrschaft des weißen Mannes wird in absehbarer Zeit nicht durch die Afrikaner und einen bei ihnen überhandnehmenden Drang nach Selbstbestimmung gestürzt werden, sondern kann — von den Vorgängen in Asien abgesehen — nur durch die Europäer selbst gefährdet werden. Was nach dieser Richtung hin geschehen kann, geschieht nun aber leider im vollsten Maße. Europa hat aus dem von England betriebenen Verrat der weißen Rasse an Japan (russisch-japanischer Krieg!) und den daraus entstandenen Folgen nichts gelernt, sondern hat es im Weltkrieg fertigbekommen, die weiße Rasse nun auch noch an die Afrikaner zu verraten. Das von der Entente verschuldete Übergreifen des großen Krieges auch nach Afrika und die Verwendung afrikanischer Eingeborenen-Truppen auf den Schlachtfeldern in Nordfrankreich sind Tatsachen von allergrößter Tragweite; sie haben in Afrika allenthalben den Nimbus von der unantastbaren Stellung der weißen Rasse als Herrenschicht gründlichst zerstört. Wenn die afrikanischen Rassen überhaupt entwicklungsfähig sind, wenn sie aufgerüttelt und für den Gedanken der Selbstbestimmung gewonnen werden können, so bedeutet der unheilvolle Weltkrieg einen höchst wichtigen Wendepunkt. — Nicht genug damit, glauben die ehemaligen Feindbundmächte auch jetzt noch vor der Geschichte verantworten zu können, ein Glied der weißen Rasse, ein Glied der europäischen Großstaatengruppe als minderwertig hinzustellen. Feinfühlig wie alle Primitiven empfindet der afrikanische Neger sehr wohl die Schmach, die uns Deutschen nicht nur in Versailles angetan wurde, sondern auch jetzt noch durch Vorenthaltung der uns nach Recht und Gerechtigkeit gehörenden deutschen Kolonien geschieht. Den Schaden dieser unglaublich kurzsichtigen Politik tragen am wenigsten wir, denn dem afrikanischen Neger kann man über die Fähigkeit der Deutschen zum Kolonisieren nichts vormachen. In maßloser Verblendung will man die Deutschen treffen und wird nicht gewahr, daß sich die Waffe gegen die Verleumder selbst und leider gegen die Gesamtheit der weißen Rasse wendet. — Als groben Mangel der europäischen Kolonisation in Afrika führen wir weiterhin die gänzliche Uneinigkeit der Weißen in bezug auf die Behandlung der Eingeborenen an. Wie soll die Achtung der Neger vor den Europäern erhalten bleiben, wenn man den Neger hier mit Sammethandschuhen anfaßt, dort ihn mit der Knute regiert? In einer Zeit ausgesprochener Verkehrswirtschaft, wie sie nun auch in Afrika angebrochen ist, bleibt dieses heillose Durcheinander der Methoden dem Eingeborenen keineswegs

mehr verborgen, sondern spricht sich rasch herum. Nichts aber ist in der Behandlung primitiver Menschen gefährlicher, als ihnen zu zeigen, daß man im Grunde nicht recht weiß, was man will. Die deutsche Kolonialverwaltung hat mit ihrer Methode „streng, aber gerecht" ohne Frage das Richtige getroffen. Sie hat darüber hinaus schon durch die amtliche Bezeichnung „Schutzgebiete" den Geist gekennzeichnet, in dem unsere koloniale Pionierarbeit durchgeführt wurde im deutschen Interesse und dem der Eingeborenen: wir bemühten uns ehrlich und mit Erfolg, den Eingeborenen väterlicher Freund und Erzieher zu sein, sie vor der Wiederkehr blutiger Stammesfehden, vor den Schädigungen durch Blutrache, Aberglauben, Seuchen u. a. m. zu schützen und alles zu tun, um zu ihrer zivilisatorischen und kulturellen Aufwärtsentwicklung beizutragen selbst auf die Gefahr hin, daß wir am Ende einmal nach langer Zeit entbehrlich werden könnten. Bringt es Europa nicht fertig, sich für ganz Afrika diese Gesinnung zu eigen zu machen, überwindet es nicht wenigstens bei der kolonialen Arbeit in Afrika den elenden einzelstaatlichen Egoismus, Neid und Haß, so darf man sich nicht wundern, wenn langsam, langsam, aber ebenso sicher schließlich auch in Afrika die Saat aufgeht, die fremde Apostel des Selbstbestimmungsrechtes dort ausstreuen.

SCHLUSS. SELBSTBESTIMMUNG UND WELTWIRTSCHAFT

Die koloniale Ausbreitung der Europäer ist in Ostasien zum Stillstand gebracht worden; von dort her breitet sich nun der Gedanke der Selbstbestimmung nach allen Richtungen aus. Europa steht, so will uns scheinen, im Bereiche von Asien und Australien bereits in der Abwehr und muß damit rechnen, daß ihm hier weitere zukunftswichtige Gebiete nicht nur in territorialpolitischer Beziehung, sondern auch als Rohstoffkammern und Absatzgebiete verloren gehen. Afrika allein kann, auch wenn die europäische Herrschaft dort noch lange Zeit unerschüttert bleibt, keinen vollen Ersatz bieten. So führt die Entwicklung der kolonialen Ausbreitung und das sieghafte Hervortreten der Selbstbestimmung ohne weiteres zu einem letzten Punkte, der zum Schluß wenigstens noch gestreift sei: die Einstellung der abendländischen Wirtschaft auf jenes Ringen zwischen Kolonialherrschaft und Selbstbestimmung. Täuscht uns nicht alles, so stehen wir bereits jetzt mitten in dem Prozeß der wirtschaftlichen Enteuropäisierung der Welt. Nicht nur machtpolitisch, sondern schneller und stärker noch in wirtschaftlicher Beziehung schrumpft der Einflußbereich des Abendlandes. Längst kann nicht mehr von Europa als dem Pol der Welt-

wirtschaft gesprochen werden; der Großraumgedanke in der Form einer Abkapselung semiautarker Wirtschaftsgebiete erdteilhafter Größe gewinnt ersichtlich mehr und mehr Boden, und wieder hat der Weltkrieg diese Entwicklung, wenn nicht in Gang gebracht, so doch unheimlich beschleunigt. Trotzdem brauchte Europa sich keiner Untergang-des-Abendlandes-Stimmung hinzugeben, sondern könnte einen Ausweg aus der Wirtschaftskrisis finden, wenn es sich rechtzeitig und zielbewußt auf die Gegebenheiten unserer Zeit und die wirtschaftlichen Folgen des zu erwartenden weiteren Fortschrittes der Selbstbestimmungsidee einstellen würde. Das müßte nach unserem Dafürhalten keineswegs eine gänzliche Absonderung aus der Weltwirtschaft, durchaus nicht die Preisgabe der Exportindustrie und des überseeischen Außenhandels bedeuten. Was not täte, wäre eine Rückkehr in der Hauptsache zu den Wirtschaftsmöglichkeiten, wie sie der eigene europäische Lebensraum bietet, wäre in gewissem Umfange eine Reagrarisierung Europas, eine Akzentverschiebung beim Handel von einer Überbewertung des außereuropäischen Handels zu einer stärkeren Betonung des binneneuropäischen Warenaustausches. Freilich hätte alles dies eine europäische Solidarität zur Voraussetzung, von der im Augenblick weniger denn je zu spüren ist. Eine Lösung auf evolutionärem Wege scheint nicht möglich. Wird Europa in einer revolutionären Epoche sich selbst von Grund auf neu gestalten und seine Völker mit andersgearteter Gesinnung erfüllen? Wird es in jedem seiner Glieder durch Schaffung wahrhafter Volksgemeinschaft und Volksgenossenschaft so stark auf Eindämmung des Egoismus dringen, daß der Grundsatz „Gemeinnutz über Eigennutz" schließlich auch auf die zwischenstaatlichen Beziehungen eines innerlich erneuerten Europa anwendbar wird und sich eine freudige, freiwillige Bejahung der gesamteuropäischen Lebensinteressen ergibt? Wird das von Grund auf umgestaltete Europa den Willen und die Kraft zur Rückkehr zur eigenen Scholle, zur Achtung der Gesetzlichkeiten seines Lebensraumes und derjenigen fremder Völker und Staaten, zur bewußten Verbundenheit von Staat, Volk und Wirtschaft mit dem Boden, dem Land der Väter, aufbringen? Oder hat Europa in der Periode der kolonialen Ausbreitung seine Kräfte so weit verbraucht, den Sinn für gesunde Raumgebundenheit so weit verloren, daß es nun im Zeitalter des Sieges der Selbstbestimmung untätig bleibt und widerstandslos mit ansieht, wie seine Weltgeltung in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung schwindet?

SCHLUSS-BETRACHTUNG

Von Karl Haushofer

Überschauen wir geopolitisch zusammenfassend diesen, nun „Macht und Erde" genannten Aufbau aus Kjelléns erneuerten Großmächten, den raumunterworfenen Bildungen jenseits der Großmächte und den raumbedingten Erdenrest aus dem Wirken der raumüberwindenden Kräfte, so fällt uns eine weltüberschattende Frage als die größte unserer Zeit ins Auge.

NATIONAL-SOZIALISMUS ALS WEITÜBERSPANNENDE ODER RAUMGEBUNDENE ERSCHEINUNG?

Es ist die Frage, ob wir aus letzten, geopolitischen Gründen die Gedankenwelt des nationalen Sozialismus, — sei es in seiner deutschen, sei es in seiner italienischen, faszistischen, oder seiner japanischen, großasiatischen Ausprägung — für raumgebunden oder weltüber den Raum der Erdoberfläche überwindend halten können, — wie es Rudolf Heß als seinen stolzen Glauben verkündete — oder ob wir ihm beide Möglichkeiten, mit einem Januskopf, zuerkennen und damit eine fast unbegrenzte Entfaltungsmöglichkeit gegenüber der durch eine Wirtschaftskrise ohnegleichen gegangenen Welt. Denn es ist ja doch zum ersten Male, daß die ganze Oberfläche unseres Planeten von einer einzigen Krise, dem Krisengefühl und dem Zusammenbruch des Glaubens an ihre bisherigen, weltüber geltenden Kultur-, Macht- und Wirtschaftsgedanken befallen wurde, und nun wieder, — wie einst im kleineren Raum der versinkenden Mittelmeerwelt der Antike — ihre Erneuerung auf nationalem, die Geltungsräume zunächst einschränkendem Wege sucht.

Betrachten wir zuerst die Tatsachen im politischen Antlitz der Erde! — In den drei, am meisten unter Volksdruck und Raumenge leidenden Großmächten Deutschland, Italien und Japan herrscht 1933 und 1934 diese Gedankenwelt. Von zwei Kolonialmächten alten Stils, England und Frankreich aus wird sie bekämpft. Die raumweiteste und die wirtschaftsmächtigste Großmacht, Sowjetbünde und U. S. A., stehen in einem weithin wirkenden Kampf um ihre Ent-

wicklung im einen oder andern Sinn. Dabei wird es entscheidend, ob der Nationalsozialismus die Kraft besitzt, ums Dasein kämpfende Großmächte zu erhalten, gesunkene wieder aufzurichten, jenseits der Großmächte liegende Räume zu erfassen und weltüber raumüberwindend die widerstrebenden zu sich herüber zu ziehen, wie bereits Lettland und Bulgarien als Ganzes und viele andere mit wichtigen Bestandteilen.

Ein Sechstel der Erde steht im Rahmen der Sowjetbünde, unter dem Vorgeben, darin internationale, marxistische Lehren zu verwirklichen, in Wahrheit mehr und mehr in nationaler, russischer Verwirklichung eines totalen Staats in Kultur, Macht und Wirtschaft, mit sozialer Verknechtung von 159 Teilen einer in furchtbarem Elend lebenden Volksmenge durch ein Hundertsechzigstel ihres industrialisierten Teils. Das Ferngefühl der darin außerordentlich weitsichtigen französischen Geopolitik aber reiht diesen Riesenraum bereits in einem geistvollen Aufsatz über „Démocratie et autorité" — (deren Fehlen in Frankreich er beklagt) — unter die zweifellos faszistischen Lebensformen ein, mit denen man Fühlung sucht.

Die nächst weiträumige Großmacht aber, die immer noch wirtschaftsmächtigste führende der „Neuen Welt", windet sich in einem ungeheuren Ringen eines mit diktatorischer Gewalt bekleideten Führers und der hinter ihm stehenden Mehrheit gegen die seltsame Vorstellung, daß man die Vorteile des Freihandels in der übrigen Welt mit den Vorzügen des nach außen abgeschlossenen totalen Staates bei sich zu Hause vereinigen könne, ohne irgendeinmal die Nachteile beider in den Kauf zu nehmen. Diese Wahnvorstellung mußte zu Fall kommen, spätestens in dem Augenblick, wo der koloniale Raubbau an Bodenflächen und Bodenschätzen zu Ende ging, und Teile aus den Verhältnissen der Kolonial-Kultur, -Macht und -Wirtschaft in die Verhältnisse der Altkulturländer übertraten. Das war zugleich die Kultur- und Wirtschaftswende, wo wieder an das Aufforsten der verwüsteten Wälder gegangen werden mußte, und auch diesem „letzten Geschenk Gottes an die Menschheit" — (es gibt noch allerletzte!) — der Ausblick auf das Ende seiner Raubwirtschaft aufdämmerte, der in Europa, Indien und Ostasien aus dem Volksdruck längst emporgewachsene Grundsatz: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" entgegenstarrte und einen Strich unter die eigennützige „prosperity" des Raubbaus, des Wirtschaftskrieges um den absinkenden Dollar aller gegen alle zog.

WEITERE RÄUME ALS GEOPOLITISCHE DRUCKMESSER (MANOMETER)

Immer wieder hat uns das Verhältnis von Macht und Erde gelehrt, daß es zu allen Zeiten auch im Raum Druckmesser (Manometer) unter den Ländern gegeben hat, auf denen man den Druck und Wandel auch raumüberwindender Ideen deutlicher ablesen konnte, als in anderen. Oft waren es kleine Pufferräume, wie die Philippinen für das Selbstbestimmungsrecht am Pazifischen Ozean, wie Afghanistan für den Druck der großen Fremdmächte auf Eurasien, die Länder am Rhein für das Auf und Ab des germanisch-romanischen Gegenspiels der Kulturkreise. Selten befanden sich die Insassen solcher Druckmesserräume sehr wohl dabei; und es ist bezeichnend für die weltzukunftbestimmende Größe des Abringens zwischen Nationalem und internationalem Sozialismus, zwischen Freiheit oder Bändigung der gleichzeitigen Auseinandersetzung der großen Wirtschaftsmächte zwischen den Staaten, daß sie sich einen Raum von der Bedeutung und Wucht der Vereinigten Staaten zur Bestimmung des Übergewichts auf der Erde heraussuchten.

Waren die zwar furchtbar verstümmelten, aber immer noch ansehnlichen Weiten des gesamtdeutschen Volksbodens in Europa und ihr Hundertmillionendruck, das japanische Reich mit seinen 95 Millionen und den weiteren subjapanischen 37 von heute nicht ergiebig genug dafür, von den so ungleich dicht besiedelten Räumen des italienischen Reiches mit seinen Kolonien ganz abgesehen?

Aber der entscheidende Ausschlag der Weltwaage blieb ja, daß mit den Vereinigten Staaten die nationalsozialistische Idee zum erstenmal einen der weiträumigen, dünn besiedelten, fast noch kolonialhaften einheitlich organisierten Lebensräume ergriff. Bis dahin konnte der Einwand erhoben werden, sie sei aus geopolitischen Gründen räumlich auf Rassen, Staaten und Völker mit unerträglichem Volksdruck beschränkt. Ein solcher war schon der von 140 Menschen auf dem Quadratkilometer Deutschlands (auf die nutzbare Fläche bezogen, etwa 250—340, in Japan bis zu 969!) — also für nordalpine Räume etwa von 100 an nach oben, während die weiträumigen Reiche, auch die Kolonialmächte alten Stils bisher unberührt von solchem Druck innerhalb des Gesamtraums im Gegensatz dazu blieben: Rußland mit 7, Frankreich und Belgien mit je 9, Großbritanniens Empire mit 12, die Vereinigten Staaten mit 15, die Niederlande mit 20 Menschen auf den Quadratkilometer. Dabei mußte bei dem britischen Reich und den Niederlanden der Menschendruck des Gangestals, von Java

als örtliche Erscheinung in Anschlag gebracht werden, während bei den Kolonialmächten neuen Stils, Italien und Japan, ein Anschlag des italienischen Reichs mit 16 Menschen auf den Quadratkilometer, wegen der weiten unbesiedelbaren Strecken zu Irrtümern führt, und das Absinken der Volksdichte im japanischen Reich gegen Norden und Nordwesten rassenphysiologisch bedingt ist. So wird mit Recht die Aufmerksamkeit der Welt für das Abmessen großer Ideen in dem uralten, ewigen Kampf und Ringen zwischen Macht und Erde auf den Raum zwischen Atlantischem und Pazifischem Ozean gelenkt.

DAS RINGEN DES ATLANTISCHEN UND PAZIFISCHEN ZEITALTERS

In diesem Raum wuchs das erste künstliche Weltreich der Neuzeit empor, das spanische, wie es erst jüngst in der Zeitschrift für Geopolitik durch E. Samhaber und in diesen Bänden durch H. Lautensach gezeigt worden ist. Darin schoben sich mit einer einzigartigen geopolitischen Dynamik „westward ho" die zuerst puritanischen angelsächsischen Kolonisten, aus der germanischen Welt vornehmlich im Rassentyp verstärkt und umgeformt, über die große Wasserscheide hinweg und dann, dem eingewachsenen Impuls gehorchend, bis an die Tore Japans und der indischen Welt, inzwischen vom Abringen des frühen britischen Kolonialgedankens mit dem Selbstbestimmungsrecht und den Begriffen der nachmaligen französischen Revolution durchrüttelt. Von dort her kam dann die Umpflügung des alten Europa unter dem Schlagwort: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und während der damit entfachten Kämpfe die Eroberung der übrigen Welt für den britischen Handel unter der Flagge des Freihandels, der es bisher von anderen Räumen aus immer nur bestenfalls bis zu einer Junior-Partnership mit dem britischen gebracht hat. Weltverkehr, Welthandel und Weltwirtschaft waren so immer nur ein Vollvorrecht der Starken, die genügend Macht auf der Erde üben konnten. Sie führten zu Löwenmahlzeiten, bei denen sich die andern in die Reste teilten. Wer mehr als Reste wollte, mußte die Macht dazu haben oder wurde zerschlagen. Dies geschah freilich oft mit solchem Kraftaufwand, daß inzwischen Mächte aufkamen, wie während des Weltkriegs Vereinigte Staaten und Japan, von denen für die beati possidentes größere Gefahren ausgingen, als je die Niedergerungenen hätten drohen können.

MISSBRAUCHTE IDEEN UND SCHLAGWORTE

Mißbrauchte Ideen, wie die der Französischen Revolution, des Sichermachens der Welt für die Demokratie, des Selbstbestimmungsrechts wandten sich wider ihren Mißbrauch durch die Macht, oder wurden bis zur Lebensunfähigkeit ausgehöhlt und abgenutzt. Dann geschah es, wie es C. F. Meyer, der große Schweizer Geschichtsdichter, ahnungsvoll in seiner gewaltigen Vision „Venedigs erster Tag" verkündet: „Rings in Stücke sprang zerschmettert Romas rost'ge Riesenkette, neue Weltgeschicke gönnen junger Freiheit eine Stätte...", was Goethe mit seinem: „Stirb und werde" meint: auch alte Ideen müssen sterben, damit neue Lebensraum finden, einstige wiederaufleben können.

Das Wesen der Macht aber und der Raum der Erde bleiben; sie sind im Abringen der Ideen auf Erden der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, gleichviel, ob diese Erscheinungen Großmächte der Gegenwart sind, oder Nachwirkungen von solchen der Vergangenheit, oder Ahnung von Keimen des Werdens jenseits dieser Großmächte, oder endlich der unendlich reizvollen Reihe von Verkörperungsversuchen raumüberwindender Kräfte in immer neuen Spielarten entspringen, die dennoch oft an schon einmal Dagewesenes gemahnen.

Im vorher bestimmten oder zufallgefügten Kräftespiel immer wieder das Wesen der Macht und den Raum der Erde zu möglichst großer Dauer der Tagesbildungen zu verknüpfen, dazu verhilft uns, allein stetig in allem Wechsel, richtig angewandte geopolitische Betrachtungsweise. Deshalb haben wir sie an der Menschheit größten Gegenständen „Herrschaft und Freiheit", in diesen drei Bänden anzuwenden versucht. Ein geistvolles britisches Buch über die Angleichung der Rassenkämpfer in Südafrika nach dem Burenkrieg von Bernard Holland meint die Frage des Gegensatzes von Imperium aut libertas zu lösen durch die Einfügung des einfachen und schlichten, doch so vielsagenden lateinischen Wörtchens et, statt aut zwischen die beiden inhaltschweren Worte Herrschaft (Imperium) oder Freiheit (Libertas). Aber solche wohlmeinenden Versuche stehen nach der langen, harten Erfahrungsreihe, die wir in den drei Bänden von „Macht und Erde" einer vielseitigen Prüfung unterzogen haben, immer auf Messers Schneide. Sie sind in Wahrheit auf Erden so selten, wie paradiesische Zustände oder goldene Zeitalter. Macht über Erde steht auf Kampf; und je zahlreicher die um Lebensraum kämpfende Menschheit auf der begrenzten Erdoberfläche wird, um so härter müssen die

Bedingungen des Überlebens der Auslese werden. Das bloße Streben nach einer Pause, einer Rast kann schon zum Untergang führen: viel mehr die Hingabe an internationale Narkotika, wo in Wahrheit harte Nationalismen damit ihre Spiegelfechterei treiben. So bleibt uns am Ende nichts, als die Warnung zur Wachsamkeit, zur Nutzung aller wirklichen Erkenntnismittel für Einsicht in das Wesen von Macht und Erde, um gleichmäßig den Schlaf auf dem Lorbeer, wie das Eindämmern auf den Stufen des Elends und der Willenlosigkeit zu verhindern, aber auch scheinbaren Augenblicken leidlicher Lagengunst nicht zu trauen. Denn:

„Auf des Schicksals großer Waage
stehn die Schalen selten ein.
Du mußt steigen oder sinken,
du mußt siegen und gewinnen
oder dienen und verlieren,
leiden oder triumphieren:
Ambos oder Hammer sein!"

LITERATUR

Die Erde als Lebensraum.

Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen. 2. Aufl. Leipzig 1903.

Hassinger, Geographische Grundlagen der Geschichte. Geschichte der führenden Völker. Bd. 2. Freiburg 1931.

Herrmann, Die Westländer in der chinesischen Kartographie. (Sven Hedin, Southern Tibet, Discoveries in former times compared with my own researches in 1906—1908. Bd. 8.) Stockholm 1922.

Ders., Die alten Seidenstraßen zwischen China und Syrien. (Sieglins Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie. H. 21.) Berlin 1910.

Ders., Marinus von Tyrus. Hermann-Wagner-Gedächtnisschrift. (Erg.-H. z. Peterm. Mitt. 209.) Gotha 1930.

Kretschmer, Geschichte der Geographie. Berlin u. Leipzig 1912.

Maull, Anthropogeographie. Berlin u. Leipzig 1932.

Ders., Politische Geographie. Berlin 1925.

Ders., Das politische Erdbild der Gegenwart. Berlin u. Leipzig 1931.

Ders., Geographie der Kulturlandschaft. Berlin u. Leipzig 1932.

Ders., Die Umwertung des menschlichen Lebensraumes in naher und ferner Zukunft. (Z. f. Geopolitik 1928.)

Penck, Das Hauptproblem der physischen Anthropogeographie. (Sitz.-Ber. d. preuß. Ak. d. Wiss. 22. 1924.)

Ratzel, Der Lebensraum. Eine biogeographische Studie. Tübingen 1901.

Ratzel, Anthropogeographie. Stuttgart 1882 u. 1891, 2. Aufl. 1909 u. 1891.

Ders., Das Meer als Quelle der Völkergröße. München u. Leipzig 1900.

Sapper, Über Akklimatisation in den Tropen. (Sitz.-Ber. d. Physik.-med. Gesellschaft Würzburg 1919.)

Ders., Über Stenothermie der Tropenbewohner. (Jahresber. d. Geogr.-Ethnogr. Ges. in Zürich 1918/19.)

Supan, Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Mit einem kolonialgeschichtlichen Atlas. Gotha 1906.

Wagner, Die Rekonstruktion der Toscanelli-Karte vom Jahre 1474 und die Pseudo-Facsimilia des Behaim-Globus vom Jahre 1492. (Nachrichten v. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1894.)

Rasse und Raum.

Buschan, Völkerkunde I/II. 1923.

Darwin, On the origin of species by means of natural selection. 1859.

Ders., The descent of man and selection in relation to sex. 1871.

Ehrhardt, Eine Karte der wichtigsten Fundorte menschlicher Skelettreste aus dem Alt- und Jungpaläolithikum. In: Anthropologischer Anzeiger, Jg. 9, 1932.

Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 1933.

Fischer, Rasse und Rassenentstehung beim Menschen. 1927.

Ders., Sind die alten Kanarier ausgestorben? In: Ztschr. f. Ethnologie, Jg. 62, 1930.

Gräbner, Thor und Maui. In: Anthropos, Bd. 14/15, 1919/20, S. 1099—1119.
Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. 1928.
Ders., Rassenkunde des jüdischen Volkes. 1930.
Ders., Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. 1934.
Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte. 1866.
Ders., Anthropogenie. 1874.
Hambruch, Die Schiffahrt in der Südsee. In: Der Erdball, Jg. 5, 1931, S. 381—391.
Hesch, Die nordische Rasse als Grundlage der rassischen Zusammensetzung des deutschen Volkes. In: Rasse, Jg. 1, 1934, H. 2, S. 57 bis 69.
Knak, Zwischen Nil und Tafelbai. 1931.
Lamarck, Philosophie zoologique. 1809.
Leakey, The Stone Age Cultures of Kenya Colony. Cambridge Univ. Press. and Mc. Millan & Co., New York 1931.
Leubuscher, Der südafrikanische Eingeborene als Industriearbeiter und als Stadtbewohner. 1931.
Mendel, Versuche über Pflanzenhybriden. 1865.
Mollison, Phylogenie des Menschen. In: Handbuch der Vererbungswiss. Bd. III. 1933.
Pijper, The bloodgroup of the South-African Dutch. In: Proc. of the Royal Acad. Amsterdam 32, 1929, S. 1159—1163.
Reche, Die Schädel vom Pritzerber See aus der Ancyluszeit. In: Archiv f. Anthropologie, N. F. Bd. XXI.
Steffan, Handbuch der Blutgruppenkunde. 1932.
Taylor, Environment and Race. Oxford Univ. Press. London: Humphrey Milford. 1927.
Wegner, Zum Sonnentor durch altes Indianerland. 1931.
Weidenreich, Tatsachen, Legenden und Theorien über den „Duk"-Menschen von Rhodesia. In: Die Naturwissenschaften. 1929. S. 233ff.
Weinert, Menschen der Vorzeit. 1930.
Ders., Ursprung der Menschheit. 1932.

Staat, Raum und Selbstbestimmung.

Ausgegangen wurde von den Prägungen in Ratzel, Politische Geographie, 3. Auflage, herausgegeben von Oberhummer, München u. Berlin 1923, dann dem Gesamtwerk von Ratzel, wie es zusammengestellt ist in Hantzsch, Ratzel-Bibliographie in: Kleine Schriften von Ratzel, ausgewählt und herausgegeben durch Helmolt, München u. Berlin 1906.

Von Ratzel führte der geopolitische Erkenntnisweg über Kjellén, Der Staat als Lebensform. Deutsch v. Sandmeier, Berlin 1924. S. 45ff.; Großmächte, 24. Aufl., Leipzig 1932 u. a. zum Kreise um die Zeitschrift für Geopolitik: Lautensach, Maull, Obst, Termer und d. V. dieses Abschnittes.

Wesentliche Auseinandersetzungen waren nötig mit

Bowman, The New World. Problems of Political Geography. 4. Ausg. London, Calcutta, Sidney 1928 (darin wesentl. angelsächs. u. span. Lit. erwähnt).
Gattineau, Arbeiterherrschaft in Australien. Berlin.
Géographie Universelle Paris; fortlfd. (darin wesentl. franz. u. italien. Lit. erwähnt).
Grabowsky, Raum als Schicksal. Das Problem der Geopolitik. Berlin 1933.
Graf, Die Landkarte Europas von Gestern und Morgen u. a.
Mackinder, Geographical Pivot of History. Roy. Soc. Geogr. Journ. Bd. 23. London 1903.
v. Niedermayer-Semjonow, Die Sowjetunion. Eine geopolitische Problemstellung. Berlin 1934 (darin wesentliche russ. Literatur erwähnt).
v. Uexküll, Staatsbiologie, Berlin 1920.

Einzelerwähnung der benutzten Zeitschriften und mitverarbeiteten Werke würde einen bibliograph. Sonderband füllen. Aufmerksam gemacht werden muß auf die hervorragenden Bibliographischen Veröffentlichungen d. Deutsch. Bücherei von Präsent.

Kulturkreise und Kulturkreisüberschneidungen.

Boeckmann, Vom Kulturreich des Meeres. Berlin 1924.
Borchardt, Naturbedingte Kulturwege. Anthropos 1926.
Freyer, Der Staat. 1926.
Frobenius, Paideuma, 3. Aufl. 1928; Ursprung der afrikanischen Kulturen 1898, im besonderen: Vom Kulturreich des Festlandes. 1. Bd. d. V. Jahresreihe d. Volksverbandes d. Bücherfreunde. Berlin 1923; Ein Lebenswerk a. d. Zeit der Kulturwende. 1933.
Graebner u. Ankermann, Vorträge über die Kulturkreise und Kulturschichten Ozeaniens und Afrikas. Berlin 1904.
Graebner, Ethnologie. 1923.
Frhr. v. Heine-Geldern, Leo Frobenius und seine Bedeutung für die Wissenschaft. Frankfurt 1933; u. a. über die „Raumfurcht" der älteren Völkerkunde.
Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit. 1931.
Ratzel, vgl. Schrifttum zum vorigen Abschnitt u. im besonderen: Anthropogeographie, Bd. I u. II, 3. Aufl. Stuttgart 1909.
Schallmayer, Vererbung und Auslese. Jena 1918.
Scheidt, Kulturkunde, Kulturpolitik.
Schemann, Die Rasse in den Geisteswissenschaften. München 1928.
Schmidt u. Koppers, Völker und Kulturen. 1924.
Schweitzer, Verfall und Wiederaufbau der Kultur. 1929.
Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Bd. 1, 65. Aufl. München 1929; Bd. II, 55. Aufl. 1930.
Spranger, Kulturzyklentheorie und das Problem des Kulturverfalls. 1926.
Staub, Zur Übereinanderschichtung der Völker und Kulturen an der Ostküste von Mexiko. Mittlg. Geogr. Etnograph. Ges. Zürich 1932/33.
Stoddard, Der Kulturumsturz. Deutsch v. Heise. München 1925; Race Realties of Europe.
Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel. 1908; Natur- u. Kulturvölker 1896.
Wundt, Völkerpsychologie. Elemente der Völkerpsychologie. Leipzig 1912.

In sämtlichen genannten Werken finden sich Hinweise auf weiteres Schrifttum.

Weltreligionen.

Algermissen, Konfessionskunde. Hannover 1930 (4. Aufl. v. „Christliche Sekten und Kirche Christi", 1924).
Anwander, Die Religionen der Menschheit. Freiburg i. Br. 1927.
Beth, Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte. Leipzig und Berlin 1920.
Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. 4. Aufl. von Bertholet u. Lehmann. 2 Bände, Tübingen 1925. (Naturvölker von Ankermann; Chinesen von Franke; Japaner von Florenz; Semitische Völker von Jeremias; Islam von Snouck-Hourgronje; Inder von Konow; Perser von Lehmann usw.)
Clemen, Die nichtchristlichen Kulturreligionen. 2 Bde. Leipzig und Berlin 1921.

Ders., Die Religionen der Erde, ihr Wesen und ihre Geschichte. München 1927. (Clemen, Die prähistorische und die primitive Religion; Krause, Die chinesische Religion; Strauß, Die indische Rel.; Clemen, Die persische Rel.; Krause, Die japanische Rel.; Hackmann, Der Buddhismus; Seeberg, Das Christentum; Babinger, Der Islam u. a.)
Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes. München 1931.
Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums, 1902, 4. Aufl. Leipzig 1924.
Ders., Das Wesen des Christentums. Leipzig 1900 u. ö.
Hastings, Encyklopaedie of Religion and Ethics. 13 Vol. Edinburgh 1908—26.
Kleinschmidt, Auslanddeutschtum und Kirche. 2 Bände. Münster i. W. 1930.
Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. III/1: Die orientalischen Religionen (Lehmann, Primitive Völker; Oldenberg, Indische und iranische Rel.; Goldziher, Islam; Grünwedel, Lamaismus; de Groot, Chines. Rel.; Florenz, Shintoismus). — Abt. IV/1: Judentum und Christentum 1906 (Wellhausen, Jülicher, Harnack, u. a.).
Meyer, Ed. Die Israeliten und ihre Nachbarstämme. Halle 1906.
Ders., Ursprung und Anfänge des Christentums. 3 Bde. Stuttgart 1920—22.
Oldenberg, Buddha. 12. Aufl. Stuttgart 1923.
Passarge, Das Judentum als landschaftskundlich-ethnologisches Problem. München 1929.
Pischel, Leben u. Lehre des Buddha. 4. Aufl. Leipzig u. Berlin 1926.
Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch. 2. Aufl. 5 Bde. Tübingen 1927—31.
Die Religionen der Erde in Einzeldarstellungen. Wien 1929. (Beth, Religionen der Primitiven; Reininger, Rel. der Inder; Rosthorn, Urreligion der Chinesen; Wilke, Die israel.-jüdische Rel.; Innitzer, Jesus Christus; Hoffmann, Paulus; Krälitz, Islam; Geiger, Iranier u. a.)
Schmidt, Wilh. Der Ursprung der Gottesidee. 4 Bde. Münster i. W. 1912—33. (I. Historisch-kritischer Teil, 2. Aufl. 1926. II—IV. Die Religionen der Urvölker Amerikas, Asiens, Australiens, Afrikas.) Wird fortgesetzt.
Söderblom, Das Werden des Gottesglaubens. Deutsch v. Stübe. Leipzig 1916.
Tiele, Kompendium der Religionsgeschichte. 6. Aufl. Berlin 1931.

Raum und Welt-Anschauung.

Banse, Geographie und Wehrwille. Gesammelte Studien zu den Problemen Landschaft und Mensch, Raum und Volk, Krieg und Wehr. Breslau 1934.
Ders., Deutsche Landeskunde. I: Deutschland als Ganzes. Nieder- und Mitteldeutschland. II: Süd- und Alpendeutschland. München 1932.
Ders., Lexikon der Geographie. Bis jetzt 2 Bände, enthaltend A—S. Leipzig 1933.
Boeckmann, Kulturunterbauten indopazifischer Geopolitik. (Z. f. Geopolitik 2, S. 497—507.)
Eickstedt, Die Rassengeschichte von Indien mit besonderer Berücksichtigung von Mysore. (Z. für Morphologie und Anthropologie 32, S. 77—124; mit Karten, Tafeln und Textbeilagen.)
Goetz, Epochen der indischen Kultur. Leipzig 1929.
Günther, Rassenkunde Europas. München 3. Aufl. 1929.
Hassinger, Der Staat als Landschaftsgestalter. (Z. f. Geopolitik 9, S. 117—122, 182—187.)

Haushofer, Geopolitik der Pan-Ideen. (Weltpolitische Bücherei. Bd. 21. Grundlegende Reihe.) Berlin 1931.
Ders., Die geopolitische Lage Deutschlands. (Deutscher Geist. Kulturdokumente der Gegenwart, S. 79 bis 87.) Leipzig 1933.
Hennig, Geopolitik. Die Lehre vom Staat als Lebewesen. Leipzig u. Berlin 2. Aufl. 1931; 1. Aufl. ebd. 1928.
Hettner, Der Gang der Kultur über die Erde. (Geographische Schriften Nr. 1.) Leipzig u. Berlin, 2. Aufl. 1929; 1. Aufl. 1923.
Keyserling, Das Reisetagebuch eines Philosophen. 5. Aufl. 2 Bände. Darmstadt 1921.
Kjellén-Haushofer, Die Großmächte vor und nach dem Weltkriege. 23. Aufl. der „Großmächte" Rudolf Kjelléns. 2. Aufl. der Neubearb. hrsg. von Haushofer. Leipzig u. Berlin 1930.
Ders., Jenseits der Großmächte. Ergänzungsband zur Neubearbeitung der „Großmächte" Kjelléns. Hrsg. von Haushofer. Leipzig u. Berlin 1931.
Maull, Politische Geographie. Berlin 1925.
Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit. Wien 1931.
Mirgeler, Der Raum als geschichtliche Macht. (Europäische Revue 9, S. 390—394.)
Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. 4 Bde. Regensburg 1912 bis 1929.
Oldenberg, Die Literatur des alten Indien. 2. u. 3. Aufl. Stuttgart u. Berlin 1923.
Piper, Der gesetzmäßige Lebenslauf der Völker Indiens. (Die Gesetze der Weltgeschichte. Völkerbiologie von H. P. 2. Abt.: Völkerbiographie und -biologie der Menschheit. II. T.: Indien.) Leipzig 1931.
Ratzel, Anthropo-Geographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Anthropogeographie. II. T.: Die geographische Verbreitung des Menschen. Stuttgart 1882; 1891.
Schmidt, Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. (Kulturgeschichtliche Bibliothek. I. Reihe: Ethnologische Bibliothek. Mit Einschluß des altorientalischen Kulturgebiets. Nr. 5.) Heidelberg 1926.
Schneider, Die Kulturleistungen der Menschheit. I. Bd.: Die Völker des Altertums. II. Bd.: Die Völker der neueren Zeiten. Leipzig 1927; 1932.
Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. 2 Bde. München 1918—1924.
Spindler, Die Alpen in der englischen Literatur und Kunst. (Beiträge zur Engl. Philologie. H. XXI.) Leipzig 1932.
Strzygowski, Asiens bildende Kunst in Stichproben, ihr Wesen und ihre Entwicklung. Ein Versuch. Augsburg 1930.
Wüst, Einige Grundbegriffe der altindischen Geistesgeschichte I. (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 6, S. 640—670.)
Ders., Einige Grundbegriffe der altindischen Geistesgeschichte II. (Orientalistische Literaturzeitung 1931, Sp. 808—815).
Ders., Der Lamaismus als Religionsform der hochasiatischen Landschaft. (Z. f. Geopolitik 1, S. 295 bis 302.)
Zeitschrift für Geopolitik. (Verbunden mit der Zeitschrift Weltpolitik und Weltwirtschaft.) Berlin-Grunewald 1924ff.
Zimmer, Ewiges Indien. Leitmotive indischen Daseins. (Das Weltbild. Bücher des lebendigen Wissens. XIV. Bd.) Potsdam-Zürich 1930.

Raumüberwindende internationale Bewegungen.

Bömer, Das Internationale Zeitungswesen. Berlin u. Leipzig 1933.
Handbuch der Deutschen Tagespresse. Hrsg. vom Deutschen Institut f. Zeitungskunde. Berlin 1932.
Ortega y Gazet, Der Aufstand der Massen.
Political Handbook of the World. Hrsg. von Council of Foreign Relations Inc. New York 1931.

Die Sprache als raumüberwindende Macht.

Abel, Über die Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. Berlin 1869.
Finck, Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Marburg 1899.
Jespersen, Nation, Mankind, Individual. Leipzig 1925.
Kloß, Spracherhaltung. (Archiv für Politik und Geschichte. 1927.)
Ders., Sprachtabellen. (Vierteljahrsschrift f. Politik u. Geschichte 1929.)
Ders., Nebensprachen. Leipzig 1929.
Meillet, Les Langues dans l'Europe Nouvelle. Paris 1928.
Panzer, Nationalität und Sprache. (Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung II, 1.)
Ders., Volkstum und Sprache. Frankfurt a. M. 1926.
Schmidt-Rohr, Mutter Sprache. Jena 1933.
Ders., Die Sprache als politische Größe im Kraftfeld der Staaten. (Zeitschr. für Geopolitik X, 4.)
Stavenhagen, Volk und Muttersprache. Leipzig 1930.
Stehlich, Die Sprache in ihrem Verhältnis zur Geschichte. Berlin 1892.
Thierfelder, Deutsch im Unterricht fremder Völker. (Mitteilungen der Deutschen Akademie. 1931.)
Ders., Von der deutschen Sprache Weltsendung. (Zeitschr. für Deutschkunde. 1933.)
Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung. Göttingen 1929.
Will, Die Tauglichkeit und die Aussichten der englischen Sprache als Weltsprache. (Diss.) Breslau 1903.

Raumgebundene und raumunabhängige Wirtschaft.

Andree, Geographie des Welthandels. Eine wirtschaftsgeographische Weltbeschreibung. 1. Aufl. Wien 1869—1872. Neu herausgegeben als Andree-Heiderich-Sieger, Geographie des Welthandels. 4. völlig neu bearbeitete Aufl. III. Band: Produktion, Verkehr und Handel. Bearbeitet von Bruno Dietrich und Hermann Leiter. Wien 1930.
Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft. 1. Aufl., Tübingen 1893. Letzte (als Sammlung I: 17.) Aufl., Tübingen 1927.
Dietzel, Weltwirtschaft und Volkswirtschaft. Dresden 1900.
Dopsch, Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft in der Weltgeschichte. Berlin 1930.
Fried, Das Ende des Kapitalismus. Jena 1931.
Hassert, Allgemeine Verkehrsgeographie. Leipzig u. Berlin 1913.
Harms, Volkswirtschaft und Weltwirtschaft. Jena 1912.
Ders. u. a., Der deutsche Außenhandel unter der Einwirkung weltwirtschaftlicher Strukturwandlungen. Berichte des Ausschusses zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft, Band XX. Berlin 1932.
Sapper, Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. 2. Aufl. Leipzig 1930.
Sartorius v. Waltershausen, Die Entstehung der Weltwirtschaft. — Geschichte des zwischenstaatlichen Wirtschaftslebens vom letzten Viertel des 18. Jahrh. bis 1914. Jena 1931.

Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Leipzig u. Wien 1912.
Sering u. a., Die deutsche Landwirtschaft unter volks- und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten. Berlin 1932.
Sombart, Der moderne Kapitalismus. III. Band: Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus. München u. Leipzig 1927.
Wiedenfeld, Die nordwesteuropäischen Welthäfen (London, Liverpool, Hamburg, Bremen, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Le Havre) in ihrer Verkehrs- und Handelsbedeutung. Berlin 1903.
Ders., Abt. Welthandel, Weltverkehr und Weltwirtschaft (mit zahlreichen Einzelartikeln) im Wörterbuch der Volkswirtschaft. 3. Aufl. Jena 1911.
Ders., Erlebnisse und Betrachtungen auf einer Ostafrika-Reise. Essen 1911.
Ders., Sibirien in Kultur und Wirtschaft. Moderne Wirtschaftsgestaltungen, Heft 3. Bonn u. Berlin 1916.
Ders., Transportwesen. Grundriß der Sozialökonomik, Abt. V, III. Teil. Tübingen 1930.
Ders., Die Weltwirtschaft. In: Propyläen-Weltgeschichte, Bd. 10. Berlin 1934.

Raumbewältigung und Weltverkehr.

Bernard et Lacroix, L'évolution du nomadisme en Algérie. Alger 1906.
Dove, Verkehrsgeographie. Berlin u. Leipzig 1921.
Dunbar, A history of travel in America. 4 Bände. Indianopolis 1915.
Friederici, Die Schiffahrt der Indianer. Stuttgart 1907.
Ders., Malayopolynesische Wanderungen (Verh. des 19. deutschen Geographentags in Straßburg i. E. Berlin 1915. S. 198ff.)
Hassert, Allgemeine Verkehrsgeographie 2. Aufl. Leipzig u. Berlin 1913.
Hatt, Notes on Reindeer Nomadisme. (Mem. American Anthropological Association VI. 1919.)
Hennig, Hauptwege des Weltverkehrs. Jena 1911.
Karutz, Unter Kirgisen u. Turkmenen. Leipzig 1911.
Pollog, Der Weltluftverkehr. Leipzig 1929.
Ratzel, Politische Geographie. 2. Aufl. 16. Kap. Der Verkehr. S. 447ff. München u. Berlin 1903.
Rein, Die europäische Ausbreitung über die Erde. Potsdam 1931.
Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Berlin o. J.
Sapper, Allgemeine Wirtschafts- u. Verkehrsgeographie. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin 1930.
Ders., Amerika II: Geographische Kulturkunde. Berlin 1923.
Schakir-zade, Grundzüge der Nomadenwirtschaft (Diss.). Bruchsal 1931.
Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Leipzig u. Wien 1900. S. 448ff.
Supan, Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Gotha 1906.
Thünen, v., Der isolierte Staat. Hamburg 1826.

Koloniale Ausbreitung und Selbstbestimmungsrecht.

Obst, Die Wirtschaftsreiche in Vergangenheit und Zukunft. Hannover 1922.
Ders., England, Europa und die Welt. Berlin 1927.
Rein, Die europäische Ausbreitung über die Erde. Wildpark-Potsdam 1931.
Schubert, Afrika die Rettung Europas. Berlin 1929.
Supan, Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Gotha 1906.
Zimmermann, Die europäischen Kolonien. Berlin 1896—1903.

MACHT UND ERDE

Früher erschienen:

1. Band: **Die Großmächte**
vor und nach dem Weltkriege

24. Aufl. der „Großmächte“ Rudolf Kjelléns

3. Auflage der Neubearbeitung. In Verbindung mit Prof. Dr. H. Hassinger, Prof. Dr. O. Maull und Prof. Dr. E. Obst hrsg. von Prof. Dr. K. Haushofer

Mit 1 Bildnis Kjelléns, 1 statist. Anhang und 80 Textskizzen. Geh. *RM* 9.20, geb. *RM* 10.80

„Das Ganze ist bemerkenswert geschickt in sich ausgeglichen. Man erhält von jeder Großmacht ein knappes, aber alle wichtigen Probleme scharf beleuchtendes Bild.“ **(Zeitschrift für Völkerrecht.)**

„Was Ranke vor hundert Jahren in seinem geistvollen Essay über die großen Mächte in genialer Schau erfaßte: das Eigenleben, die Eigengesetzlichkeit und die Eigenpersönlichkeit dieser die politische Geschichte beherrschenden Gebilde — das ist in Kjelléns Meisterwerk für die Gegenwart in breitestem empirischem Rahmen und unter Verwertung besonders der neuesten geopolitischen Einsichten zu einer die Zeiten überdauernden großen Leistung ausgebaut worden . . . Der alte Kjellén in seinem neuen Gewande wird auch fernerhin eine unerschöpfliche Quelle historisch-politischer Belehrung bleiben.“
(Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung.)

2. Band: **Jenseits der Großmächte**

Unt. Mitw. von W. Geisler, A. Grabowsky, H. Lautensach, F. Leyden, K. C. v. Loesch, O. Maull, E. Obst, H. Oehler, H. Schrepfer, H. Staude, K. Trampler, L. van Vuuren hrsg. v. Prof. Dr. K. Haushofer. Mit 100 Kartenskizzen u. graph. Darstellungen. Geh. *RM* 11.80, geb. *RM* 13.50

„Für jeden Politischdenkenden ist die knappe umfassende Darstellung Haushofers eine Freude, und der Lernende wie der nach politischer Erkenntnis Strebende muß in den Ausführungen dieser Männer von großem politischem Ruf einen Wegweiser durch das Gestrüpp internationaler politischer und diplomatischer Geschehnisse erkennen.“ **(Wille und Macht.)**

„**Die beiden Bände** bilden ein weltpolitisches Handbuch, das man in den Händen jedes politisch interessierten Deutschen sehen möchte. Der Wunsch, ‚das Großvolk Mitteleuropas wieder auf einen seiner würdigen Weg zu führen und es darauf weiter emporschreiten zu sehen‘, lebte schon in Kjellén, dem aufrichtigen Freunde Deutschlands in schwerer Zeit. Aus diesem Wunsch erwuchs das vorliegende Werk, das dem deutschen Volk ein klares Bild dessen, was ist, geben will. Denn nur aus solcher kühlen Sachlichkeit, die allen heißen nationalen Willen durchdringt und leitet, kann unser Wiederaufstieg ermöglicht werden. Diese beiden Bände geben die geopolitische Grundlage für eine deutsche Außenpolitik, die fest in der deutschen Erde gründet.“
(Hamburger Tageblatt.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin